

**Der Wilde-Mann  
und  
das Feuerzeug.  
Eine bürgerliche  
Familiengeschichte  
von  
Otfried Mylius.**

## 1.

In einem weiten schönen Thale eines der anmuthigsten Gaue von Süddeutschland liegt die kleine Provinzialstadt Goggheim, an einem hübschen muntern Fließchen, dessen klare behende Wellen von Süden her längs dem Fuße der Stadtmauer vorübereilen. Die uralte riesige Mauer trägt theils niedliche, zu Terrassen umgeschaffene Gärtchen, welche die untersten Häuser des Städtchens von dem Wasser trennen; theils die Fundamente der hohen schmalen Häuser selbst, die dann ihre Giebel gerade im Wasser spiegeln. Die engen krummen Gasen des Städtchens ziehen sich ziemlich steil an der Lehne des Hügels hinan, dessen Gipfel ein stattliches altes Schloß krönt, einst der Sitz eines angesehenen mächtigen Dynasten-Geschlechts, nun aber wehrlos und halb verkommen zu Amtswohnungen für die Bezirksbehörden, die Geistlichkeit des Städtchens, zu Getreide- und anderen Magazinen umgewandelt. Der Hügel worauf das Schloß steht, und worauf das Städtchen sich hinzieht, bildet den Vorsprung eines mäßig hohen, sanftgeschwungenen Höhenzugs, welcher mehrere Meilen weit das linke Ufer des Fließchens besäumt und durch seine schmucken Rebgelände und stattlichen Laubwälder sowie durch einige malerische kegelförmige Spitzen mit starren, mitten aus Wald- und Laubschmuck emporragenden Felsenzinnen einen der lieblichsten Reize der Landschaft bildet. Denn jenseit der steinernen Brücke, die sich am Ende des Städtchens über das Fließchen schwingt, dehnt sich eine

weite fruchtbare Thalsohle stundenlang aus: grüne Wiesen, üppige Getreidefelder, freundliche Obstgärten breiten sich mit ihrer gesegneten Fülle hier aus und von drüben blicken über niedrige fruchtbare Hügel eines reich bebauten wellenförmigen Geländes, das eine äußerst malerische Abwechslung von Wäldern und Wiesen, Aeckern und Weingärten zeigt, die blauen Kuppen eines höhern Gebirgszuges herüber, dessen höchste Spitzen zum Theil mit malerischen Ruinen gekrönt sind. Rechnen wir dazu, daß Goggheim zu der Zeit, von welcher wir reden, nämlich zu Anfang dieses Jahrhunderts, noch seine altherthümlichen, zinnengekrönten Thorthürme und einige sehr schöne Kirchen hatte, von denen inzwischen einige dem nivellirenden Zuge der Zeit und den nothwendigen Erweiterungen des Städtchens zum Opfer gefallen sind: so wird man hoffentlich unserer Versicherung glauben, daß Goggheim, so klein und unbedeutend es auch damals sein mochte, mit Recht für eines der malerischsten und wohlhabendsten Städtchen jenes kleinen Landes galt, das unter den mehr als 200 deutschen Vaterländchen des weiland deutschen Reiches enthalten war.

Zu der Zeit von welcher wir reden, hatte Goggheim längst aufgehört, Residenz zu sein. Das Fürstenhaus dem es einst gehört, war ausgestorben; das reiche Kloster, welches jene Dynasten gestiftet und dotirt hatten, war schon seit der Reformation säkularisirt. Goggheim war nichts als eines jener kleinen Bauernstädtchen, wo – wie man zu sagen pflegt – der Bürger nicht zu Hause, wann der Bauer auf seinem Acker ist. Trotzdem aber hatte es sich

nicht nur einen großen Wohlstand erhalten durch rühri-  
gen Handel und Gewerbe, da es als einzige größere An-  
siedlung inmitten eines fruchtbaren Striches platten Lan-  
des lag, sondern war auch durch seine abgelegene, den  
großen Heer- und Handels-Straßen ferne Lage von dem  
Leide und Elend der Franzosenkriege ziemlich verschont  
geblieben und hatte nur die allgemeinen Folgen dersel-  
ben mitzutragen. Die Handwerker und die Kaufleute hat-  
ten ihr gutes Auskommen und waren in ihrer Zunft nicht  
engherzig, denn da fast jeder Bürger zugleich Wein- und  
Obstgärten, Wiesen und Felder besaß und ein Bißchen  
Landwirthschaft trieb, so konnte keiner dem Handwerk  
allzu viel oder ausschließlich seine Aufmerksamkeit wid-  
men, und es galt der Spruch vom ›Leben und Lebenlas-  
sen‹ unter der Bürgerschaft von Goggheim sehr viel.

Unter dem ganzen Gewerbestand waren eigentlich nur  
drei Privilegirte, durch förmliches Monopol geschätzte;  
das waren der Schloßmüller, welcher die ehemals fürstli-  
che Bannmühle am untern Ende des Städtchen erworben  
hatte; der Apotheker Huland, dem die sogenannte Hof-  
Apotheke zum ›Wilden-Mann‹ gehörte; und der Buch-  
drucker Christian Nagler in der Brückenthorgasse, in des-  
sen Verlage das ›Goggheimer Amts- und Nachrichtenblatt‹  
erschien. Das Haus welches der letztere bewohnte, hieß  
das ›Feuerzeug‹, – ein seltsamer Name auf dessen Ur-  
sprung wir noch zurückkommen werden.

In Zeiten der Noth, wo Gewerbe und Handel durch  
Krieg oder Mißwachs darniederlagen und alle litten,  
blickten die Bürger von Goggheim bisweilen mit Neid

und Scheelsucht auf die drei Privilegirten, welcher keiner Konkurrenz ausgesetzt waren; oder manchmal, wann am Sonntag Abend im ›Engel‹ von dem Reichthum des Schloßmüllers oder des Hofapothekers die Rede war, sagte der Eine oder der Andere: »Ja, die haben gut reich werden, so lange sie die Einzigen im Orte sind, bei denen alles arbeiten lassen muß.« Wenn sie von Meister Nagler nichts Derartiges sagten, so war dieser daran selbst schuld. Ueber ihn äußerte man höchstens: »Na, der könnte am Ende mit einer Goldgrube fertig werden! Wollte Gott, ich hätte solch ein Geschäft wie er! ich würde es anders betreiben. Allein wann es der Ziege zu wohl ist, geht sie auf das Eis . . . «

»Und bricht ein Bein, – und das wird bei dem Buchdrucker auch nicht ausbleiben!« setzte dann wohl ein Anderer hinzu.

Mit dem Druckerherrn hatte es allerdings ›seine eigene Bewandniß‹, wie man im Städtchen zu sagen pflegte. Der alte Nagler hatte das kleine schmale Haus in der Brückenthorgasse sammt dem Geschäft schuldenfrei übernommen und noch eine bemittelte Frau geheirathet, und von seinen vier Kindern war nur ein einziger Sohn am Leben geblieben, der sich dem Berufe des Vaters gewidmet hatte; aber trotzdem war der Mann von Jahr zu Jahr zurückgekommen durch eigene Schuld. Von seiner schwachen Mutter verzogen, war er im Bewußtsein eines anständigen künftigen Erbes und lohnenden Geschäfts aufgewachsen und träge, stolz und verschwenderisch geworden. Zu Anfang seiner Selbständigkeit hatte er Pferde

und Wagen gehalten und allerlei Liebhabereien nachgehungen, namentlich der Jagd und dem Spiel, und sich an eine Gesellschaft roher, arbeitsscheuer junger Leute angeschlossen, von jenem Schlage, von welchem man im Volksmunde sagt: er mag essen oder trinken was er will, so will ihm keine Arbeit munden. Karten und Würfel hatten im Verlauf der Zeit einen Weinberg und Garten oder Acker um den andern verschlungen weil der Druckerherr hinter jedem Wirthsschilde eher anzutreffen war, als hinter dem uralten gemalten Schilde über seiner eigenen Thüre, dessen verblichene Farben und steife Contouren eine Buchdruckerei darstellten, worin zwei Männer in weißen Hemdärmeln und Papiermützen, mit kurzen rothen Hosen und schwarzen Schürzen, in blauen Strümpfen und Schnallenschuhen mit rothen Absätzen an einer hölzernen Presse drückten, während daneben an einem steilen Setzkasten mit vielen Fächern ein Mann in einer Allongeperrücke, einem kurzen blauen Sammetrocke, rothen Kniehosen, weißen Strümpfen und einem Degen an der Seite ein Buch setzte, das auf feinem Tenaikel aufgesteckt die Legende zeigte: ›Im Anfang war das Wort.‹ Dieses Bild in der Allongeperrücke sollte, wie die Sage ging, den Ahnherren des damaligen Buchdruckers darstellen, welcher zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit Unterstützung der hochfürstlichen Herrschaft die erste Buchdruckerei in Goggheim gegründet hatte und um die Zeit des siebenjährigen Krieges als Rathsherr und einer der angesehensten Bürger des Städtchens verstorben

war. Jetzt hing es noch als Wahrzeichen vor dem kleinen Hause, und verkündigte den durchreisenden Jüngern der edlen Buchdruckerkunst, wo sie ihre übliche Reise-Unterstützung oder Viaticum zu holen hätten.

Dieses Bild nun rechtfertigte keineswegs den Namen des ›Feuerzeugs‹, welchen man dem Häuschen gegeben hatte, und der Ursprung dieses Spitznamens mußte also anderswo zu suchen sein. Und so war es auch. Dieser Name galt nur der kleinen Buchdruckerei des Meisters Nagler und deren mangelhafter Einrichtung, und war von seinen eigenen Gehilfen aufgetrieben und allmählig nicht nur stadt- sondern landeskundig geworden. Als nämlich die Grundstücke und die Kapitalien allmählig durch Christian Naglers unersättliche Kehle und karten-gewandte Hände gewandelt und Häuschen und Geschäft mit Hypotheken überladen waren, und es ihm an Mitteln zum größeren Betrieb wie an der Thatkraft und Emsigkeit zu einem solchen fehlte, hatte er drei von seinen vier Pressen nach und nach verkauft und ebenso den reichen Vorrath der vom Vater ererbten Lettern und Utensilien allmählig heruntergebracht bis auf das zum einfachsten Betriebe alleräußerst Nothwendige, und da auch dieses nie mehr durch alle Lettern und Geräthe ersetzt wurde, so war alles nachgerade in einen solch elenden, schlott-rigen und delabrirten Zustand gekommen, daß es nur

noch eine Art Entschuldigung von einer wohleingerichteten Buchdruckerei war, – ein jämmerliches Ding, welches die Druckergehülfen höhrend ›ein wahres Feuerzeug‹ nannten. Ohnedem hatten sie sich von dem Principale keiner Behandlung zu erfreuen, welche sie mit einiger Anhänglichkeit an ihn gebunden hätten. Meister Nagler, von jeher schroff und hochmüthig, war angesichts seiner zurückgegangenen Vermögens-Verhältnisse auch noch verbittert und menschenfeindlich geworden; und hatte er ehemals ein lustiges Genußleben geführt, so war er in reiferen Jahren, nachdem der Tod die Reihen seiner Zechbrüder und Jagdkumpane gelichtet, dahin gekommen, im Wein und Branntwein den nagenden Wurm der Selbstvorwürfe zu ertöden, den er nun Tag und Nacht in sich trug. Er war noch gröber und eigensinniger geworden als jemals; er lag beinahe mit jedermann in Fehde und Unfrieden, am meisten aber mit seinen Arbeitern. Kaum daß er noch einen Lehrling fand, der sich, da er kein Lehrgeld zu bezahlen hatte, auf die üblichen vier oder fünf Jahre zu ihm verdingte, aber dann am Tage seiner Lossprechung sogleich davon lief. Hatte sich je ein anständiger Gehilfe bei ihm eingestellt, so trieben diese die Verhältnisse alsbald fort, und er pflegte die etwa zureisenden Kollegen sogleich vor einer Stelle zu warnen, wo man für schlechte Kost und geringe Bezahlung nur angestrengt arbeiten und die unfreundlichste Behandlung haben sollte und die wenigen Stunden des Tags hindurch, während deren der Principal in seinem

Geschäft ab und zu ging, nur Fluchen, Toben und Schelten hörte. So war es endlich so weit gekommen, daß das Goggheimer ›Feuerzeug‹ auch unter den Buchdrucker-Gehilfen von ganz Süddeutschland verrufen war, und sich höchstens nur ein Fechtbruder oder Strohmeyer, wie es damals deren unter allen Gewerben galt, oder ein von der äußersten Noth geplagter Gehilfe dazu verstand, einige Wochen in dem ›Feuerzeug‹ auszuhalten. Und doch mußte sich jeder, der nur einigermaßen Einsicht in die Verhältnisse bekam, sagen: daß das Geschäft ein ausgezeichnetes sein müsse, wann Meister Nagler es noch nicht ganz zu ruiniren vermocht habe.

Das schnurgerade Gegentheil des Principals war dessen stille resignirte Frau, welcher die Expedition und Verrechnung des ›Blättchens‹, d. h. des Amts- und Intelligenzblatts, oblag. Ohne sie und ihren geduldigen Fleiß wäre Meister Nagler längst durch seine Gläubiger von Haus und Hof gejagt worden; ihr gelang es, wenigstens soviel von dem Ertrag des Geschäfts zu erübrigen, daß die Steuern und Zinse mit leidlicher Pünktlichkeit bezahlt werden konnten, und der Papiermüller drunten auf dem Wörth sich dazu verstand, das zu dem ›Blättchen‹ nöthige Papier noch Riesweise gegen baare Bezahlung zu liefern. Und obschon sie die Tochter eines Superintendenten war, verschmähte sie es doch nicht, zuweilen selbst mit Hand anzulegen, soweit es ihre schwachen Kräfte erlaubten, wann es an Gehilfen fehlte, nur damit das ›Blättchen‹, die einzige und letzte Hülfquelle der Familie, immer rechtzeitig erscheinen konnte. Ihr allein zu

Liebe ward auch von Seiten der Behörden das ›Blättchen‹ noch unterstützt, und das ganze Städtchen bemitleidete sie, vielleicht mit einziger Ausnahme des alten Apothekers Huland im ›Wilden-Mann‹ am Markte droben, von dem die Rede ging, daß er einst selber ein Freier der schönen Superintendenten Tochter gewesen, aber von dem schmuckeren jungen Druckerherrn verdrängt oder überflügelt worden sei. Der Hofapotheker war nämlich ein kleines schwächliches Männchen mit einem unangenehmen Gesicht und einer hohen Schulter, welche die böse Welt seinen ›Verdruß‹ nannte, und hatte schon in jungen Jahren für einen Geizhals und engherzigen Neidhardt gegolten, was nicht unbegründet sein mochte, da sich diese schlimmen Eigenschaften, seines Gemüthes bei ihm im Lauf der Zeit ganz entschieden entwickelt hatten. Jedermann im Städtchen behauptete auch, der alte Hofapotheker habe durch sein Faktotum, den Juden Löw Herschle, nur darum die letzte Hypothek auf des Buchdruckers Häuschen gegeben, um über kurz oder lang sich einmal an dem Letztern oder dessen armer Gattin für das zu rächen, was ihn einst so sehr gekränkt; und es war bei des kleinen Bucklichten Gemüthsart schon anzunehmen, daß ihm ein solches Motiv zuzutrauen sei, wann er dabei keinen Verlust zu riskiren habe, denn der Geiz und die Habsucht waren ohne Zweifel bei ihm die weitaus überwiegenden Leidenschaften.

## 2.

So standen die Sachen in dem ›Feuerzeug‹, mit dessen Zuständen wir unsere Leser zunächst vertraut machen wollen, als eines Tages Heinrich Nagler, des Druckerherrn Sohn, aus der Fremde zurückkehrte. Heinrich hatte sich dem Berufe seines Vaters gewidmet. jedoch nicht im elterlichen Hause, sondern bei einem entfernten Verwandten seiner Mutter in der Universitätsstadt A., denn Frau Nagler hatte es ihrem Gatten abgeschmeichelt und abgerungen, daß Heinrich auswärts seine gewerbliche Erziehung erhalten solle, damit er ein besseres Beispiel vor Augen habe, als dasjenige des verwahrlosten Vaters. Er war nach beendigter Lehrzeit nur auf einige Monate daheim gewesen, um sich zu überzeugen, wie gegründet die Besorgnisse und stillen, discreten Anspielungen der Mutter auf ihre eigene Lage und die Zukunft der Familie seien. Er hatte von dieser das stille fügsame Gemüth und die Geduld geerbt, aber auch die Abneigung vor aller Rohheit und Verthierung, welche – wie er mit dem tiefsten Schmerz bemerken mußte – den Vater in seiner Gesellschaft von Jägern, Müßiggangern und Saufbrüdern zur andern Natur geworden war; und einige schüchterne Einwürfe und Vorstellungen, die er sich dem Vater gegenüber erlaubt, hatten zu Auftritten geführt, die ein dauerndes gutes Einvernehmen zwischen Vater und Sohn kaum hoffen ließen. Daher war es der stillen duldenden Mutter, welcher der Frieden über Alles ging, ein Anliegen

gewesen, ihren Heinrich aus der Nähe des Gatten fortzuschaffen, um ihn dessen bösem Vorbild und Beispiel zu entziehen, und sie sandte ihn deßhalb auf die Wanderschaft. Ihre Briefe und die Schilderungen von den häuslichen Zuständen, welche überdem auch dem davon tief betrübten Sohne von anderer Seite her durch den Mund zuwandernder Kollegen in weiter Ferne zukamen, pflanzten in das Gemüth des jungen Buchdruckers die Keime einer stillen Schwermuth und Verslossenheit, aber zugleich auch den festen Vorsatz, ein braver tüchtiger und brauchbarer Mensch zu werden und die Ehre des Hauses zu retten, wann – wie der ganzen Natur der Sache nach zu befürchten stand, – über kurz oder lang ein jäher Tod den Vater hinraffe. Der Gedanke an die Zukunft seiner Mutter bewog Heinrich zugleich zur ängstlichsten Sparsamkeit.

Heinrichs Heimkehr war jetzt auf den Wunsch der Mutter erfolgt, denn die Schwierigkeiten hatten sich so gehäuft und gemehrt, daß Frau Beate nicht länger mehr allein Rath wußte. Der alte Nagler kam nur noch nach Hause, wenn er wieder Geld brauchte oder die Wäsche wechseln mußte, und erzwang sich ersteres durch Mißhandlung seiner Frau, während gleichzeitig kein Gehilfe mehr bleiben wollte, um mit der armen Frau zu hungern und zu darben und wochenlang auf sein wohlerworbenes Geld zu warten. Mit Heinrichs Eintritt in das Vaterhaus besserten sich dessen Verhältnisse wieder einigermaßen, denn der Vater hatte noch nicht so sehr alles Gewissen und alle Rücksicht verloren, daß er sich nicht vor

dem Sohne geschämt hätte, als dieser, ein stattlicher kräftiger junger Mann von 26 Jahren, ihn mit kurzen Worten gefragt hatte: was denn bei einer solchen Wirthschaft noch aus der armen guten Mutter werden solle, nachdem Alles in die Brüche gegangen, um den Müßiggang und die Trunksucht des Vaters zu befördern? – Ein krampfhaftes Schluchzen und Weinen des alten Nagler, als er sah, daß der Sohn in seiner verzweiflungsvollen Ruhe und Ueberlegenheit weder in Worten noch physisch mit ihm hadern wollte, sondern ihn nur mit der ganzen Gewalt der Thatsachen niederschlug, zeigte Heinrich, daß sein unglücklicher Vater dem letzten Stadium des Trunkenbolds, dem Säuferwahnsinn, nicht mehr ferne sei; und man kam nun überein, daß die Führung der Geschäfte nur dem Sohn überlassen bleiben, der Vater dagegen auf ein tägliches Taschengeld gesetzt werden solle, das er beliebig verzehren könne. So geschah es denn, daß der alte Nagler gewöhnlich um Mittag erst aufstand, sein Mittagbrod allein verzehrte und dann fortging, um mit Einbruch der Nacht wieder halb bewußtlos heimzuwanken und sein Bette zu suchen, in welches er gewöhnlich von seiner Gattin gebracht werden mußte.

Heinrich litt unter diesen Verhältnissen namenlos, denn er besaß einige Bildung und ein lebhaftes Ehrgefühl. Auf seinem bleichen verkümmerten Gesicht lag eine düstre Schwermuth; er war menschenscheu und in sich gekehrt, suchte keinen Umgang, sondern vermied ihn eher und arbeitete früh und spät, und seine einzige Erholung war das Gärtchen hinter dem Hause, die

schmale Terrasse oberhalb der Stadtmauer die er aus einem entsetzlichen Zustand der Verwilderung wieder in ein kleines lachendes Paradies voll Blumen und Rebspalieren umschuf. Hier, mit irgend einem guten Buch in der Hand, oder auf einsamen Spaziergängen durch Wald und Feld und in die Berge hinein, die dort nach Osten hin blauten, verbrachte er seine seltenen Mußestunden. Der mehr als oberflächliche Beobachter konnte es dem jungen Mann ansehen, wie schwer die Schmach der Familie auf ihm lag, wie die Schande des Vaters ihm das Leben verbitterte und ihn in die Einsamkeit trieb; allein die gewöhnlichen Menschenkinder dachten nicht so weit, sondern belegten ihn mit dem Namen eines Träumers und schlaffen Burschen und schalten ihn einen Kopfhänger. Und allerdings war die Kirche auch der einzige Ort, wo Heinrich sich unter die Leute mengte, denn in seinem Gemüthszustande war ihm die Religion der einzige Trost bei der allgemeinen Zerrüttung, die über sein Elternhaus hereingebrochen war.

Eines Nachmittags lief das halbe Städtchen in der Gasse vor dem ›Feuerzeug‹ zusammen, denn man hatte den alten Nagler, den der Schlag droben im ›Engel‹ gerührt, soeben als Leiche nach Hause getragen. Sein schreckliches Leben hatte ein schauerliches Ende genommen, und Niemand beklagte seinen Hingang, als die Gattin und der Sohn, die an die Ewigkeit dachten. Die Leute im Städtchen aber meinten: »Na, der Frau Beate und dem Heinrich wird zwar nun wohl sein, daß er fort ist! Aber was wird nun daraus werden?« – »Jenun, die alte Frau wird

in's Gutleuthaus kommen und der Heinrich wieder in die Fremde gehen,« sagten Andere; »gehört ihnen ja doch kein Span mehr vom ganzen Anwesen. Und Heinrich der Kopfhänger ist auch nicht der Mann, der das Geschäft wieder in die Höhe bringt!«

Heinrich hörte davon und las es in den Blicken der Nachbarn; aber er grollte darob nicht, sondern sagte nur im Stillen: Wir wollen sehen, wer den Kopf oben und Recht behält! Vorerst sollen sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben! Und einige Wochen nach des Druckerherrn Tode schrieb das Syndikat des Städtchens eine Zusammenberufung der Gläubiger des verstorbenen Christian Nagler aus, und diese kamen auf dem Rathhaus zusammen und hielten Rath, wie sie wieder zu ihrem Gelde kommen wollten, was wohl schwer hielt, denn die Verlassenschaft war von Gerichtswegen so niedrig taxirt worden, daß die Schulden um ein Namhaftes die Aktiven überstiegen; die Gläubiger schauten einander stumm und verlegen an, als sie dieses Ergebniß erfuhren, obschon es eben nicht sehr unerwartet kam, denn in einem solchen Falle will Keiner zuerst sich zu einem kleinen Verlust bequemen. Da trat Heinrich, welcher mit seiner Mutter der Verhandlung ebenfalls beiwohnte, aus der Ecke hervor, wo er seither stumm und unbeachtet gesessen hatte, und bat den Syndikus höflich um's Wort. Sein Haupt war hoch aufgerichtet, sein blasses Gesicht von einer gewissen Aufregung geröthet, und in seinen Augen leuchtete ein Feuer, eine Entschlossenheit und Zuversicht, wie

sie Niemand hinter dem sonst so scheuen Manne gesucht hätte.

»Meine Herren,« hub er ruhig und klar an, obschon ihm anfangs die Stimme einigermaßen bebte; »was ihr hier gehört und erfahren habt, kann Niemand befremden, denn das Unglück, welches unsere Familie betraf, ist nicht erst von heute und gestern. Meine unglückliche Mutter und ich sind nicht daran Schuld, wie männiglich bekannt ist, denn wir haben keine Bitten und Vorstellungen gespart gegen denjenigen, welcher alles verschuldet hat und über welchen zu urtheilen mir nicht geziemt. Auch ist mit Klagen und Verdammen nichts gerichtet, und solches hilft euch nicht zu eurem Gelde. Darum will ich einen andern Vorschlag thun. Es steht in eurer Macht und ist euch ein Leichtes, meine Mutter und mich hinauszweisen aus einem Haus und Geschäft, das mein Urgroßvater gegründet hat und das nun schon seit hundert Jahren in den Händen unserer Familie ist; allein es würde doch nicht euch allen zur vollen Befriedigung verhelfen, sondern wenigstens Einigen Verlust bringen und vielleicht Hader um die Vorzugsrechte. Das Sicherste aber, was ihr dadurch erzielen würdet, wäre, daß ihr meine arme hochbetagte und unschuldige Mutter in's Elend und Armenhaus verstoßen und mir jedes ehrliche Fortkommen verschließen würdet, denn als der Sohn eines Gantmanns könnte ich doch nicht hier bleiben noch jemals wieder Credit finden. Daher wird es christlicher und menschlicher sein, wann ihr der Mutter und mir so Haus als Geschäft lasset und wir die Verbindlichkeiten

übernehmen. Gebt uns fünf Jahre Borgfrist, und wie auch seither die Mutter eure Zinsen pünktlich und treulich bezahlt hat, so hoffe ich euch allen mit Gottes Hilfe im Lauf der Zeit mit Kapital und Zins gerecht zu werden, und ihr habt die Genugthuung, mir freundnachbarlich und mitbürgerlich zu helfen, daß ich meiner guten Mutter eine Heimath erhalte und meiner Familie ihren ehrlichen Namen rette, denn ich getraue mir die Kraft zu, bei Fleiß und Genügsamkeit allen Gläubigern gerecht zu werden.«

Die Zuhörer saßen mäuschenstill in der Runde, denn der Vorschlag Heinrichs kam ihnen ganz unerwartet und erregte eben so viel Erstaunen als Ueberraschung, denn Niemand hatte dem schweigsamen gedrückten Manne den Muth zugetraut, so offen und mit einem Plane von solch anscheinender Kühnheit und Tragweite aufzutreten. Gleichwohl aber leuchtete der Vorschlag einigen der Gläubiger von der materiellen Seite ein, und fand bei anderen eine günstige Aufnahme, weil etwas Männliches darin lag. Der Syndikus insbesondere schien das Vorhaben des jungen Mannes entschieden zu billigen und befürwortete es bei den Gläubigern nachhaltig. Wenn sie anstatt eines alten und unsoliden Schuldners einen jungen, rührigen und soliden bekamen, – meinte er, – so sei das ja die beste Hypothek von der Welt, und sie führen dabei besser als bei einem Zwangsverkauf, dessen Ergebnis möglicherweise ein sehr ungünstiges oder unsicheres sein konnte. Ein gutes Wort findet immer eine gute Statt, und der Papierm'ller vom Wörth war einer der ersten der dem Vorschlage beitrug.

»Der Heinrich ist immer ein guter Sohn und ein fleißiger Arbeiter gewesen,« sagte er; »wenn er so fortfährt, wie seit seinem Hiersein, so kann ihm der Segen Gottes nicht fehlen, und ich will ihn und seine brave Mutter nicht in's Elend treiben. Ich stunde meine Forderung gern noch auf einige Jahre.«

Seine Gründe fanden auch bei Anderen Anklang, und dem Zureden des Syndikus gelang es, auch die übrigen Gläubiger zu einem Borgvergleich zu bewegen, dem alle beitraten bis auf den alten Huland aus dem ›Wilden-Mann‹. Dieser hatte schon längst ein Plänchen fertig, wie er das ›Feuerzeug‹ an sich kaufen und mit Vortheil wieder an einen andern jungen Mann verkaufen könne, den er sich schon dazu ausersehen; ein Handel bei welchem er, wie man zu sagen pflegt, ein Ferkel stechen wollte.

»Ich habe die letzte Hypothek und die größte,« sagte er, »an mir würde sich die Masse erschöpfen, wenn es mit dem jungen Nagler schief ginge. Ich kann einem solch riskirten Vertrage nicht beitreten.«

Heinrichs Bitten und des Syndikus Vorstellungen vermochten nichts über den hartherzigen Mann, und das laute Schluchzen der Frau Beate schien ihm sogar eine gewisse Befriedigung zu gewähren. Die übrigen Gläubiger schwiegen verdutzt, und der Syndikus sagte am Ende achselzuckend: »Jenun, wenn der Herr Hofapotheker nicht will, so ist meine Bemühung umsonst.«

»Wie aber, wenn ihm Jemand seine Forderung ablösen würde?« fragte der Papiermüller von dem Wörth. »Wenn

Meister Hulan nicht anders will, so bezahle ich ihm seine tausend Gulden zurück und borge auch seine Hypothek dem Heinrich Nagler. Ist das zulässig, Herr Syndikus?«\*

»Vollkommen, Meister Papiermüller; dann kann bei Zustimmung der Uebrigen der Vertrag zu Stande kommen. Sind Sie damit einverstanden, Herr Hofapotheker, daß Ihnen Ihre Forderung binnen drei Monaten zurückbezahlt wird?«

»Wenn ich mir die Kündigung gefallen lassen *muß*, so bedarf es keiner Zustimmung von meiner Seite,« sagte der Buckelorum. »Wann Meister Färber übriges Geld hat, das er an solche unreife Pläne hängt, ist es nicht meine Sache, so er zu Verlust kommt. Jeder sehe wie er's treibe!«

»Wahr gesprochen, Herr Hofapotheker,« sagte Meister Ferber der Papiermüller. »Laßt mich ein solcher Thor sein, denn unser Herrgott hat ja allerhand Kostgänger, und damit Ihr Euch mit dem Heinrich Nagler nicht zu placken braucht, so zahl' ich Euch morgen den Schuldbetrag sammt Zins.«

»Soll ein Wort sein!« erwiderte der alte Hulan ganz giftig vor Zorn, daß ihm sein Anschlag mißlang. »Dann habe ich, glaub' ich, hier nichts weiter zu thun!« Und er ging.

Das Vergleichs-Instrument ward sogleich aufgesetzt und unterschrieben, und Heinrich Nagler trat nun in den Besitz des ›Feuerzeugs‹. Wie er seinerseits die Urkunde ebenfalls unterschrieben hatte und weggehen wollte,

tippte ihm der Papiermüller noch auf die Schulter und bat ihn noch einen Augenblick da zu bleiben.

»Meister Heinrich,« sagte er, als die Anderen fort waren bis auf den Syndikus und seine Schreiber; »Ihr habt wohl vergessen, daß zum Umtrieb eines solchen Geschäfts auch Geld gehört, sonst steht Ihr nur auf Einem Bein. Darum wenn Ihr noch einige hundert Gulden zum Umtriebe braucht, so kommt zu mir und ich gebe sie auch auf Handschrift.«

»Ich danke Euch herzlich, Meister Ferber! Ihr seid ein Ehrenmann,« entgegnete Heinrich und drückte dem alten Papiermüller mit Thränen in den Augen die Hand. »Vorerst aber hoff' ich mit Gottes Hilfe allein stehen zu können; ich habe mir in der Fremde dreihundert Gulden erspart und damit gedenk' ich mein Geschäft schon umtreiben zu können.«

»Dann um so besser und desto mehr Ehre für Euch,« sagte der Papiermüller, und lobte den jungen Druckerherrn, und auch der Syndikus schien erfreut, daß er seine Unterstützung einem Würdigen habe angedeihen lassen.

Der Borgvergleich machte viel von sich reden und die Meinungen waren getheilt, aber die Meisten prophezeiten dem Papierer, er werde seinem Gelde nachsehen müssen, denn der Heinrich sei in den schweren Kriegszeiten nicht im Stande, das heruntergekommene Geschäft wieder emporzubringen. Gleichwohl aber verdammten die Leute einstimmig den hartgesottenen filzigen Apotheker. Heinrich jedoch ging nach Hause, legte sich ein Hausbuch an, auf dessen erste Seite er schrieb: »Mit Gott den

Anfang, sonst geht's den Krebsgang!« und darnach trug er alle die Schulden ein, die er von seinem Vater übernommen hatte, damit er immer vor Augen habe, was ihm zu leisten oblag. Es war mit dem stillen gedrückten jungen Manne eine eigenthümliche Veränderung vor sich gegangen: die Liebe zu seiner armen Mutter und der Gedanke, daß er die Schmach seines verblendeten Vaters vergessen machen müsse, hatten seine ganze Thatkraft wachgerufen, und ihn mit einem rastlosen Eifer durchglüht. Er arbeitete Tag und Nacht um sein Geschäft so schwunghaft zu betreiben, als es nur bei damaligen kriegsläufigen Zeiten möglich war, und erwies sich als ein Mann, der seinem Fache ganz gewachsen war. Der Inhalt des ›Blättchens‹ zeigte bald, daß eine rege umsichtige Hand es leite, denn es brachte nicht nur eine vollständige Uebersicht der neuesten Weltbegebenheiten in jener ereignißreichen Zeit so schnell, als nur die Post ihm die paar großen Zeitungen von damals, den Nürnberger und den Hamburger Korrespondenten und ähnliche, in's Haus schaffte, sondern auch noch eine Menge kleinerer Aufsätze zu Lust und Lehre und zum Troste unter solch traurigen schweren Zeiten, und das Goggheimer Amtsblatt ward im ganzen Kreise gern gelesen, denn jedermann war ja begierig zu erfahren, wie es denn draußen in der Welt zugehe, und was der Bonaparte für Geschichten mache. Und allmählig bekam er auch von auswärts Druckgeschäfte von den Buchhändlern in den Nachbarstädten und es währte nicht lange, so knarrte in dem

Feuerzeuge auch noch eine zweite Presse, und die achtbarsten Leute bewarben sich darum, daß Heinrich ihre Söhne in die Lehre nehme, und die Gehilfen blieben gern bei dem billigdenkenden höflichen Manne, der trotz seinem Ernste stets einen merkwürdigen Gleichmuth bewahrte und dessen Hände überall selbstthätig mit ein- und angriffen. Dann druckte er auch einen Kalender: den ›klugen Hausvater‹, worin neben allerhand schönen und lehrreichen Geschichten auch eine Menge wichtiger Recepte und Rathschläge für jede Hauswirthschaft für Feldbau und die Viehhaltung zu finden waren, und an dessen Bauern- und Wetterregeln das Landvolk glaubte wie an ein Evangelium, und der zu vielen Tausenden sich nah und fern verkaufte. Und weil in den schweren Zeitläufen der Mensch gar absonderlich ernst gestimmt und zur Religion hingewiesen wurde, so druckte er auch gute alte Erbauungsbücher, an denen manches Gemüth sich in jenen Tagen des Bedrängnisses wieder aufrichten konnte, und die bald in den meisten Bürgerhäusern Eingang fanden neben den alten Postillen und dem Habermännchen und dem Paradiesgärtlein. Item, der Segen des Herrn ruhte auf Heinrichs Arbeit, und er bekam damit auch Ehre und Ansehen bei seinen Mitbürgern. Er blieb sich ganz gleich in seiner Bescheidenheit und Zurückgezogenheit, lebte schlicht und recht, und kränkte niemand; er pflegte

seine kränkliche Mutter wie seinen Augapfel und bereitete ihr durch seine Zärtlichkeit den heitersten sorgenfreiesten Lebensabend. Er suchte seine Freuden nicht außerhalb des Hauses, sondern in seinem Gärtchen und bei guten Büchern, und im Umgang mit einigen älteren Freunden, die er sich erworben hatte und deren Rath er stets nachsuchte, weil er dem eigenen Urtheil und seiner eigenen geringen Welterfahrung nicht traute. Unter diesen Freunden aber war Meister Ferber, der alte Papierer, einer der geschätztesten; ohne seine Billigung that er nichts und nur selten verging ein Sonntag, ohne daß er dem alten Herrn nicht einen Besuch machte, denn er glaubte ihm dieses Vertrauen schuldig zu sein. Und als er die ersten paar hundert Gulden zusammengespart hatte und sie dem Alten bringen wollte, um einen Theil seiner Verbindlichkeit abzutragen, sagte der wackere Mann: »Nicht also, Heinrich! zahlt erst die anderen Hypotheken ab, die mir vorangehen. Ich bin der Letzte und will es sein. Sind sie gedeckt, steigt ja dadurch meine Sicherheit.« Davon war er nicht abzubringen Und so kam es denn, daß nach ungefähr vier oder fünf Jahren Heinrich nur noch den Papierer zum Gläubiger hatte, und daß er mittlerweile sein Geschäft ausgedehnt und sein Häuschen renovirt und einige Grundstücke wieder erworben hatte, die einst seinen Voreltern gehört. Alles was er begann, gelang ihm, denn er that nichts unbedacht, sondern führte seine wohlerwogenen Pläne mit einer eisernen Zähigkeit und Ausdauer durch, war streng rechtlich und rührig und

geordnet, artig und friedfertig gegen jedermann, still und bescheiden, und vor Allem ein musterhafter Sohn.

Nur Eines befremdete die guten Goggheimer – daß nämlich Heinrich noch immer ledig blieb, während er doch sein sichres Auskommen hatte. Viele Mütter hatten ein Auge auf ihn als Tochtermann, und selbst der Hofapotheker bereute jetzt, daß er sich damals so gehässig gezeigt, und ließ ihm seine jüngste Tochter durch einen Mittelsmann zur Frau anbieten. Aber Heinrich schlug es rundweg ab und meinte, er wolle keinen Apfel von einem solchen knorrigen Holzapfelstamme. Und selbst als sein einstiger Lehrherr ihm seine Tochter anbieten ließ, die zwar einen kleinen Höcker und einen kurzen Fuß hatte, aber einen hübschen Sack voll Geld zur Mitgift brachte, um jene Mängel auszugleichen, lehnte Heinrich artig aber entschieden ab, weil er, wie er sagte, kein Herz zu dem Mädchen hatte, das in seiner Heimath nur den Beinamen ›der Druckfehler‹ führte. Er brauche noch keine Frau, so lange seine gute Mutter lebe, meinte er. Allein der Grund zu seinem Ledigsein lag wohl anderswo, und nicht alle Leute waren so blind, denselben zu übersehen. Meister Ferbers jüngste Tochter, die dem verwittweten Vater die Wirthschaft führte, war ein hübsches, bescheidenes und doch munteres Mädchen, fleißig und brav, und dem ernstesten, gesetzten Manne, welcher so oft bei ihrem Vater aus- und einging, von Herzen gewogen; und wenn Heinrich so beinahe jeden Sonntag in dem Häuschen auf dem Wörth vorsprach, so hatte Carolinens freundliches Gesicht das bei seinem Anblick immer mit einer holden

Röthe überlief, gewiß auch einigen Antheil an der Zugkraft, welche die Papiermühle auf ihn ausübte. Und Meister Ferber schien diesem Bunde auch gar nicht abhold zu sein, wenn er auch that, als bemerke er nichts, und er wartete gewiß auf eine Werbung des jungen Druckerherrn; allein Heinrich hatte hierüber seine eigenen Ansichten und Grundsätze, und war längst mit sich einig, nicht eher um Carolinen zu freien, als bis er seine Schuld an Meister Ferber abgetragen sammt Zinsen bei Heller und Pfennig.

Dieses Ziel zu erreichen, ward dem jungen Druckerherrn nicht leicht; aber endlich kam doch ein Tag, wo er mit einem schweren Säckchen unter dem Arme und einer Rolle Papier in der Hand sich mit bewegtem Gemüth nach dem Wörth auf den Weg machte. Freude und Ernst, Hoffnung und Bangen wechselten in seiner Seele, und Heinrich fühlte sich heute weniger ruhig und gefaßt, weniger sicher und gleichmüthig als sonst. Schon die Wahl des Tages war eine bedeutsame: Carolinens 25ster Geburtstag, zu dessen Feier Heinrich sich erkühnt hatte, ein kleines selbstverfaßtes Gratulations-Gedicht auf ein Blatt rosa Atlas zu drucken, welches er ihr, nebst einigen Abzügen auf Papier, eben in jener Rolle überreichen wollte, wie solche Huldigungen von jeher unter den Buchdruckern üblich gewesen sein sollen, obschon wir es nicht für sehr taktvoll finden, daß immer sogleich eine ganze Officin wissen muß, was das Herz des Einzelnen bewegt und was dessen süßes Geheimniß sein sollte. Als Caroline den jungen Druckerherrn über den Wiespfad

herunterschreiten sah, überglühte eine holde Röthe ihr frisches Gesicht und ein Lächeln verklärte ihre Züge; sie war gerade im Gärtchen beschäftigt, und er mußte an ihr vorüber. Befangener als er ihr gegenüber je gewesen, begrüßte er sie und stammelte einen Glückwunsch; sie reichte ihm über den Zaun herüber freundlich dankend die Hand, die in der seinigen leicht zitterte, blickte ihm erglühend in die treuen blauen Augen und senkte dann die ihrigen verschämt. Dieß gab ihm Muth; er schaute ihr mit einer erwartungsvollen Spannung in's Antlitz, gab ihr die Rolle und erfaßte dann ihre Hand auf's neue.

»Und damit Sie sehen, Jungfer Carolinchen,« sagte er und seine Stimme bebte unwillkürlich, – »daß der heutige Tag für mich eine ganz besondere Bedeutung hat, bin ich so kühn gewesen, meinen Gefühlen noch auf eine andere Art Ausdruck zu geben. Lesen Sie dieß, Carolinchen!«

»Ich?« fragte sie ganz erglüht; »was ist es denn?« und auf seine Aufforderung, nur immerhin die Rolle zu öffnen, that sie dieß denn zögernd und ein Ausruf der Bewunderung und Verwunderung entfuhr ihr unwillkürlich, als sie des bedruckten Atlasblatts ansichtig ward und die mit großen Lettern gedruckte Ueberschrift las: »Segens- und Herzenswünsche, zum Wiegenfeste der ehrenwerthen Jungfer Caroline Ferber dargebracht am b.

September 18– von Heinrich Nagler.« Ein dankbarer inniger Blick flog über den Zaun des Gärtchens zu ihm herüber, und Thränen umflorten die schönen braunen Augen des Mädchens, – Thränen der Freude und der Rührung zugleich. »Ach, das ist zu schön, – das ist herzig!« . . . stammelte Caroline: »Sie sind so gut, so freundlich, das ist zu viel Lobs für mich!« Und als sie nun an den letzten Vers kam, der eine verblümete Werbung um ihr Herz und ihre Hand enthielt, da schluchzte sie laut, verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze, drückte aber mit der Rechten Heinrich warm die Hand und eilte in die Weinlaube, wo sie sich in stillem Weinen in die dunkelste Ecke setzte.

Heinrich fühlte sein Herz laut pochen und von einer süßen Hoffnung, ja von einer frohen Gewißheit geschwellt; aber er erschrak wie ein Knabe, den man über dem Naschen entdeckt, als er aufblickend den Meister Ferber mit der langen Pfeife droben unter dem Fenster der Wohnstube bemerkte, von wo aus dieser offenbar alles beobachtet hatte. Mit einiger Befangenheit trat Heinrich bei ihm ein und kündigte ihm an, daß er eigentlich gekommen sei, seine Schuld abzutragen, und mit dem Papierer abzurechnen; dann öffnete er sein Säckchen, zählte das Geld auf den Tisch hin und entfaltete den Bogen, worauf er die gemachte Zinsenberechnung geschrieben hatte.

»Hatte denn das solche Eile, Nagler, daß Ihr mir mein Geld ohne vorherige Kündigung bringt?« fragte Meister Ferber, der ihm lächelnd zugesehen hatte.

»O ja, Meister Ferber,« erwiderte Heinrich lebhaft; »der Tag, wo ich mein Anwesen schuldenfrei weiß, ist ja jedenfalls ein besonderer Freudentag für mich!«

»Freilich! freilich!« meinte der Alte; »na, warte, ich will Euch Euren Schuldschein holen und quittiren – es wird ja wohl alles richtig sein!« Damit ging er in die Kammer an seine Kommode. Als er wieder heraus kam, nach langem Verzögern, brachte er Carolinen mit.

»Hier ist Dein Schein, Heinrich,« sagte der Alte; »wir sind quitt, aber es thut mir leid, daß ich an Dir einen solch pünktlichen und zuverlässigen Schuldner verloren habe. Wirst nun wohl nicht mehr so oft zu dem alten Ferber herauskommen!«

»Und warum nicht, bester Meister?« rief Heinrich und ergriff mit aufwallender Bewegung und Thränen in den Wimpern dessen Hand. »Verdank' ich Euch denn nicht alles? Habt ihr nicht mehr als ein Vater an mir gethan? seid Ihr mir nicht stets mehr gewesen als der treueste Freund? Wenn ich das je vergessen könnte, so wäre ich der undankbarste Mensch von der Welt und des Segens nicht werth, den der liebe Gott so sichtbarlich auf mein Haus und Geschäft gelegt hat!«

»Bist aber doch ein Duckmäuser, Heinrich!« versetzte der Alte, dem vor Rührung die Pfeife ausgegangen war und der seine tiefe Gemüthsbewegung jetzt hinwegscherzen wollte; »was hast Du denn für Heimlichkeiten mit der Caroline da?«

»Ich? – o es sind keine Heimlichkeiten, Vater Ferber!« sagte Heinrich; »es war treu und ehrlich gemeint. Schon

lange bin ich der Caroline gut, und sie vielleicht auch mir; allein ich wollte nicht eher als Freier vor Euch treten, als bis ich sie in ein schuldenfreies Heimwesen einführen könnte. Jetzt ist das ›Feuerzeug‹ mein freies Besitzthum und da meine gute Mutter alt und stumpf wird, und ich mich nach einer rechtschaffenen Hausfrau umsehen muß und meiner Mutter keine willkommenere und würdige Hausfrau zuführen kann als Eure Tochter, lieber Meister Ferber, – so macht das Maß Eurer Wohlthaten voll und gebt mir Carolinen! Laßt mich an ihr vergelten, was ihr an mir gethan habt!«

»So?« fragte der Papierer. »Komm es endlich heraus, auf was ich schon längst gewartet habe? Ich hatte schon bange, Du dünkest Dich zu gut für das Mädchen, obschon ich sie Dir längst zgedacht hatte. Na, nimm sie hin, und Gott segne Euch, wie ich Euch segne, – vorausgesetzt nämlich, daß Caroline Dich will!«

Daran war aber gar nicht zu zweifeln, denn sie hing schon an Heinrich's Halse und lächelte unter Thränen.

»Hättest Dir's übrigens weit leichter machen können. Heinrich!« sagte der alte Papierer; »was ich Dir geliehen, war längst zu Carolinens Mitgift bestimmt. Aber es ist auch so recht, und darum nimm nur gleich das Geld wieder mit, und an Eurem Hochzeitstag leg' ich noch einmal die gleiche Summe dazu.«

Die Kunde von der Verlobung kam den Goggheimern nicht unerwartet, obschon Caroline manche Neiderinnen fand. Zu Martini war Hochzeit, und der Hofapotheker ärgerte sich auf's neue über seinen dummen Streich von

damals. Caroline und ihre Schwiegermutter kamen trefflich mit einander aus, und die alte Frau Nagler erlebte noch die Freude, künftiges Jahr zu Weihnachten eine herzige kleine Enkeltochter, die nach ihr ebenfalls Beate genannt ward, über die Taufe halten zu können. Einige Monate darnach, als die Kirschbäume wieder blühten, legte die vielgeprüfte Großmutter ihren müden Leib zur ewigen Ruhe, und ward von ihren Kindern aufrichtig beweint. Bald nach ihr starb auch der bucklige Hofapotheker im ›Wilden Mann‹, der seinem Sohne schier die Wartezeit zu lang gemacht hatte, sehr unbedauert, und über seinem Grabe entstand sogleich Zank und Hader um sein Erbe unter seinen Kindern, denn er hatte den Sohn zu auffallend begünstigt vor den Töchtern, und sie waren allesammt zu sehr aus dem zähen Holz des Alten geschnitten, um sich gütlich zu vergleichen. Sie processirten, und lebten fortan wie Hund und Katze mit einander.

### 3.

Wir überspringen einige Jahre, und kehren zunächst in der Apotheke zum ›Wilden-Mann‹ ein, an welcher die Zeit mit weit weniger Veränderungen vorübergegangen war, als an dem ›Feuerzeug‹. Heinrich hatte das letztere längst erweitert, indem er das Häuschen vom Nachbar Tischler dazu angekauft und beide Häuser unter Ein Dach vereinigt hatte. Im Erdgeschoß standen nun vier

Pressen und knarrten Jahr aus Jahr ein vollständig beschäftigt, denn der Ruf von Meister Nagler's Geschicklichkeit war wohlbegründet und seine Rechtlichkeit und Ordnungsliebe als Geschäftsmann weit und breit bekannt. Hinten nach dem Gärtchen hinaus hatte er sich ein Bureau eingerichtet, worin er Tag und Nacht beinahe unablässig arbeitete und sein Geschäft mit fester Hand leitete, und das Gärtchen war noch einmal so groß und so hübsch geworden wie kein anderes im Städtchen, seit des Tischlers Gärtchen noch dazu geschlagen war.

Die Apotheke droben an der Ecke des Markts war noch ganz das finstre alte Haus von ehemdem. Auf der Console an der Ecke stand der Wilde-Mann, eine nackte Steinfigur mit einer Federkrone auf dem Kopfe, einem Thierfell um die Lenden und einer Keule in der Hand; aber die einstige Vergoldung an dem Wahrzeichen war längst vollends verblichen und abgewaschen und von Staub, Ruß und grauen Flechten bedeckt. Im niedrigen Erdgeschoß war die Apotheke, durch deren trübe verblichene Fenster man kaum die vielen Töpfe und Gläser auf den Gestellen, das kleine Krokodil und die beiden Schildkröten an der gewölbten Decke und den hageren gelben Herrn August Huland sehen konnte, der hier zwischen seinen Mörsern und Wagen hantierte, und seine beiden halbverhungerten Lehrlinge herumschalt, die er allein hielt, weil ihm ein Gehülfe zu kostbar war. In dem mittlern Stocke, wo einst der alte Huland gewohnt, hauste jetzt dessen Nachfolger mit seiner kleinen kränklichen und gedrückten Frau, die er nur um ihres Geldes willen

geheirathet hatte, und im zweiten Stockwerke hatten die beiden Lehrlinge ein Hinterstübchen inne, während die vorderen Stuben mit den geschlossenen Läden und fest versperrten Thüren eine bunt aufgeschichtete Masse von Betten, Möbeln, Kleidern, Küchengeräthe und dgl. enthielten, welche der Herr Hofapotheker als Faustpfänder gegen wucherische Darlehen von armen oder leichtsinnigen Leuten angenommen hatte. Denn nicht zufrieden mit den 99 Procent, die ihm – der allgemeinen Annahme nach – seine Apotheke auf mehre Meilen in der Runde die einzige, abwerfen sollte, suchte er sein Vermögen noch durch allerlei Negoze zu vermehren, die ein feinführender, billig-denkender und anständiger Mensch zu betreiben nicht über sich gewinnt. Wer von außen die verblichenen Fenster, die schlotterigen Läden, die abgefallene Tünche und das ganze verwahrloste Aussehen des Hauses zum ›Wilden-Mann‹ betrachtete, der hätte fürwahr sich nicht träumen lassen, daß hier der reichste Mann von ganz Goggheim wohne. Aber auch das Ansehen des Mannes selbst war von der Art, daß ihm die Natur schon einen Stempel aufgedrückt zu haben schien, der Andere von ihm abstieß. Klein und hager, mit einem großen langen Kopf und widerwärtigen Gesicht, in dem ein paar schiefe lauernde Schielaugen lagen, mit einem großen Mund voll brauner langer und vorragender Zähne, war er an sich schon kein Adonis; aber noch abstoßender wirkte sein salopper, armseliger, schmieriger Aufzug, der für den Trödelmarkt zu gering schien, so

daß jeder, der den Mann zum ersten Mal sah, den Beinamen ›Dreck-Apothekerlein‹, welchen ihm der Volkswitz geschaffen, für ungemein treffend hielt. Mit diesem Namen hatte es seine besondere Bewandniß: der Apotheke gegenüber war ein Buchbinderladen, worin Meister Hagemann neben Schulheften, Katechismen, Gesangbüchern, Kalendern, Tinte und Federn auch alte Bücher verkauft, die er, weil keine Buchhandlung im Städtchen war, ›führen‹ durfte und mit den Titelseiten an seinem Fenster ausstellte. Nun hatte Hagemann einmal irgendwo eine alte Scharteke aufgetrieben, welche den seltsamen Titel hatte: ›Heilsame Dreck-Apotheke‹, und – *salva venia!* – alle möglichen Krankheiten mit Menschenkoth heilen lehrte. Kaum hatte irgend ein naseweiser Schuljunge diesen Titel gelesen, so sah er darin ein praktisches Epigramm auf den Hofapotheker Huland und verkündigte seinen Fund den Kameraden, und von diesem Augenblick an blieb Herr Huland erst bei den Kindern und dann auch bei den Erwachsenen das ›heilsame Dreck-Apothekerlein‹, und ward hinter seinem Rücken nie anders genannt. Es ward ihm natürlich bald hinterbracht, auf welche Art er zu diesem Spottnamen gekommen, und er ruhte nun nicht eher als bis er, – trotz aller Entschuldigungen und Unschulds-Betheuerungen des Buchbinders und ungeachtet dessen Weib einen Fußfall vor ihm gethan, – dessen Hypotheken an sich gekauft und den etwas leichtsinnigen Mann von Haus und Hof und aus dem Städtchen vertrieben hatte. Diese That und sein

unerbittliches Auftreten gegen alle seine Schuldner befestigten natürlich nur den Spottnamen, und schürten den allgemeinen Widerwillen gegen den Geizhals und Bauernschinder, wie er gemeinhin genannt wurde. Im übrigen war er ein fleißiger, friedlicher und stiller Mann, aber Geiz und Habsucht hatten die Herrschaft über ihn bekommen, weil er von früh auf nichts Besseres von seinem Vater gehört und gesehen hatte, als Sparen und, Scharren und zusammenraffen, und den alles übertäubenden Trieb zum Reichwerden. Dazu kam noch, daß ihm sein Vater, trotz gegentheiliger Versprechungen bei August's Verheirathung, die Apotheke nicht überlassen, sondern nur einen Gehülfegehalt und freie Wohnung gegeben und dadurch das ohnehin etwas verdüsterte Gemüth des Sohnes noch mehr erbittert hatte. War August nun schon zu des Vater Lebzeiten filzig gewesen, so überkam ihn der Geizteufel erst recht, nachdem er einige Jahre nach der Ererbung der Apotheke, den Männern seiner beiden Schwestern, auf richterliches Urtheil hin noch eine namhafte nachträgliche Entschädigung hatte hinausbezahlen müssen. Er geberdete sich darob wie verrückt, und aß sich nicht mehr satt, wie sehr auch seine Frau ihm zuredete, den Verlust zu verschmerzen. Diese war die einzige Tochter eines reichen Advokaten und des alten Hofapothekers Pflegekind gewesen, und im Grunde besser als ihr Mann, aber kränklich und schwächlich, und bald ganz unter dem Willen ihres Haustyrannen, so daß sie die reine Null im Hause und in keiner Weise zu beneiden war,

auch am Ende ganz von ihres Gatten Geiz und Schmutz angesteckt wurde.

Diese Ehe war nur mit einem einzigen Kinde, einem lebhaften Knaben, gesegnet, der viel zu lärmend und unbändig für die kränkliche Mutter war und deßhalb später zu einem Verwandten in der Hauptstadt in die Kost gegeben wurde, um die dortigen Bildungs-Anstalten zu besuchen. Der kleine ›Alex‹, wie er im Hause hieß, wo man selbst mit Sylben kargte, nicht blos mit dem Brod und den Kartoffeln für das Gesinde, war auch weit lieber bei dem Vetter Hofjäger in der Stadt, als in dem traurigen ›Wilden-Mann‹ zu Goggheim, bei der ewig klagenden und winselnden Mutter und dem mißtrauischen nörgelnden Vater, welcher zwar seinen Jungen wirklich liebte, aber es dennoch nicht über sich gewann, ihm eine freundliche Miene oder ein liebevolles zärtliches Wort zu gönnen, aus Furcht den Knaben dadurch zu dreist und anspruchsvoll zu machen. »Fürchten, fürchten muß er mich,« pflegte das Apothekerlein zu sagen; »wenn man den Kindern zu mild begegnet, wachsen sie Einem über den Kopf, zumal solch lebhaftige Jungen wie mein Alex.« Da aber Alexander bei dem Aufenthalt im Vaterhaus während der Ferien bei dem Vater kein Vertrauen und keine Liebe fand, sondern nur Tadel und Zank und steten Vorhalt, wie viel seine Ausbildung in der Stadt koste, und da er den Vater gemieden und gehaßt sah so machte er bald mit den Anderen Partei gegen den eigenen Vater und

bezeichnete ihn gegenüber von den beiden Apotheker-Lehrlingen nie anders als mit seinem allgemeinen geringschätzigen Spottnamen, was diese Jungen, die den filzigen Principal herzlich haßten, höchlich erfreute, so daß sie Alex stets Gelegenheit gaben, aus dem Kräuterboden über die Feigenkiste, den Dattelkorb oder das Johannisbrod zu gerathen oder im Keller die Syrupe und den Himbeersaft und ähnliche Süßigkeiten zu naschen und hernach den Alten damit zu ärgern, daß sie, bei Entdeckung der gemachten Plünderungen, ihm seinen eigenen hoffnungsvollen Sprößling als Urheber denuncirten.

Alex war trotz all seines Muthwillens und Leichtsinns ein gutmüthiger Charakter. Sah er je einmal mit an, wie der Alte irgend einen Armen oder Bettler schnöd und barsch abwies, so gab er ihm aus der eigenen Tasche von den seltenen Mutterpfennigen, die ihm die kranke Mama zusteckte, oder nahm aus der Geldschublade im Receptirtische ein ungezähltes Sümmechen, das er einem solchen Nothleidenden aufnöthigte, und wollte lieber des Vaters Scheltworte und Knüffe dafür aushalten; oder er lachte den Alten frischweg aus, wenn dieser schalt und die Summe wissen wollte, – und berief sich auf den Bibelspruch, daß die linke Hand nicht wissen solle was die Rechte gebe, weßhalb er auch das Almosen nicht gezählt habe. Dieß ärgerte den Alten freilich namenlos, aber es regte sich doch etwas Gefühl für den Knaben in ihm, und er entschuldigte es mit dem Unverstand des Jungen. ›Ist er endlich älter und hat den Werth des Geldes kennen gelernt, so wird er schon seine Pfennige zusammenhalten!‹

dachte das Dreck-Apothekerlein; ›und lehren will ich es ihn, denn ich werde ihm den Brodkorb hoch genug hängen!‹

Alex war dreizehn Jahre alt, als seine Mutter starb und der Alte, welcher von seinen Geschäften allzu sehr in Anspruch genommen war, mußte nun vollends des Knaben Erziehung Fremden überlassen. Er nahm ihn jetzt von dem Hofjäger hinweg, der eine Kaffeewirtschaft führte, wo Alex immer Billard und Kegelbahn vor Augen hatte und keinen Sinn für Wissenschaft und ernstere Dinge bekam, und that ihn zu einem Professor in die Kost, wo er neben Latein und Griechisch auch hungern lernen sollte, wozu er sich jedoch gar nicht verstand, denn Alex lief nun jeden Tag zum Hofjäger hinaus, klagte diesem seinen Hunger und setzte lieber Kegel auf um ein tüchtiges Butterbrod, als daß er bei seinem dürren Professor, dem er den Namen ›Knochenmann‹ aufgetrieben hatte, hinter den lateinischen Vokabelbüchern und Klassikern saß. Dadurch kam er nicht eben in die beste Gesellschaft, und als er mit sechzehn Jahren in das Vaterhaus zurückkehrte, war er ein durchtriebener Taugenichts, der um seines Vaters Wohlstand wußte, und sich darauf verließ, daß er als der alleinige Erbe desselben nicht nöthig habe, etwas zu lernen, indem er ja seine einträgliche Apotheke auch durch einen Geschäftsführer oder Provisor besorgen lassen und sein Leben genießen könne. Alex war buchstäblich und figürlich dem Alten über den Kopf gewachsen und so unbändig geworden, daß dieser ihn nicht mehr

zu ziehen vermochte. Kaum daß er ihm so viel abschmeichelte, daß der Junge, dem es an guten Gaben nicht fehlte, sein Apotheker-Gewerbe hinlänglich erlernte, um ein Gehülfen-Examen machen zu können; sobald Alex diese Prüfung jedoch mit knapper Noth erstanden hatte, trieb es ihn fort aus dem düstern, winkeligen und unheimlichen Vaterhause in die Fremde, wo ihn niemand controliren und wo er sich mit vollen Armen in den Strom des Lebensgenusses hineinstürzen durfte.

Papa Huland hatte bald sein geschlagenes Kreuz mit Alex. Ueberall wo er in Condition gestanden, trieb er es so bunt, daß man ihn nicht länger behielt, als auf die kürzeste Kündigungsfrist; er war arbeitsscheu, ein Trinker und Spieler; und unerträglich wie ein Dachs. Kein Monat verging, wo der Hofapotheker nicht Schulden für Alex bezahlen oder ihm Reisegeld schicken mußte, weil dieser wieder eine andre Stelle suchen sollte. Alex griff damit seinen Vater an der empfindlichsten Seite an, aber der Alte schickte ihm dennoch, obschon immer kaum nur das Nöthigste. Nahm er sich einmal vor, den Alex im Elend zappeln zu lassen, um ihn auf einen bessern Weg zu bringen, oder schrieb er ihm bittere Vorwürfe, so drohte der Sohn, er werde unter die Soldaten gehen oder sich ein Leid anthun; und dann regte sich in diesem Vaterherzen, so dürr und verknöchert es auch sonst war, immer wieder etwas, das ihn nachgiebig gegen sein eigen Fleisch und Blut und seinen Erben stimmte. Sein Alex war ja sein einziges Kind, auf den er all seine Hoffnungen gesetzt hatte. Alex sollte einst der bedeutendste

Mann im ganzen Kreise werden, sollte in der Gemeinde jene öffentliche Rolle spielen, nach welcher sein Vater vergebens gestrebt hatte, weil ihm überall nur Haß und Abneigung seiner Mitbürger entgegen kam. Als daher Alex etwa zwei Jahre lang mit wenig Erfolg und Ehre draußen in der Welt herum practicirt hatte und doch nichts rechtes geworden war, gab der alte Huland Alex's Bitten nach und schickte ihn auf die Universität, damit er dort etwas lernen – nämlich allerlei Kartenspiele, brodlose Künste, enormes Saufen und was sonst der Welt Buch ausweist. Alex war klug genug, dem Vater nicht mehr um Geld zu schreiben, sondern sich anscheinend mit seinem halbjährlichen Wechsel, der gar nicht glänzend war, zu behelfen; aber er hatte nachgerade die Kunst, hinter des Vaters Rücken Schulden zu machen, aus dem Grunde erlernt.

Huland sah sich im Verlauf der Zeit nicht nur in seinen ehrgeizigen Plänen, sondern auch in den Erwartungen getäuscht, die er aus seinem Sohn gesetzt hatte. Je mehr er Geld zusammenscharfte, desto weniger Achtung genoß er bei seinen Mitbürgern. Wer Geld von ihm brauchte, der machte ihm allerdings einige Kratzfüße; aber Dank wußte ihm niemand für seine Hülfe, die er sich so theuer bezahlen ließ. In kleinen Städten, wo die Leute einander stets in die Fenster oder in den Mund sehen, sind Menschen seines Schlags zu bald bekannt und verrufen; und wie groß auch sonst der Einfluß und das Ansehen sein mag, welche ein großer Besitz gewährt, so

lieh dieser doch dem anerkannten Geizhals und Wucherer keinen von den sonstigen Vortheilen des Reichthums. Obschon der Apotheker der höchst-Besteuerte im Städtchen war, so berief man ihn doch zu keinem öffentlichen Ehrenamt oder Vertrauensposten, er war und blieb eine gemiedene Persönlichkeit ein unvermeidliches Uebel – schlechthin das Dreck-Apothekerlein. Mit Neid und Scheelsucht blickte er auf seinen ehemaligen Schulkameraden Heinrich Nagler, der nächst ihm der wohlhabendste und geachtetste Bürger von Goggheim war und dem alles unter der Hand glückte, was er nur angriff. Der Druckerherr war im Verlauf der Zeit Stadtrath, Kirchenpfleger und Schiedsmann geworden, und wäre längst im Landtage gesessen, wann er die Wahl zum Abgeordneten angenommen hätte. Und doch war er auch kein Engel geworden, – Gott weiß es!

Heinrich war Wittwer geworden, als die kleine Beate zehn Jahre alt war. Er hatte ziemlich glücklich mit Carolinen gelebt, aber nur weil sie weich und nachgiebig war und sich in seinen Willen fügen gelernt hatte, der in seinem Haus und Geschäft unumschränkt galt. Sein Geschäft gedieh sichtlich; sein Vermögen wuchs, und war noch bedeutend vermehrt worden durch das Erbe, das bei Meister Ferber's Tode an ihn fiel. Seine Frau hatte ihm nur ein einziges Kind geschenkt, nämlich Beate, und trotz seinem Wunsch, einen Sohn als Erben zu haben, war dies die einzige Gunst die ihm das Geschick versagte. Er blieb seinen Grundsätzen der Rechtlichkeit und Pünktlichkeit unerschütterlich treu, und wußte selbst in den Tagen des

Reichthums eine gewisse derbe Gutmüthigkeit, Leutseligkeit und Artigkeit auszuhängen; allein dahinter lauerten dennoch Stolz, Hoffart, Ehrgeiz und kluge vorsichtige Berechnung. Er strebte mit glühender Selbstsucht nach Geltendmachung, nach öffentlicher Auszeichnung, aber er wußte dieß mit ziemlicher Gewandtheit zu maskiren. Der Erfolg hatte ihn herrisch und eigenwillig gemacht, und er war besonnen und ausdauernd genug, um jedes Vorhaben auch durchzuführen, das er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte. In seinem Hause war er nicht viel besser als ein Tyrann, aber er hatte schöne Worte, um dieß zu motiviren, und die Welt nannte ihn einen Mann von unbeugsamer Energie und Strenge gegen sich und Andere, und beurtheilte seinen innern Werth nach seinem äußern Erfolge – bekanntlich der allgemeinste Maßstab, wornach die Menschen gemessen werden, ob schon durchaus nicht der richtige. Der plötzliche Tod seiner Frau erschütterte ihn gewaltig, denn er mußte sich sagen, daß er sie hätte liebevoller und freundlicher behandeln können und dürfen. Und um gleichsam zu sühnen, was er gegen Carolinen verbrochen, gelobte er sich, keine zweite Ehe mehr einzugehen. Ein einzig Kind ist zwar ein Angstkind; aber er liebte Beatchen zu sehr, um ihr eine Stiefmutter zu geben. Beate war solch' ein sanftes weiches Kind, noch hübscher und feiner als ihre Mutter, empfänglich für alles Gute und für jeden günstigen Eindruck. Heinrich suchte diese guten Eigenschaften bei seinem Kinde auch immer mehr zu entfalten, und sparte kein Geld zu ihrer Ausbildung. Ohnedem war ihm Geiz

fremd; er verstand es, von seinem Gelde einen verständigen und würdigen Gebrauch zu machen, half jungen Gewerbsleuten durch Vorschüsse auf und warb sich Freunde, d. h. Verpflichtete, mit seinem Mammon. Dabei war er in seinem ganzen Wesen und Gebahren noch so einfach und anspruchslos geblieben wie ehemals, da er mit Sorgen und Noth zu ringen gehabt. Früh Morgens war er der erste in seinem Geschäfte und Abends der letzte, denn er hielt strenge auf Ordnung, und in seiner Offizin mußte alles wie nach der Schnur gehen. Er fluchte und polterte nicht, sondern lenkte mit wenigen ernsten Worten seine Arbeiter, und ein Blick von ihm entwaffnete auch die Frechsten. Er half ihnen, wenn sie in Noth waren, und ließ keine gerechtfertigte Bitte unerfüllt. Aber er forderte auch strenge, daß man den Verbindlichkeiten gegen ihn nachkomme. Daneben ließ er es nicht an Erfüllung jener äußerlichen Anforderungen der Religiosität fehlen, welche in den Augen der Welt einen gottesfürchtigen Mann darstellen; er las jeden Morgen mit den Seinigen das Morgengebet, duldete Sonntags keine Arbeit und ging mit den Seinigen jeden Sonntag pünktlich zur Kirche, – nach dem Tode seiner Frau sogar häufig mehrmals.

Mit Frau Carolinens Tode trat aber auch in dem häuslichen Leben des Druckerherrn eine Veränderung ein. Da er nämlich sich nicht wieder verheirathen wollte, so stellte er eine ältere Frau als Schaffnerin ein, welche ehemals als Magd auf der Papiermühle gedient hatte und nun Wittwe eines armen Handwerkers war. Dorothee war

eine Person, wie er sie nicht besser hätte finden können: ehrlich, umsichtig, treu und fleißig, und an das Kind Carolinens, die sie selber einst auf den Armen getragen hatte, anhänglich wie eine Mutter. Dorothee hatte selbst einen Knaben, der einige Jahre älter war, als Beatchen, und den Herr Heinrich ebenfalls in's Haus genommen, weil die Mutter sich nicht von ihm hatte trennen wollen. Der Knabe hieß Ludwig und war ein für seine Jahre zartes, sinniges, gutmüthiges und stilles Kind, das für Beaten ebenfalls eine große Anhänglichkeit und Zärtlichkeit hatte, und sich gern zu ihrem Gespielen hergab. Beate ihrerseits fühlte sich wieder zu dem stillen Knaben desto mehr hingezogen, je weniger ihr Vater wegen seiner Aemter und seines Geschäftes den Tag über im Stande war, sich mit ihr viel abzugeben. Es war daher Herrn Nagler, der inzwischen Gärten, Wiesen, Weinberge und Aecker angekauft hatte, nicht unlieb, daß Ludwig für Beatchen auf ihren Gängen in's Freie einen Begleiter und Beschützer abgab, und ihr die Tagelöhner und Knechte draußen beaufsichtigen half oder sie daheim in ihren Mußestunden unterhielt.

Bei dem zurückgezogenen und eintönigen Leben, welches im ›Feuerzeug‹ herrschte, war es daher gar nicht zu verwundern, daß zwischen den beiden Kindern unmerkelt eine wahrhaft geschwisterliche Innigkeit und Vertraulichkeit sich gestaltete, welche noch verstärkt wurde durch den Umstand, daß Ludwig einmal so glücklich gewesen war, Beatchen aus seinen Armen in ein Haus zu retten, als sie von einem entsprungenen Bullen verfolgt

wurde und Gefahr lief von dem Thier niedergerannt oder auf die Hörner genommen zu werden. Zwei Jahre lang waren sie Ein Herz und Eine Seele, und manche Leute meinten, das gäbe dereinst sicherlich ein Paar. Nur dem Druckerherrn schien seither dieser Gedanke nicht gekommen zu sein. Reiche Leute in ihrem Stolz und Selbstgefühl sind gar zu sehr geneigt, Andere nach ihren eigenen Gefühlen und Ansichten zu beurtheilen; und so hätte Heinrich eher an des Himmels Einfall als an die Möglichkeit geglaubt, daß seine Beate, die doch dereinst so und so viel Vermögen bekommen würde, sich einfallen lassen könnte, an eine Verbindung mit dem armen Jungen, den er nur aus Mitleid in's Haus genommen, jemals ernstlich zu denken. Er hielt diesen Fall für so unmöglich, daß er es nicht einmal für nöthig erachtete, vor Beaten hierüber einen Wink fallen zu lassen. Solch ein Bürgerstolz ist gar ein eigen Ding, dem Adelsstolze nicht unähnlich, nur mit dem Unterschied, daß der Stolz des Adligen sich auf *das* Verdienst seiner Altvordern und dessen geschichtliche Geltung stützt, während der Bürgermann auf *den* Verdienst seiner Vorfahren und seinen eigenen stolz ist. Es ist daher in den Augen des Bürgers, der es zu einer gewissen Selbständigkeit und Behäbigkeit gebracht hat, jeder andre Mann, der weniger als er besitzt, und wär' er auch der verdienteste Gelehrte oder Künstler, meist nur ein ›Lump‹, auf welchen er mit vollster Berechtigung geringschätzig heruntersehen zu dürfen glaubt. Daher läßt er es sich auch nicht träumen, daß seine Kinder je andere Ansichten haben könnten als er selbst, und im Stande

wären, sich ernstlich mit einem solchen ›Lumpen‹ ohne Geld einzulassen, obschon die tägliche Erfahrung diesen Aberglauben schon tausendfach widerlegt hat.

Eines Tages jedoch erwachte der Druckerherr aus seiner Sicherheit. Ludwig's Konfirmation stand bevor und die alte Dorothee trat verlegen vor ihn, zerknitterte ihre Schürze und erlaubte sich die zaghafte schüchterne Anfrage: ob der ›Herr‹ nicht ihren Ludwig als Schriftsetzer in die Lehre nehmen würde? Der Junge habe Lust und Liebe zu dem Gewerbe, meinte sie, und werde sich gewiß alle Mühe geben, um dem Herrn bald nützlich und unentbehrlich zu werden, da er ja an ihn und Beatchen eine solche Anhänglichkeit habe. Herr Heinrich runzelte einigermaßen die Stirne, denn ihm fuhr plötzlich der Gedanke durch den Kopf, die Schaffnerin könnte im Stillen hoffen, dem hergelaufenen Jungen hiedurch die Rechte eines Pflegesohns zu erschleichen. Allein er faßte sich sogleich wieder, nahm eine wohlwollende, freundlich-väterliche Miene an und sagte:

»Bitte Sie, liebe Dorothee, ich bin weit entfernt, Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen, denn ich bin dem Jungen, dem Ludwig sehr zugethan, und wenn er denn absolut Buchdrucker werden will, so soll er lieber bei mir in die Lehre treten als bei einem Andern. Allein ich kann Ihr gestehen, meine Gute, daß ich es mit dem Jungen allzu gut meine, als daß ich ihn veranlassen möchte, einen Beruf zu erwählen, bei dem er wahrscheinlich all sein Lebtage nur ein Gehülfe bleiben und es nie zu einer Selbständigkeit bringen würde. Ludwig hat Gaben, bei denen

er es in jedem andern Beruf weiter bringen dürfte, als bei der Buchdruckerkunst, die ohnedem schon mehr als reich besetzt ist. Ich habe mich im Stillen schon lange mit der Zukunft des Jungen beschäftigt und mir etwas ausgedacht, was dem Jungen dereinst zu einer ehrenhaften und lohnenden Stellung in der Welt verhelfen kann – er soll Wundarzt und Bader werden, da kann er sich entweder eine Kundschaft kaufen oder ich kann ihn am städtischen Bürgerspital unterbringen, und wann er sein Geschäft versteht, so ist er für alle Zeiten geborgen.«

Dorothee war zwar mit diesem Vorschlage nicht einverstanden, allein der ›Herr‹ konnte, wie sie wohl wußte, keinen Widerspruch ertragen, und hatte Beredtsamkeit genug, seinen Plan der alten Frau je länger desto mehr plausibel zu machen.

»Ich werde für ihn sorgen,« sagte er; »ich kenne in Werdenberg drüben einen tüchtigen Wundarzt, der soll den Ludwig in die Lehre nehmen, und da es nun Mode geworden ist, daß man die Bader und Wundärzte auch auf die Universität schickt und studiren läßt, so soll es mir, wenn Ludwig ein braver und tüchtiger Mensch bleibt, auch nicht auf einige Hundert Gulden ankommen, um ihn ein Jahr studiren zu lassen. Dann ist er ein gemachter Mann, ein Studirter, und kann sogar, wenn er ein gutes Examen macht, dereinst noch Amtsphysikus werden. Ich will einmal mit dem Jungen die Sache besprechen und wir wollen den Conrector der lateinischen Schule darüber hören, der ja auf Ihren Jungen auch große Stücke hält!«

Der Gedanke, daß Ludwig ein studirter Mann und vielleicht gar noch Amtsphysikus werden sollte, war für das Mutterherz so schmeichelhaft, daß Frau Dorothee nicht mehr widersprechen konnte. Und als an einem der nächsten Abende der Conrector Sigel auf ein Gläschen Wein in das ›Feuerzeug‹ kam und Frau Dorothee und ihr Sohn, zu der Berathung zugezogen, auch aus *seinem* Munde hörten, daß viele der berühmtesten Aerzte ihre Laufbahn als einfache Badersgesellen begonnen und es dennoch zu hohen Ehren und großem Vermögen gebracht hätten, da waren Mutter und Sohn vollends für die Idee gewonnen.

Beatchen hatte, an ihrem Spinnrädchen in der Stubenecke sitzend, der Berathung ebenfalls angewohnt, und die Nachricht, daß ihr brüderlicher Freund und Gespiele jetzt auf mehre Jahre von ihr getrennt werden sollte, sie so sehr erschreckt, daß sie in ein stilles Weinen ausbrach. Aber sie gewann es doch über sich, ihr Schluchzen so zu unterdrücken, daß der Conrector und ihr Vater es nicht bemerken sollten. Als jedoch der erstere weggegangen und sie mit dem Vater allein war und er sie zum Tische heranrief, sah er ihr noch die hellen Thränen in den Wimpern stehen und fragte bestürzt: »Was ist Dir, Beatchen, daß Du weinst?«

»Ich Väterchen?« versetzte sie, »wie sollt' ich nicht weinen, da Du den Ludwig fortschickst? Warum *muß* er denn Bader werden und nicht Buchdrucker, wo er später Dein Factor (Geschäftsführer) werden und Dich unterstützen könnte? Du kannst wohl keinen treuern und zuverlässigern Menschen finden, als ihn. Warum also muß er fort?«

Diese einfache Frage entwaffnete den sonst so besonnenen Mann, und verwarnte ihn, denn mit Einem Mal sah er, was er seitdem für unmöglich gehalten hatte, daß bereits ein ungewöhnlich inniger Grad von Zuneigung seine Tochter an den armen Jungen knüpfte.

»Mein liebes Kind,« erwiderte er etwas verwirrt, »das verstehst Du nicht. Dächt' ich nur an mich, so würd' ich mir allerdings in Ludwig einen Gehülfen erziehen; aber ich will ihm weiter helfen, als er es bei meinem Gewerbe bringen kann, und darum hab' ich ihm eine andre Laufbahn vorgeschlagen, auf welcher er es in der Welt noch in etwas Großem bringen kann, wann er nur will und sich selber treu bleibt. In späteren Jahren wird er es mir danken, und Du wirst meine gute Meinung auch einsehen lernen. Uebrigens könnte der Junge keinen bessern und geschicktern Lehrherrn finden, als den Meister Gössel in Werdenberg.«

Beate schwieg – sie wußte hierauf nichts zu erwidern; aber ihr Gram stieg noch, als sie in ihrem Schlafkämmerchen allein im Bette lag, und sie weinte die halbe Nacht in ihre Kissen hinein. Der Vater aber schien mit seinem Plane ganz zufrieden; seine Abendpfeife rauchend saß er allein und nachdenklich bei der Lampe in der Wohnstube, und erwog sein Vorhaben noch reiflicher. »Ich bin nun gewarnt – ich werde meine Maßregeln darnach treffen,« murmelte er vor sich hin; »am besten, ich fahre selbst morgen nach Werdenberg hinüber und bringe die Sache in's Reine.« Mit diesem Entschlusse ging er schlafen, ohne sich weiter um Beatches zu bekümmern, die er hätte

können weinen und schluchzen hören, wenn er an ihrer Zimmerthüre gehorcht hätte.

Am andern Tage nahm Heinrich ein Fuhrwerk nach Werdenberg, brachte den Ludwig hinüber und machte mit Meister Sessel den Lehrvertrag auf drei Jahre; da er für Ludwig das Lehrgeld mit hundert Gulden bezahlte, so gewann es das Ansehen einer ungemein großmüthigen Handlung, von welcher in ganz Goggheim gesprochen wurde, und namentlich Frau Dorothee ließ es nicht an Aeüßerungen des Lobes und der Dankbarkeit über ihren Brodherrn fehlen. Ludwig selbst erschien ziemlich gleichgültig, obschon er sowohl an Meister Gössel als an dem größern Städtchen Werdenberg nichts auszusetzen hatte.

Die Konfirmation und erste Kommunion waren vorüber und der Tag nach der letztern war zur Abreise Ludwigs an seinen Bestimmungsort ausersehen. Der Landbote sollte ihn mitnehmen, und schon in aller Morgenfrühe stand dessen leichter, mit einer Leinwanddecke überwölbter Wagen vor dem ›Feuerzeug‹, und Frau Dorothee war eifrig damit beschäftigt, ihres Sohnes Bett und Kleider herunterzuschaffen und aufzuladen, während der Herr an seinem Pulte noch einige Zeilen für Meister Gössel schrieb, die er mit dem Lehrgeld an denselben abschicken wollte. Es war eine Art Uriasbrief, denn er schrieb dem Wundarzt: er solle Ludwig womöglich während seiner ganzen Lehrzeit keine Ferien geben, um nach Hause zu kommen. Mittlerweile waren die beiden Kinder einen Augenblick unbeachtet geblieben und hatten

sich in einer Hinterstube gefunden, um von einander Abschied zu nehmen. Was sie dabei gesprochen und gethan, hat niemand erfahren; aber ernst schienen es beide genommen zu haben mit dem Gelübde, einander immer gut zu bleiben und sich nicht zu vergessen. Es war ein Gelöbniß, über dessen Tragweite sie sich vielleicht nicht ganz klar bewußt waren, dessen Nothwendigkeit aber aus ihrem innersten und innigsten Herzensdrang hervorging, – ein Auftritt von wenigen Minuten, in welchem doch die Keime künftiger Ereignisse und Entschlüsse sich vorbereiteten!

Endlich war der Wagen gepackt und das Frühstück fertig. Dorothee umschlang mit krampfhaftem Schluchzen ihren Sohn, der ›Herr‹ legte ihm mit bewegtem Gesicht und ernster Miene die Hand auf's Haupt und gab ihm noch einige gute Lehren; dann begleiteten beide den Scheidenden hinunter an die Hausthüre und halfen ihm in den Wagen hinein, der davon fuhr. Und wo war Beatchen einstweilen? Sie stand droben am Dachladen im obersten Giebel des Hauses und blickte hinaus nach dem grünen Anger, den eine milde freundliche Frühlingssonne beschien, und schaute dem Wagen mit der weißen Blache nach, der auf der Landstraße quer durch das breite weite Thal fuhr, winkte Ludwig mit ihrem nassen Taschentuche nach und sank in krampfhaftem Schluchzen zusammen, als der Wagen drüben am Galgenberg im knospenden Walde verschwand. Und Herr Nagler fand sein Kind oben auf dem höchsten Speicherboden halb ohnmächtig

und in namenlosem Schmerze am Boden, als er Beaten vergebens im ganzen übrigen Hause gesucht hatte.

Beatchens Schmerz ließ zwar in den nächsten Tagen nach, allein eine wundersame Stille und Ruhe war seit Ludwig's Weggang über das sonst so muntere aber schüchterne Kind gekommen. Ein eigenthümlicher Zug von Wehmuth und Innerlichkeit blieb ihrem anmuthigen Gesichtchen aufgeprägt, und sie schloß sich noch inniger als zuvor an Ludwig's Mutter an und von ihren Altersgenossinnen ab. Sie war eine allzu rührige und tüchtige Natur, um ihrem Gram stetig nachzuhängen, sondern suchte ihn vielmehr unter Arbeit und Geschäftigkeit zu vergessen, und legte in der Haushaltung und im Geschäfte ihres Vaters überall rüstig mit Hand an. Das reifte das Kind schon vor der Zeit aus, und gab ihm allmählig jenen Gleichmuth wieder, welcher dem oberflächlichen Blick zur Beruhigung dienen kann. Und so war auch ihr Vater hierüber beruhigt, und währte, die Kinderei mit dem Ludwig sei vergessen und verschollen, und wollte den leisen Zug von Schwermuth und geistigem Leiden nicht bemerken, der sich in ihrem anmuthigen regelmäßigen Gesichtchen ausprägte. Er liebte Beaten gewiß aufrichtig und herzlich, aber es lag nicht in seinem Wesen, diese Zuneigung auch offen und wirksam an den Tag zu legen; er konnte nicht zärtlich sein, nicht liebkosen. Sein Gesicht hatte immer etwas Strenges, seine Stimme etwas Herrisches, sein Gebahren etwas Trockenes, Nüchternes, Prosaisches, Geschäftmäßiges. Er schien nicht aus seinem Gleichmuth, seiner ernsten Haltung heraustreten zu

können, und war nur gegen Andere höflich und dienstfertig – nie aber gegen die Seinigen. Dazu kam noch sein entschiedenes, gebieterisches, strenges Wesen, das keinen Widerspruch duldete und selbst die Sehnsucht des Kindes nach Zärtlichkeit und vertraulichem Anschmiegen erkältete, so daß Beatens weiche Seele sich hier, wo sie so gerne geliebt und vertraut hätte, sich unheimlich und unverstanden fühlte, und den Vater mit seiner Zuversicht und Entschiedenheit eher fürchtete. Und da es mit den Jahren nicht fehlen konnte, daß auch Beate ahnend begriff, wie trotz aller scheinbaren Anspruchslosigkeit doch ein gewisser unersättlicher Ehrgeiz und Egoismus des Vaters Handlungen leite, so war es kein Wunder, daß das aus den Kinderträumen erwachende Mädchen bei Ludwig's Mutter suchte, was ihr der Vater zu versagen schien, und daß sie sich an Dorotheen desto inniger anschmiegte, je weniger sie sich vom Vater verstanden glaubte.

Ein, zwei Jährchen vergingen. Beate war konfirmirt und aus der Schule. Sie war kein Kind mehr, sondern schon eine schlanke Jungfrau, hoch aufgeschossen und lieblich aber bleich – einer reinen weißen Lilie zu vergleichen. An die Stelle der kindlichen Munterkeit war eine stille Sinnigkeit getreten, welche ihr einen unbeschreiblichen Reiz lieh. Wenn Ludwig sie so gesehen hätte?! Aber er kam nicht; sein Meister vertröstete ihn von einer Festzeit zur andern wegen des erbetenen Urlaubs, aber wann alsdann die verheißene Zeit kam, so hatte er immer Ausreden in Menge. Bald war eine Seuche in der Stadt, bald andere Hemmnisse. Ja Meister Gössel schien

dem Jungen nicht einmal zum Schreiben Zeit zu lassen, denn Ludwigs Briefe kamen nur selten und waren sehr kurz. Nur ein einziger war länger gewesen: derjenige, welchen er aus Anlaß von Beaten Konfirmation an seine Mutter geschrieben und womit er einen kleinen Fingerring geschickt hatte zum Andenken von ihm: einen feinen schmalen Goldreif mit einem Herzchen von Türkiß, der Beaten unsäglich erfreut hatte, so zwar, daß sie, von einer instinktmäßigen Ahnung ergriffen, das Geschenk sogar vor ihrem Vater verheimlicht hatte und den Ring nicht am Finger, sondern an einer seidenen Schnur im Busen trug. Es war das einzige Geheimniß, das sie vor ihrem Vater hatte, denn sie fürchtete, er werde ihr verbieten den Ring zu behalten, und sie wußte, daß Ludwig ein volles Jahr sich seine Trinkgelder und Geschenke zurückgelegt hatte, um ihr dieses Andenken zu kaufen.

Außerdem aber fehlte es Dorotheen und Beaten nicht an Nachrichten über Ludwig's Befinden. Herr Nagler war selbst mehrmals in Geschäften in Werdenberg gewesen und hatte sich nach dem Baderlehrling erkundigt. »Der Junge ist ein kräftiger stämmiger Bengel geworden, den man zum Grenadier gebrauchen könnte,« hatte er von Ludwig berichtet; »sein Meister ist mit ihm zufrieden, und er selbst ist lustig und guter Dinge, pfeift und singt den ganzen Tag, und macht mit allen Mägden seinen Spaß!«

Letzteres glaubte zwar Beate nicht, aber es gab ihr doch einen Stich durch's Herz, wenn sie es hörte, und trieb ihr die Farbe noch mehr von den Wangen zurück.

Aber es gab noch andere, lautrere Quellen, aus welchen die beiden Frauensleute schöpfen konnten! Die Einwohner von Goggheim kamen häufig genug in Geschäften nach Werdenberg, und da Meister Gössel's Barbierstube am Markte lag, so sah und sprach Ludwig beinahe jeden ›Landsmann‹ und trug ihm Grüße und Berichte nach Hause auf. Und daraus wußten Dorothee und Beate, daß Ludwig allerdings groß und stark aber ein stiller, in sich gekehrter Jüngling geworden war, der fleißig hinter den Büchern hockte und ein gutes Lob von Meister Gössel hatte, und sich mit dem Gedanken trug, nach Vollendung seiner Lehrzeit beim Militär als Feldscheer einzutreten, damit er noch mehr lernen könne, wozu ihn der Bataillons-Chirurg von den Soldaten, die in Werdenberg in Garnison lagen, ernstlich aufgemuntert hatte, – welcher Plan aber den beiden Frauensleuten nicht einleuchten wollte.

Wenn jedoch Heinrich Nagler es zu verhindern gewußt hatte, daß Ludwig nach Hause komme, so konnte er doch Dorotheen nicht hindern, an das Krankenbett ihres Sohnes zu eilen, als ihr einmal die Trauerkunde zukam, Ludwig liege an einem Nervenfieber darnieder. Nach Art der Bader hatte er sich oft zu Nachtwachen bei Kranken hergegeben um ein Stück Geld zu verdienen, und dabei von einem Typhuskranken, dem er häufig gewacht, die Krankheit geerbt, und lag nun bewußtlos, als Gössel endlich seiner Mutter dies meldete, sie dann sogleich zu ihrem Sohne reiste und ihn verpflegte. Wäre der

Druckerherr nicht gerade von seinen Amts- und Privat-Geschäften so sehr in Anspruch genommen gewesen, so hätte er wahrnehmen müssen, daß die Angst um ihren Jugendgespielen Beaten beinahe aufrieb. Ein Glück, daß die Führung des Hauswesens und die Besorgung der Erntegeschäfte nun ihr allein oblag und sie dadurch dem Vater möglichst viel aus dem Gesichte kam, um sich unbemerkt ausweinen und für Ludwig's Genesung beten zu können, über dessen Befinden ihr Dorothee täglich in wenigen Zeilen berichtete. Und es war als ob die Pflege der Mutter und Beaten's Gebete den Himmel erweicht hätten, sein junges Leben zu schonen, denn schon nach vierzehn Tagen schrieb Dorothee: die Gefahr sei vorüber, Ludwig auf dem Wege der Wiedergenesung, und acht Tage später kehrte die schmerzlich-Entbehrte selbst wieder in ihren Wirkungskreis zurück, und mußte nun jeden freien Augenblick dazu verwenden, im Erker der Wohnstube oder in der Laube beim Bohnen- und Bienenschnitzeln Beaten von Ludwigs Krankheit und ihrer erfreulichen Wendung zu erzählen.

Eines Tages aber kam gar ein Brief von Ludwig selbst, des Inhalts, da er noch zu schwach zur Arbeit sei und der Arzt ihm zur Erholung eine Luftveränderung angerathen habe, so möchte er gern auf einige Wochen nach Goggeheim kommen, wann Herr Nagler es erlaube, denn er habe ja keine andere Heimath; auch sei er von dem Herrn in dessen Pflege er die Krankheit geerbt, so reich beschenkt worden, daß er mit dem Postwagen hin und her reisen könne. Der Druckerherr biß sich auf die Lippen, als ihm

Dorothee den Brief brachte und ihn um Gastrecht für ihren Sohn bat. Der Vorfall kam so unerwartet als unlieb, aber er sah ein, daß er eine solche Bitte nicht abschlagen konnte, ohne sich vor dem ganzen Städtchen etwas zu vergeben und für unbarmherzig zu gelten. Allein dieser Umstand reifte einen Entschluß in ihm aus, mit welchem er sich schon seit lange getragen hatte: Beate sollte in eine größere Stadt gebracht werden, um in einem Töchterpensionnat oder in einer angesehenen Familie ihre Erziehung zu vollenden. Er schrieb sogleich an die Vorsteherin einer berühmten Erziehungsanstalt, und fragte an, ob seine Tochter nicht sogleich eintreten könne; der alten Dorothee aber eröffnete er, daß ihr Sohn erst in ungefähr acht Tagen kommen solle, denn er hoffte es auf diese Weise zu bewerkstelligen, daß Ludwig und Beate sich nicht begegneten.

Indessen, der Mensch denkt und Gott lenkt, und Herr Nagler mußte nicht zum ersten Mal erfahren, daß Zufall oder höhere Schickung seine wohlangelegten Pläne durchkreuze. Ludwig hatte nämlich den Brief seiner Mutter gar nicht abgewartet, sondern von seinem Principe gedrängt und die gütige Erlaubniß seines Wohlthäters voraussetzend, sich auf den Postwagen gesetzt, um der Heimath entgegenzufahren. Als der Wagen sich Goggeheim näherte, schaute der junge Mensch, dessen Gedanken dem trägen Gang der Postschnecke weit voranflogen, sehnsuchtsvoll aus dem Wagenfenster und bemerkte, daß die Fensterläden in dem Gartenhäuschen des ›Herrn‹, das

am Fuß des Galgenberges lag, geöffnet waren. Eine Ahnung sagte ihm, daß er Beaten im Garten treffen würde, wahrscheinlich mit der Obsternte beschäftigt, denn es war schon im September. Er bat daher den Schirrmeister, den er gut kannte, hier aussteigen zu dürfen, um den Rest des Weges zu Fuße zurückzulegen, – eine Bitte die ihm natürlich leicht gewährt ward. Und kaum stand er auf seinen Füßen und sah den Postwagen davon fahren, so bog er in den kleinen Feldweg ein, der zu Herrn Naglers Garten hinunter führte, schlüpfte durch die wohlbekannteste Oeffnung in der Hecke und stand im Garten und nicht zwanzig Schritte von Beaten entfernt, welche Birnen von einem Zwergbaume pflückte.

Beate hatte von Dorotheen erfahren, daß Ludwig komme, und freute sich unbeschreiblich, ihn wieder zu sehen. Dorothea hatte ihr ja haarklein alles erzählen müssen, was Ludwig sowohl im Delirium als bei vollem Bewußtsein von Beaten gesprochen, wie er ihrer mit der innigsten Dankbarkeit und Liebe gedacht und sich oft so unglücklich gefühlt habe, daß er nie zu einem Besuch in der Heimath habe kommen können, um Beatchen wieder zu sehen und ihr mündlich zu danken für all die Liebe und Freundlichkeit die sie seinem Mütterchen erweise, u. dgl. mehr. Das junge Mädchen hatte also den Jugendfreund erwartet, wenn auch nicht gerade heute schon, sondern in der stillen Hoffnung, ihn zuerst wieder zu sehen, war sie jeden Nachmittag in den Garten hinausgegangen um die Zeit, wo wie sie wußte, der Postwagen eintreffen mußte. Die Erwartung hatte sie so aufgereggt,

daß sie seit Ludwigs Briefe weit munterer und beweglicher war, sogar Liedchen trällerte und lächelte und ein feines Roth ihre sonst blasse Wange überflog.

Und horch! war das nicht das bekannte Peitschenknallen von Lorenz, dem Postillon, und das Poltern und Rumpeln des schweren Postwagens, der die Zickzackstraße am Galgenberge herunterfuhr? – Wenn er jetzt käme! dachte sie und wollte aufspringen, aber im selben Augenblick legten sich zwei Hände von hinten her sanft über ihre Augen und hielten ihr Köpfchen fest, während eine leise Stimme ihr in's Ohr flüsterte: »Rathe, wer ist's!«

»Ludwig! Du, Du bist's! Ha, wie Du mich erschreckt hast!« gab sie zur Antwort, riß seine Hände hinweg und drehte sich nach ihm um. Wie mit Purpur übergossen stand sie da und schaute ihn mit feuchten Augen an, während seine Blicke ihr förmlich auf dem Gesichtchen brannten. Aber Welch ein Wiedersehen! es war nicht mehr das kleine zarte Kind Beate, sondern vor ihm stand seine schlanke anmuthige Gestalt vom hübschesten Ebenmaße, ein liebliches Mädchen von mehr als fünfzehn Jahren, das über füglich für ein siebzehnjähriges hätte gelten können, – ein wunderholdes Mittel Ding zwischen Kind und Jungfrau, naiv und kindlich an Geist und Seele, und doch schon hübsch erblüht und mit den schwellenden Formen der Jungfrau. Und auch Ludwig war nicht mehr der untersetzte hagere Knabe, sondern ein hochgewachsener stämmiger Junge mit einem schmucken, wenn auch vorerst noch bleichen Gesicht und frischen Krauskopfe, der für sein Alter auch überaus

kräftig und rührig erschien, obschon ihm die Nachwehen der überstandenen Krankheit noch in den Knochen steckten.

Es bedurfte jedoch nur einen Moment, bis die beiden jungen Leutchen sich gemustert und die mit ihnen vorgegangene Veränderung wahrgenommen hatten, – dann überkam sie eine gewisse Befangenheit, aus welcher sich erst wieder die Freude über dieses Wiedersehen herausrang und die keimende Reflexion verdrängte. Dann fanden sich ihre Lippen zum ersten verschämten, beinahe noch geschwisterlichen Kusse, der aber wie Feuer auf Beatens Lippen brannte, so daß sie jäh zurückfuhr, das Gesichtchen mit der Schürze bedeckte und erschrocken flüsterte: »O böser wilder Ludwig! ... Wenn es jemand gesehen hätte!«

»Es ist niemand in der Nähe,« erwiderte er leise, aber ebenfalls mit verlegenem Erröthen; »ich habe niemand auf der Straße gesehen. Aber komm, Beatchen! laß uns in die Buchenlaube treten, damit man uns nicht sehe, denn ich habe Dir so viel zu sagen! ... «

»Nein, um's Himmels willen nicht!« rief sie; aber sie vermochte doch seinen Bitten nicht zu widerstehen und folgte ihm, ob auch zögernd, nach der Laube, wohin er ihr vorangeilt war. Und nachdem sie sich hier von Ludwig auf die Bank hatte ziehen lassen, duldeten sie es auch, daß er den Arm um sie legte und ihre Rechte ergriff und sie in ein Geplauder verwickelte, dem erst die länger werdenden Schatten des Abends ein Ende machten. Was sie

aber gesprochen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das wollen wir hier nicht verrathen, obschon es ganz unschuldige und reine keusche Herzensergießungen waren, wie sie nur der Frühling des Lebens kennt, wo die Schlange der Sinnlichkeit noch nicht geweckt ist.

»Geh' nun voraus nach Hause, Ludwig!« bat sie mit einer wachsenden Angst; »ach wenn nur der Vater nichts erfährt, er würde Dir niemals wieder gut werden!«

»Sei nur ruhig, mein Beatchen!« tröstete er; »ich schleiche mich ungesehen in's Haus. Lorenz hat mir versprochen, mein Bündel erst Abends zu bringen! Und ich schicke Dir die Mutter heraus, daß sie Dich abholt!«

Und so war es auch; auf dem Fußwege über das Wörth kam er fast ungesehen in die Stadt und in das Haus seines Wohlthäters, begrüßte die treue Mutter und hütete dann das Haus, während Dorothee dem jungen Mädchen entgegen ging. Es dunkelte schon, als Herr Nagler vom Rathhaus herunter kam und in die Wohnstube trat. Der Anblick Ludwigs überraschte ihn, und zwar nicht angenehm, und: »Wo ist Beate?« fragte er nach einem flüchtigen Gruße.

»Sie soll im Garten sein, Herr; die Mutter holt sie eben ab,« erwiderte Ludwig und die Dämmerung der niedrigen Stube verbarg sein Erglühen.

»Komm herunter, – kannst mir eine Korrektur lesen helfen!« sagte der Druckerherr sichtlich erleichtert aber doch mit einem mißtrauischen Blicke, welchen Ludwig

sich wohl zu deuten wußte. Er war alt genug um zu bemerken, daß er dem Herrn unbequem war, und daß dieser ihn von Beaten ferne halten wollte; sein Gewissen sagte ihm, daß er diese Absicht des Druckerherrn schon durchkreuzt habe, und doch konnte er kein Vergehen darin sehen; – hatte ihm ja Beate doch selbst gestanden, daß sie ihm ganz von Herzen gut sei.

Am Abend, als ne wieder in die Wohnstube hinaufgingen, begrüßte Beatchen den Jugendgespielen so herzlich und freundlich, wie man einen lange Entbehrten begrüßt, und doch mit einer gewissen scheuen Befangenheit. Ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe, daß sie hinter des Vaters Rücken Ludwig gesehen, obschon ihr der Vater dieß nicht ausdrücklich verboten hatte; sie nahm sich aber vor, hinfort nicht mehr allein mit Ludwig zu sein, so lange er hier bleibe. Und doch fühlte sie andererseits deutlich, daß das Geheimniß, welches sie mit dem Gespielen verknüpfe, auch ein Band sei, das beide an einander kette, wie die vage Angst vor der Gefahr, welche, nach ihrem Dafürhalten, Ludwig drohen würde, wenn der Vater die Begegnung im Garten erführe. Ihre Gedanken waren aber ausschließlich bei ihm.

Wenige Tage darauf überraschte Heinrich Nagler seine Tochter durch die Nachricht, daß er sie in die Residenz nehmen werde, um sie bei einer Familie unterzubringen, die ihm für diesen Zweck empfohlen worden war, denn die Vorsteherin jener Erziehungsanstalt hatte

keinen Raum mehr um Beaten aufzunehmen, und konnte sie nur zu den Unterrichtsstunden zulassen. Beate erschrak bis in's Mark hinein, aber der Vater duldet ja keinen Widerspruch und hatte schon mehrmals auf seine Absicht angespielt, ihre Erziehung in der Stadt vollenden zu lassen. Bei näherer Erwägung versöhnte sie sich sogar mit diesem Gedanken an Trennung, denn mit Ludwig unter Einem Dache zusammen zu leben und ihn doch meiden und kalt behandeln zu müssen, war ja eine unerträgliche Prüfung. Ludwig mochte dieß ebenfalls fühlen, denn er nahm die Nachricht, wie Dorothee versicherte, ruhig und gefaßt auf. In seinem Alter beugt man sich noch ergebungsvoll unter die Hand des Geschicks, und sinnt noch nicht eigenwillig auf himmelstürmende verückte Pläne.

»Wir stehen All' in Gottes Hand!« hatte Ludwig in Beaten's Stammbuch geschrieben, und diese sechs Worte waren ihr ein Trost und eine Hoffnung, die wie ein rettender Stern an dem dunklen Himmel ihrer Zukunft standen, und selbst in den Schmerz des kurzen heimlichen Abschieds, den sie von einander nahmen, einen lindernden Balsamtropfen legten.

Herr Nagler brachte seine Tochter selbst in die Residenz, ohne die vielen Vorbereitungen und Vorkehrungen zu treffen, welche eine Mutter in einem derartigen Fall für nothwendig erachtet hätte. Er sagte sich, daß es keiner neuen Ausstattung an Bettzeug, Wäsche und Kleidern bedürfe, da man dieß alles in der Hauptstadt besser und eleganter haben könne, und darum lag zwischen der

Nachricht von der Trennung und dem Antritt der Reise nicht mehr Zeit als der Wechsel eines Briefs an die Frau Rath Lebherz bedurfte, bei welcher Beate Aufnahme finden sollte.

Ludwig war diese Trennung sehr nahe gegangen, denn er brachte sie in Zusammenhang mit seiner Anwesenheit; aber er verschwieg seinen Gram, um sein Mütterchen nicht zu betrüben, und verbrachte die schönen Herbsttage meist auf einsamen Spaziergängen durch Feld und Wald. Nach vier Tagen kehrte der Druckerherr wieder aus der Hauptstadt zurück und er schien ganz vergnügt und froh, denn er wähnte nun Alles auf das Klügste eingerichtet zu haben. Er hoffte, die Vergnügungen und Genüsse der Residenz und die neuen Umgebungen würden Beaten die ›Kinderei‹ aus dem Kopfe treiben und durch neue Eindrücke verdrängen. ›Kommt sie erst in Gesellschaften und vornehmere Kreise, so wird sie den armen Baderlehrling bald vergessen, wird sich an der ganzen dummen Geschichte schämen.« Und zu Dorotheen sagte er: »Ich hab' mich ordentlich gewundert, wie mein Kind in der Stadt auflebte; schon am Morgen nach der Ankunft sang sie im ganzen Haus herum. Das Theater und die Kunstreiter machten sie überglücklich. Ich sage Ihr, Dorothee, das Kind bekümmert kein Heimweh: eher fürcht' ich, Beate wird sich hernach hier nicht mehr angewöhnen können!« Dieß hatte Herr Nagler geflissentlich vor Ludwig geäußert, der aber kein Wort davon glaubte, weil er Beaten besser zu kennen glaubte. Allein es verstimmte ihn doch einigermaßen, und er sehnte sich nun wieder

nach Werdenberg in seine Baderstube, denn der Aufenthalt im ›Feuerzeug‹ war für ihn mit allzu vielen bitteren Erinnerungen an die ferne Jugendfreundin verknüpft, die er allenthalben vermißte.

4.

Wir überspringen drei Jahre, welche nicht viel merkwürdiges enthalten.

Im ›Feuerzeug‹ war Beate schon seit acht Monaten wieder von ihrem Ausbildungs-Aufenthalt in der Residenz zurück und hatte alles im seitherigen Geleise angetroffen. Nur war der Vater noch etwas zuversichtlicher, stolzer und selbstgenügsamer sowie noch herrischer und entschiedener geworden, als zuvor, und Dorothee hatte auffallend gealtert, hüstelte und klagte über Brustbeschwerden und ›fliegende Hitzen‹ im Kopfe, und grämte sich im Stillen um ihren Sohn, der als Badergeselle auf die Wanderschaft gegangen war und nun in Wien konditionirte, wo es ihm gut ging, wie er schrieb, und von wo er der Mutter schon einige Male hübsche Geschenke geschickt hatte. Beate interessirte sich zwar noch immer um Ludwig, und las pflichtlich alle Briefe die er an seine Mutter schrieb, erwiderte auch seine Grüße, die er durch die Mutter sandte; aber sie sprach nicht mehr so oft von ihm wie ehemals. Es war als ob ihr Vater Recht behalten sollte, daß sie nun den Abstand zwischen dem Badergesellen und sich selber für allzu groß betrachtete. So faßte es wenigstens Herr Nagler auf, welcher niemals vergaß so oft

auf Ludwig die Rede kam etwas geringschätzig hinzuzufügen: »Der Bursche soll nur hübsch sparen, damit er sich einmal eine Kundschaft kaufen kann.«

Eines Tages aber war ein Brief von Ludwig angelangt, des Inhalts daß er die Stelle als Kammerdiener bei einem Prinzen Schönau angenommen habe, um diesen erst auf einer größern Reise zu begleiten und dann mit ihm auf die berühmte Universität Berlin zu gehen, wo er Gelegenheit zu finden hoffe, Vorlesungen in der Chirurgie zu hören. Darüber sagte der Druckerherr, als Dorothee das Zimmer wieder verlassen hatte, in seiner zuversichtlich absprechenden Weise: »Nun geb' ich den Jungen verloren, denn da er sich zum Diener heruntergegeben hat, rennt er offenbar seinem Verderben in die Arme und ist für eine bürgerliche Hantierung verloren!« Dieses Wort fiel wie ein Frostschauer in Beatens Herz; sie entfärbte sich und mußte sich abwenden, um dem Vater ihre Erschütterung zu verbergen. Allein der Schlag wirkte nach, und sie konnte die peinlichen Gedanken und Sorgen um den Jugendfreund nicht los werden, bis sie sich endlich den Entschluß abrang, an Ludwig zu schreiben. Und das brave Mädchen überwand alle Prüderie, alle kleinlichen Bedenken und schrieb an einem Sonntage, wo ihr Vater ausgegangen war, ein paar kurze freundliche Zeilen an den Jugendfreund, worin sie ihn beschwor, doch seine Bedientenstelle aufzugeben und seinem Berufe nicht untreu zu werden, sondern um seiner guten alten Mutter willen darin nach dem höchsten Ziele zu ringen. Sie wagte ihn allerdings in ihrem Briefe nicht mehr zu dutzen wie

ehedem – eine unerklärliche Scheu hielt sie davon ab, – allein der ganze Brief athmete die innigste Theilnahme an seinem Wohlergehen, die beeifertste Sorge um seine Zukunft. Sie gab den Brief der alten Dorothee offen und bat sie, ihn an Ludwig beizuschließen, und in gehöriger Zeit kam die Antwort:

»Sein Sie meinethalben unbesorgt, Fräulein Beate; man hat meinen Schritt mißverstanden, der nur darauf hinzielt, mir aus eigener Kraft zu einer Selbständigkeit zu verhelfen. Ich habe mir gelobt, mit Gottes Hülfe mir selbst getreu zu bleiben, und des Vertrauens nicht unwürdig zu werden, welches edle Menschen in mich setzen. Ich bin noch unwandelbar der Alte.«

Diese Zeilen hatten anscheinend Beaten vollkommen beruhigt, und sie ward in keiner Weise mehr von den hämischen Seitenhieben oder geringschätzigen Bemerkungen berührt, welche ihr Vater über den ›Badergesellen‹ fallen ließ.

Im ›Wilden-Mann‹ stand ebenfalls Alles noch beim Alten, mit dem einzigen Unterschied daß der Hofapotheker zwei neue Lehrlinge hatte und immer verbissener, geiziger und härter geworden war, sein Alex aber sich auf Reisen befand, nachdem er am Schlusse seiner Studienjahre mit knapper Noth die Prüfung überstanden. Die eine Schwester seines Vaters war kinderlos gestorben, und hatte Alex ein kleines Erbe vermocht, in den Rest ihres Vermögens aber Fremde und milde Anstalten eingesetzt, und mit diesem Gelde that sich Alex nun auf Reisen gütlich, und beschaute sich Wien und Berlin, Hamburg und

andere lustige Städte. Wenn man Superintendent Fritz und Syndikus Gustav glauben durfte, die mit Alex auf der Universität gewesen waren, so war sein Ruhm nicht fein und von seinem Charakter nicht viel Gutes zu erwarten. Da er aber in den jüngsten Jahren seinem Vater nicht mehr auf der Tasche gelegen hatte, so war dieser sehr stolz auf Alex und entschuldigte dessen ›Ausschlagen‹ mit dem banalen Troste: Jugend müsse vertobt haben. –

Es war wiederum Herbst, als zweierlei Dinge eine ungewöhnliche Bewegung nach Goggheim brachten, nämlich die Heimkehr von Alex und die Nachricht, daß während der Kriegsübungen des vaterländischen Heeres, die in der Nachbarschaft stattfanden, Goggheim auf drei Tage zum Hauptquartier der einen Abtheilung gemacht werden und die Truppen hier einen Rasttag erhalten sollten. In Folge der ersten Thatsachen fuhren alle Weiber und Mädchen mit dem Rufe: »Da ist er! da geht er!« an die Fenster, so oft Alex über die Straße ging, und angesichts des lärmenden rührigen Kriegslebens im Frieden, welches dem Städtchen den Besuch von so vielen Militärs beschied, wurden Betten gelüftet und geflickt, Stuben und Kammern gescheuert, Fenster gereinigt, Möbeln gebohnt, und in der zuversichtlichen Hoffnung auf einen Ball zu Ehren der militärischen Gäste träumten einstweilen die jungen Mädchen Goggheims schon von Ballkleidern, von Tülle und Moll und Box und Tarlatan und von Blumen und Bändern. Herr Heinrich Nagler, als Mitglied des Magistrats, ward Vorstand der Quartier- und

Verpflegungs-Commission, und hatte alle Hände voll zu thun, um die Offiziere bei den Honoratioren und Bürgern einzuquartieren, und die Gesellschaft ›Erholung‹ hatte Alex zum Ball-Commissär und Festordner erwählt, da er, der soeben von der großen Tour zurückgekehrt war, sich auf derlei Anordnungen am besten verstehen mußte. Alex war von dieser Wahl so sehr geschmeichelt, daß er auch sogleich versprach, der Ball solle exquisit werden, koste es was es wolle, und er werde den Ausfall aus eigener Tasche bezahlen.

Nun werden meine holden Leserinnen wohl einigermaßen begierig sein zu erfahren, wie denn Alex eigentlich aussah! Jenun, man denke sich einen dicken, gesunden, stämmigen jungen Mann, so beleibt, als er nur mit sechsundzwanzig Jahren gedacht werden kann, mit einem hochgerötheten Vollmondsgesicht und Doppelkinn, kleinen dunklen Augen von etwas frechem faunenhaftem Ausdruck, einem dichten dunklen Haar, einem dunklen Schnurr- und Kinnbart, einem volltönenden Bierbaß und einem sehr degagirten burschikosen Benehmen, das eben nicht allzu gut zu seiner stutzerhaften Kleidung paßte, – und das Konterfei von Alex ist fertig. Er dominirte bereits im ›Wilden-Mann‹ und überschrie mit seiner Stentorlunge den schwächlichen Vater, daß dieser sich beinahe in die Sackdüten verkroch, und dem barschen Grobian nicht zu widersprechen wagte. »Schweig', Alter! – in Deinen Bau, Iltiß!« das waren die gewöhnlichen Redensarten, womit Alex des Vaters Einwendungen abfertigte.

Die sehnlich erwarteten Soldaten kamen eingezogen. Im ›Feuerzeug‹ wohnte der Artillerie-Oberst mit seinem Stab; im ›Wilden-Mann‹ lagen auf Alex's Bitten zwölf junge Offiziere von den Jägern in den Versatzbetten des alten Huland, und kehrten, wie der Alte sagte, mit ihren Hühnerhunden, Bracken, Dächseln und Fourierschützen beinahe das ganze Haus um, wobei ihnen Alex noch getreulich mithalf. Des Alten bester Wein, den er sich selbst nie gönnte, floß in Strömen. ›Der Ritter trank, der Knappe soff, der Jagdhund kaut' am Troge‹, wie Gustav Schwab singt, und der alte Huland kriegte vor Aerger und Ingrimmschier das Gallenfieber. Das wäre aber vielleicht ganz nach dem Herzen des Alex gewesen, denn er hätte dem Alten ohne viele Thränen in die Grube geblickt.

Von der Zeit der Einquartierung während der Kriegsmanöver wird man in Goggheim noch ein Menschenalter hindurch reden, denn es war eine Haupt- und Staatsaktion in dem Leben der Kleinbürger. Aber die Krone davon war doch der Ball, den die ›Erholung‹ und der Magistrat den Offizieren auf dem Rathhause gaben, und wo es so sehr an Damen fehlte, daß die Offiziere sich um die anwesenden buchstäblich rissen. Die schmuckste jedoch von allen war ohne Widerrede Naglers Beatchen, die anfangs sich entschieden geweigert hatte, auf den Ball zu gehen, weil die alte Dorothee so kränklich sei und ihr bei der Einquartierung so viel Geschäft obliege. Aber der Papa befahl, und da galt kein Widerstreben; – ja noch mehr,

der Druckerherr wollte sein Kind auch recht glänzen sehen, und hatte eine vollständige kostbare Balltoilette von der ersten Modistin der Residenz verschrieben. Beatchen sollte zeigen, daß sie in der Residenz ›auf der Schnellbleiche‹ gewesen war, wie man zu sagen pflegt; sie war ja ein Mädels, das sich sehen lassen durfte. Beate gab mit etwas schwerem Herzen nach, denn ihr schwante, der erste Schritt in den Tanzsaal sei zugleich der erste Hieb, der an den Baum ihrer Freiheit gelegt werde. Sie hatte die ganze Zeit her seit ihrer Heimkehr sich nur zu wehren gehabt gegen offene und versteckte Heirathsanträge, die ihr durch Frau Basen und Nachbarinnen gemacht wurden und die sie alle kühl und entschieden ablehnte, weil sie sich ihre Freiheit noch länger wahren und ihre Jugend genießen wolle. In der Residenz hatte sie allerdings mit der Frau Rätthin einige Bälle besucht und sich köstlich unterhalten; aber hier hatte sie noch keinen besuchen wollen, und mit allem Fug und Grunde. Ihr Vater der selber sehr eingezogen lebte, hatte ihr hierin auch ihren Willen gelassen. Aber die Tochter des Quartier- und Verpflegungs-Commissärs durfte doch auf dem Ball nicht fehlen.

Und es mangelte ihr wahrscheinlich nicht an Tänzern, denn sie tanzte gut und graziös und war die hübscheste auf dem Ball, hatte am meisten Tournüre. Die jungen Männer aus Goggheim standen ganz verblüfft vor Beatchens Schönheit, denn sie strahlte ordentlich in der prächtigen duftigen Ballrobe mit der hellblauen Schärpe, und war wie umgetauscht, wenn man sie mit dem

Alltags-Beatchen verglich, das still und schüchtern seines Weges über die Straße ging in die Kirche oder in's Feld hinaus oder zu einer ihrer wenigen Freundinnen, die sie sich noch von den Schulzeiten her bewahrt hatte! Die jungen Mädchen oder ›Damen‹ von Goggheim aber wollten beinahe vor Neid platzen, denn Beate gab sich hier ganz munter und unbefangen, ohne Prüderie und Gespreiztheit, und wies die etwas cavalièren oder überschwänglichen Galanterieen der Offiziere von allen Waffen mit heiterem Witze und besonnenem Takte zurück. Und doch hätte sie sich etwas darauf zu gute thun können, daß sie so viele Eroberungen gemacht habe, denn mehr als Einer von den adeligen und bürgerlichen Herren hätte Beatchen zu ihrem künftigen Erbe gern mit in den Kauf genommen.

Einer aber verliebte sich auf diesem Balle ernstlich in Beaten, und dieß war Alex, der Ball-Commissär. Er schoß den ganzen Abend einen Bock um den andern, und konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte es ihm förmlich angethan, wie er ihr beim Cotillon gestand. Alex sah Beaten zum ersten Male, und wenn er sich auch gestehen mußte, daß er schon schönere gesehen habe, so hatte eben doch keine noch den tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie dieses anmuthige, reine, halbkindliche, unbefangene Mädchen. Er hätte die Gäste alle aus den Fenstern werfen mögen, um nur mit ihr allein zu sein, und er machte dem Rathsherrn Nagler die schmeichelhaftesten feurigsten Komplimente über seine charmante Tochter, die um so wahrer und aufrichtiger klangen, da Alex

offenbar ›halb über See‹ war und der Wein ja die Wahrheit aus dem Menschen herauslocken soll. Herr Nagler aber lächelte nur in sich hinein und drückte dem Alex vergnügt die Hand, so daß er sich das deuten konnte, wie er wollte.

Der Ball war Sonnabends; am Sonntag gaben die Offiziere den Goggheimern ein Gegenfest auf dem Wörth, das mit einem Feuerwerk endigte, und das ganze Städtchen in Bewegung setzte. Am Montag Morgen aber vor Tag marschirte das Hauptquartier wieder ab, und das kleine Städtchen war wieder so still und langweilig wie zuvor, obschon man von den Erinnerungen noch lange zehren konnte.

Beate hätte diese kurze heitre Unterbrechung ihres eintönigen Daseins vielleicht rasch wieder vergessen, wenn ihr nicht Alex täglich mehrmals diese Episode wieder in's Gedächtniß gerufen hätte. Bei dem Fest auf dem Wörth, wo er selbst nur Gast gewesen, hatte er keine Gelegenheit gefunden, sich Beaten zu nähern; dafür aber machte er nach dem Abzug der Soldaten täglich Fensterparade vor dem ›Feuerzeug‹, um Beaten zu sehen, wenn sie am Fenster nach der Brückenthorgasse hinaus sah oder wußte ihr zu begegnen, wann und wo sie über die Straße ging. Allerdings beschränkte sich seine Huldigung gewöhnlich nur auf einen stummen Gruß oder freundlichen Blick, oder auf einen äußerst höflichen ›Guten Tag!‹ aber es lag doch eine Beflissenheit und Beeiferung darin, welche Beaten das Blut in die Schläfe trieb, wenn auch nicht aus Vergnügen.

Es dauerte nicht lange, so beschränkte sich Alex nicht mehr darauf, in einem halben Jagdkostüm und gefolgt von seinem schönen Hühnerhunde die Fensterparade vor dem ›Feuerzeug‹ zu machen oder drüben beim Bäcker Riß in der Weinstube am Fenster zu sitzen und herüber zu äugeln, sondern eines Tages sah man ihn hoch zu Roß, nämlich auf einem stolzen Schimmel von edlem Blut, den er sich gekauft hatte, die Brückenthorgasse heruntergaloppiren und er ließ gerade vor dem ›Feuerzeug‹ sein Pferd einige kecke Sprünge und Courbetten machen. Jetzt war's in Goggheim in jedermanns Munde: Apothekers Alex macht Buchdruckers Beate den Hof und es wird nicht mehr lange dauern, so sind sie ein Pärchen.

»Dummer Schnack! mein Mädels kennt den Alex noch gar nicht, hat nur ein einzig Mal mit ihm getanzt, und ohne mich kommt er mir nicht in's Haus!« sagte Herr Nagler, wann ihm auf dem Rathhaus die Kollegen gratulirten; »ich aber will den Marder nicht selber in's Taubenhaus führen.« Allein in seines Herzens Grunde dachte er nicht so. – Wenn ich nur wüßte, ob dem Alex zu trauen wäre! dachte er; wenn man nur Gewißheit hätte, daß er ausgetobt hat! der alte Huland ist der reichste Mann in der ganzen Gegend, und hat nun auch noch den Freihof mit den Mühlen und dem ganzen Mühlgut an sich gebracht. Freilich ist ein guter Theil des Vermögens Blutgeld, durch Wucher und Schmutz zusammengeschart, und man sagt, darauf ruhe kein Segen; indessen DO wenn es erst in andere Hand kommt und Alex

kann sich ja noch fassen. Im Grunde ist er nicht böseartig, sondern nur verwahrlost; jedermann rühmt seine Gutmüthigkeit. Und mein Mädels ist gescheidt und ruhig; wenn sie es darauf anlegt, kann sie ihn leicht unter den Pantoffel kriegen, und dann – kann ja Alles noch gut werden. Vorerst nur zugeschaut, – nichts übereilt!

Das mit dem Freihof hatte seine Richtigkeit; der Freihof war oberhalb dem Städtchen gelegen, ehemals eine fürstliche Domäne, in den Kriegszeiten verkauft, das schönste Gut weit und breit. Der alte Huland hatte das schöne Gut, auf welchem er die größte Hypothek stehen hatte, unter dem Hammer um eine Bagatelle gekauft, denn der frühere Besitzer, der Sohn reicher Eltern aber ein Erzspekulant, hatte sich an dem Gut zum Lump gebaut. Als der Mühlbann aufgehört, hatte er eine amerikanische Kunstmühle auf seine Wiesen gebaut, wo er ein Wasserrecht besaß. Er hatte eine große Bierbrauerei und Branntweinbrennerei eingerichtet, alle Oekonomie-Gebäude neu und zweckmäßig ausgeführt, eine große Milchwirtschaft und Käserei angefangen, und alles größtentheils mit fremden Mitteln betrieben, so daß er den Juden verfiel, und um diesen loszukommen, dem alten Huland, der noch weit ärger war als ein Jude, und den bauwüthigen Goltermann allmählig umstrickte wie die Spinne eine Mücke, bis er mit Leib und Seele sein war. Dann ließ er ihn einige Jahre zappeln,

bis Goltermann sich aus Verzweiflung dem Trunk ergeben und seine verschiedenen Geschäfte verwahrlost hatte; und an einem schönen Morgen brach über den Spekulant die Gant aus, sein herrliches Besitzthum kam unter den Hammer und der alte Hulan behielt es, denn die Zeit war kritisch und die Werthe der Liegenschaften augenblicklich niedrig. Er schmunzelte: »Narren bauen Häuser und gescheidte Leute kaufen sie,« und ließ Alles wieder in Gang setzen. Das Geschäft war aber so ausgedehnt, daß der Alte selbst dazu sehen mußte und sich nicht mehr genug dem ›Giftkasten‹ widmen konnte, weshalb er Alex heimberief, um diesen auf die Apotheke zu setzen – vorerst natürlich als Pächter – und ihm ein Weib zu verschaffen. Er selber wollte dann auf den Freihof hinausziehen und dort die Wirthschaft und Mühle betreiben.

Dieß wußte ganz Goggheim; wie hätte es daher dem Rathsherrn Nagler unbekannt bleiben können? Wissen ja die Herren auf dem Rathhause immer alles am besten und genauesten! Wenn deßhalb Alex wirklich Ernst machte und nur *einige* Garantien bot, daß er sich die Thorenschuhe und die Schelmenhörner abgelaufen, so konnte man schon von der Sache reden und sich dieselbe näher erwägen, dachte Herr Nagler. Aber nur hübsch vorsichtig und besonnen!

Mittlerweile war Alex bald inne geworden, daß er mit den Fensterparaden zu Fuß und zu Pferd seinem Zwecke nicht näher kam, daß Beate nichts von ihm wollte und der Druckerherr jeder Annäherung auswich, und in keinem Wirthshaus zu treffen war, wo man mit ihm hätte

anbinden können, um ihm näher zu rücken. Die Sache mußte also offenbar einen ›Haken‹ haben, und diesen zu ermitteln grübelte er lange. »Ich hab's!« rief er endlich; »der alte Iltiß wird daran Schuld sein; der hat gewiß einen Span mit dem Druckerherrn!« Und er stellte den Vater zur Rede, aber der alte Huland behauptete steif und fest, er habe in seinem ganzen Leben nie ein Wort mit dem Heinrich Nagler verbrochen, wohl aber habe dieser ihn von der Schulbank an immer von derjenigen Stelle verdrängt, nach welcher er, Huland, selbst gestrebt habe. »Der Nagler ist ein Glückskind; alles was er angreift, gelingt ihm und er lenkt die dummen Bürger hier wie ein Schäferhund die Lämmer,« sagte der alte Apotheker hämisch; »ich könnte ihm Gift geben!«

»Oho, Alter! dieß laß bleiben, oder warte erst bis ihm der Arzt solches verschreibt!« rief Alex in seiner derben Weise; »meinethalben wäre er mir wohl fort, denn alsdann käm' ich vielleicht eher an sein Mädels, die der Drucker hütet wie ein Drache, denn das Mädels hat mir's angethan und ich sage Dir, Alter, es bleibt dabei: die Beate oder keine!«

»Hm!« sagte Huland; »steht es so? – Na, wenn Dir's gelingt, hab' ich nichts dagegen; vielleicht bringt die Beate Dir Glück in's Haus. Ich gönne ihres Vaters Vermögen Keinem mehr als Dir!«

»Aber wie soll ich an das Mädels kommen, Alter?« rief Alex; »der Drucker hütet die Beate noch viel eifriger, als Du Deinen Geldkasten, und das will viel sagen. »Aber

mein muß sie werden, oder ich geh' wieder fort und saufe mir den Hals ab. Und wehe Dir, alter Iltiß, wenn man mir Deinetwegen die Thüre verschließt, denn den Nagler zwingst Du nicht ab wie den Goltermann!«

»Meinethalben kann er Dir das Mädcl nicht wehren; das wäre unbillig und sähe dem Nagler nicht gleich,« sagte der alte Apotheker; »aber ich werde ihm einmal den Entenmeier schicken oder meinen Hofjuden!«

Der Entenmeier war nämlich ein heruntergekommener Advokat, der wegen Betrugs bestraft das Recht zur Praxis verloren hatte und nun als Schriftverfasser und Winkeladvokat prakticirte, sich um's Geld zu allen Streichen hergab und namentlich dem Dreck-Apothekerlein als besonderer Rathgeber und Soufleur zur Seite stand und die zu schindenden armen Seelen zutrieb. Diesen Moll nun, seine rechte Hand in Geschäften, sandte der alte Huland eines Tags zum Druckerherrn auf Kundschaft, denn er sah wohl ein, daß er um seines Sohnes willen den ersten Schritt thun mußte.

Wer gern tanzt, dem ist leicht geigen! Meister Nagler wußte sogleich, woher der Wind blies, und rückte leicht mit Dem heraus, was er von der Sache dachte. Obschon er gar keinen Grund habe, die Hulandschen sonderlich zu achten, da des Alex's Großvater ihn und seine Mutter gern von Haus und Hof vertrieben hätte, was er aber als christlicher humaner Mann den Alex nicht entgelten lassen wolle, – sagte Nagler, – und obschon er am liebsten einen Tochtermann von seinem eigenen Gewerbe bekäme, der in das schöne Geschäft hinein heirathete; –

so wolle er doch dem Alex eine Brautwerbung nicht wehren noch Beatchens Hand versagen, wenn sie ein Herz zu ihm fassen würde. Allein vor Allem müßte dann erst erwiesen werden, daß Alex ein vernünftiger und solider Mensch geworden sei, keine Schulden mehr habe und von seinem Vater so gestellt werde, daß er die Apotheke als freies Eigenthum in Kauf oder Schenkung übernehme.

Moll überbrachte den Bescheid wortgetreu, und der alte Huland ward ganz erdfahl vor Zorn. »Der Drucker ist nicht blöde,« rief er ergrimmt; »mir solche Bedingungen zu stellen, der ich doch viel reicher bin als er! Und die Apotheke geb' ich nun gar nicht aus der Hand; habe auch erst nach meines Vaters Tode mich hineinsetzen können ...«

»Schweig, alter Iltiß! rief Alex; »warte, bis Du gefragt wirst! Ich sag' Dir, der Nagler tauscht nicht mit Dir und Deinem Geld, und sein Gulden ist mir jedenfalls lieber als Dein Thaler. Also kurz und gut: krieg' ich die Beate, werd' ich ein gesetzter ordentlicher Mensch; krieg' ich sie nicht, so mag der Henker Deinen Giftkasten holen; ich borge mir Geld auf Wechsel und brenne durch nach Amerika und laß in die Zeitung setzen: ›Ich gehe weil ich mich an meinem alten Filz schämen muß.‹ Nun magst Du wählen!«

## 5.

Ob es dem Alex mit der Drohung, in die weite Welt zu entlaufen und sich den Hals abzutrinken, falls er Beate nicht bekomme, Ernst gewesen oder nicht, lassen wir

dahingestellt. Thatsache war aber so viel, daß die Drohung auf den alten Huland ihre Wirkung nicht verfehlte. Er wußte wohl, daß Alex's Bewerbungen um Beaten schon stadtkundig waren; bekam daher sein Sohn einen Korb von dem Mädchen, dann gute Nacht mit jeder andern guten Parthie! Darum lag dem alten Huland auch viel daran, daß die Heirath zwischen Alex und Beaten bald zu Stande komme. Seit der Unterredung mit dem Winkel-Advokaten, der ihm die Antwort des Buchdruckers überbracht hatte, ging er gedanken- und erwartungsvoll umher, gewöhnte sich allmählig an die Idee, daß ihm Meister Nagler Bedingungen vorschreibe, obschon dieser lange nicht so reich war wie er selbst, und war in seinem Sinne endlich mit des Druckers Bedingungen einverstanden. Gesagt hatte er dieß zwar noch nicht, aber Alex wußte es, hatte es dem Entenmaier mitgetheilt und ihn beauftragt, es im ›Feuerzeug‹ wieder anzubringen; er hoffte dadurch, sich dort offenen Zutritt zu erkauften, weil er ohnedieß kein anderes Mittel sah, sich Beaten zu nähern. Nicht etwa als ob der Alte sie gar zu sehr gehütet hätte, – im Gegentheile, dieser hatte mit seinem Geschäfte und seinen Ehrenämtern auf dem Rathhause zu viel zu thun, um seine Tochter beständig unter den Augen zu haben; aber Beaten hatte keinerlei Interesse für den Alex aus dem ›Wilden-Mann‹, war ohnedem still und häuslich, pflegte nur wenig Umgang mit Altersgenossinnen, und verließ nur selten das Haus, zumal da die alte Dorothee Walter schon seit einiger Zeit kränkelte und sie ihr so treulich abwartete, daß sie nur selten einen

Fuß über die Schwelle setzte, als etwa um in die Kirche oder in den Garten zu gehen, wo sie dann aber gar nie bemerken zu wollen schien, daß ihr der Alex stets zu begegnen suchte oder, wie er sich selbst ausdrückte, ›ihr auf den Wechsel stand‹.

Allein der günstige Erfolg, welchen sich Alex von der Vermittelung des Entenmaiers versprochen hatte, blieb trotz der Versicherung des letzteren, die er dem jungen Manne hinter der Flasche bei Bäcker Riß oder im ›Engel‹ machte, noch immer aus, und die Ungeduld und Verliebttheit des jungen Apothekers stieg immer höher. Alle Versuche, sich dem Druckerherrn zu nähern, schlugen Alex fehl; Herr Nagler begegnete ihm artig, aber sehr zurückhaltend, und eines Tages als Alex, der die Bürgerjagd von Goggheim gepachtet hatte, dem Rathsherrn Nagler einen stattlichen Rehbock, den er selbst erlegt, als ›Küchengruß‹ zusandte, lehnte ihn Meister Nagler höflich aber bestimmt ab mit dem Vorgehen: es sei ihm als Magistrats-Verwandtem untersagt, ohne Genehmigung des Kollegii Geschenke von Bürgern anzunehmen, und es ›diene ihm nicht‹, wegen eines Rehbocks die Erlaubniß des Kollegii nachzusuchen. Beatchen hatte zuvor einige Blumensträuße abgelehnt, welche Alex ihr durch ein Kräuterweib zugesandt. Alex war ganz außer sich vor Aerger, und prügelte eines Abends den Entenmaier durch, weil er ihn im Verdacht hatte, Moll habe ihn beschwindelt und belogen. Leider hatte der Winkeladvokat Zeugen für die empfangene Prügel-suppe, und klagte am andern Tage bei Gericht, und es kostete den alten Huland ein gutes Stück

Geld, den Moll zur Zurücknahme seiner Klage zu bestimmen und so dem Alex ein paar Wochen Festungsarrest zu ersparen. Aber die Sache ward doch stadtbekannt, und wenn die Leute dem Entenmaier auch eher die Prügel als die hundert Gulden gönnten, so freuten sie sich anderseits doch über die Witzigung, welche der übermüthige Alex erhalten, und über den Anlaß, durch weichen das alte Dreck-Apothekerlein angezapft worden sei.

Als aber am Abend des Tages, wo der alte Huland dem Moll sein Schmerzensgeld gezahlt hatte, Vater und Sohn sich beim Abendbrod allein gegenüber saßen und der Alte, der Alex tüchtig den Kopf darüber waschen wollte, versetzte Alex:

»Ich bitt' mir aus, daß Du schweigst, Alter; ich hab' über diese Geschichte schon genug gehört, und wer anders trägt denn im Grunde die Schuld daran als Du? Wärst Du kein solch verrufener alter Wucherer und hartgesottener Bauernschinder, vor dem alle honnetten Leute das Kreuz schlagen, so wär' ich schon lange mit dem alten Nagler und dem Beatchen im Reinen, und ein glücklicher Mensch!«

»Du ein glücklicher Mensch?« rief der Alte giftig; »Du Saufbruder und Taugenichts bist mir zur Plage da, und es wundert mich gar nicht, daß Naglers nichts von Dir wollen. Beate ist ein stilles Mädchen und manierlich, und kann kein Gefallen haben an einem solchen Grobian und Rüdenknecht; und Nagler ist ein besonnener Mann, der wohl weiß, was seiner Tochter bei Dir drohen würde!«

»Beatchen drohen? Nu, was denn, alter Iltiß?«

»Lieblosigkeit und Schläge und Mißhandlungen!« versetzte der Alte; »ein Bursche wie Du, der seinen alten Vater mißachtet und brutalisirt, weil ich nur viel zu gütig und zu schwach gegen Dich bin und mich um Deinetwillen schinde und placke, – ein Bursch, von dem es stadtkundig ist, daß er seinen Vater zum Gespött macht, – den nimmt kein vernünftiger Mann zum Schwiegersohn!«

Dem Alex mochte sein Gewissen sagen, daß dieser Vorwurf begründet sei, und er schluckte eine grobe rüpelhafte Antwort hinunter, die er schon auf der Zunge hatte. »Wir wollen einander alles schenken, was sich darüber gegenseitig sagen ließe, Vater,« entgegnete er. »Nur soviel ist sicher, daß Du mich so gezogen oder vielmehr nicht gezogen hast, wie ich bin, und daß ich nicht anders habe werden können. Das aber sag' ich Dir und es ist mein letztes Wort,« fuhr er mit einer wilden Verwünschung fort: »Beatchen muß die meinige werden, die oder keine! Wie ich sie kriege, das ist nun *Deine* Sache, Alter. Wenn sie mich nimmt, so will ich ein Andrer werden – hübsch gesetzt und vernünftig, und ein solider Philister. Wenn sie mich aber ausschlägt, und um Deinetwillen, Alter, dann will ich ein Leben führen, daß den Leuten darob die Haare zu Berg stehen sollen, denn alsdann liegt mir Nichts mehr am Leb und an der Ehre und Reputation. Und damit hollah! Nun überlege Dir's und geh' in Dich! Morgen haben wir Martini; bin ich nicht mindestens zu Ostern verlobt mit der Beate, so soll man mich in diesem verdammten Nest zum längsten gesehen haben!«

Damit pfiff er seinem Hund, ging in den ›Engel‹ und ließ sich acht Tage lang nicht mehr zu Hause sehen. Unter Tags war er auf der Jagd, und Nachts lag er in den Wirthshäusern.

Der alte Apotheker merkte nun sehr gut, daß es Alex mit dem Mädchen bitterer Ernst sei, denn seit vierzehn Monaten wollte Beatchen seinem Sohne nicht mehr aus dem Kopf. Auch schien es ihm plausibel, daß das ruhige besonnene Mädchen den Alex zu Paaren treiben und in den Schranken halten konnte. Was man wünscht und hofft, das glaubt man ja so gern. Eines Tags kam der Salomon Hersch, sein Hofjude, und brachte ihm die Zinsen, die er von den Bauern droben im Oberwald eingesammelt hatte, da faßte sich der alte Huland ein Herz und sagte:

»Schlome, Du kennst den Meister Nagler, den Buchdrucker nicht wahr?«

»Mai, wo soll ich nicht! A braver Mann, geacht't weit und breit!« versetzte der Schmul aufhorchend; »was soll's mit ihm?«

»Nagler hat eine Tochter, Schlome, ein braves Mädél, das meinem Alex gefällt; der Junge ist ganz verschossen in das Mädél und will sie heirathen, und da die Beate, wie gesagt, ein ehrbares Mädchen ist und dereinst ein schönes Stück Geld erbt, so wäre sie mir als Schwiegertochter nicht unwillkommen . . . «

»Glaub's,« sagte Schlome schmunzelnd, »sie soll sein die beste Parthie auf drei Meilen in der Runde; alle jungen Bürger spitzen den Mund nach ihr, und die Herren

von der Regierung thäten sie auch nicht ausschlagen. Aber ob sie will den Herrn Alex?«

»Das ist eben die Sache, denn obschon er ihr nun schon über ein Jahr nachläuft, hat er sie, glaub' ich noch kein einzig Mal gesprochen, und obschon ich den Buchdrucker ausholen ließ, ob der Alex . . . «

»Soll ich sagen, was ich weiß?« fragte der Hebräer; »soll der Schlome haben a freies Wort zu Sie, Herr Hofabedeger?«

»Na heraus damit, Schlome! ich weiß Du bist ein gescheidter Mann!«

»Dank vor die gute Meinung, Herr, aber nix für ungut! der Herr Hofabedeger hat gemacht ä große Dummheit, als er hat geschickt den Entenmaier. Wie kann Meister Nagler glauben einem Mann, der schon hat gesessen in's Spinnhaus, daß ihn werd' nehmen der Hofabedeger zu seinem Mittelsmann, zu kuppeln vor den Alex? Und wie soll er glauben, daß es dem Herrn Abedeger sei gewesen ein Ernst, wann er hat gehört, daß der Musjeh Alex hat gehatt Stuß mit den Entenmaier und hat ihm geprügelt im ›Engel?«

»Du hast in der That Recht, Schlome; das erklärt alles,« versetzte der Hofapotheker gedankenvoll. »Nagler hat nicht an den Ernst geglaubt oder ist beleidigt gewesen, daß ich ihm den verdorbenen Advokaten geschickt. – Wie wär's, Schlome, wenn Du 'mal in das ›Feuerzeug‹ gingst und 'mal so ein Wörtchen fallen ließest und hinhorchtest, was man dort denkt?«

Salomon Hersch riß seine pfiffigen stechenden Augen weit auf, kratzte sich in seinem dichten schwarzen Lockenwald und sagte: »Ich? wo heißt? Was soll ich da dermit? Kuppeln iß a riskirt Geschäft und wird Einem nichts verdankt, und wer weiß, ob ich nicht eher bekomm' einen Buckel voll Schläge als einen Kuppelpelz. Meister Nagler ist ein stolzer Mann und heftig – wenn ich ihm nun käm' ungelegen und er mich ließe werfen der Trepp' hinunter?«

Da dieß einige Wahrscheinlichkeit für sich hatte, so ward der alte Huland verlegen. »Aber probiren könntest Du es doch, Schlome!« sagte er; »bist ja ein geriebener Kerl, und weißst dem Nagler schon so beizukommen. Und umsonst will ich den Dienst auch nicht – wenn die Heirath zu Stande kommt, soll mir's auf eine Carolin auch nicht ankommen!«

»Wo heißt? A Carolin, Herr Hofabedeger! soll mir Gott helfen, wann Se reden von einem einzigen Lugador, wann es gilt so 'ne reiche Mitgift! Gott soll's wissen, die Beathe ist ja doch keine Kuh, und wann ich schmuse vor der Kühche, so krieg' ich mein halbes Carolin. So werd' Ihnen doch solch eine Schwiegertochter mehr werth sein. Wann der Schlome soll thun sein Möglichstes, muß er bekommen, hundert Gulden für sein Zascheres und einen neuen Rock. Soll es gelten? – Nu, Sie besinnen sich, Herr Hofabedeger! Da wird sich der Schlome bedanken, zu blasen in's Feuer, wann's ihm nicht brennt!« Und er nahm seinen Quersack und wollte gehen.

»Halt, Schlome, bleib! ich will Dir's versprechen, und hier hast Du einen Brabanter als Draufgeld; aber nun geh' und bring' mir bald Bescheid!« rief der alte Huland mit einem Seufzer, denn das Geld ging ihm nahe, und er vermochte sich nur mit dem Gedanken zu trösten, daß er ja eigentlich eine Wurst nach einer Speckseite werfe, wann er dadurch den Alex zur Vernunft bringe und ihm das Vermögen des alten Nagler sichere.

Salomon Hersch versprach sein Möglichstes zu thun und ging seelenvergnügt. Er merkte, wie viel dem alten Apotheker an dieser Verbindung lag, und sah ein gutes Geschäft damit voraus, denn er ahnte, daß er bei umsichtigem Handeln auch von dem Druckerherrn und von Alex noch ein schön Stück Geld heraus schlagen konnte, und er war nicht der Mann, eine solche Gelegenheit unbenützt zu lassen. Der Schlome war in seiner Art ein ganz ehrlicher zuverlässiger Mensch: was er übernahm, das führte er mit der größten Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit aus, aber er nahm auch jeden erlaubten oder billigen Gewinn mit.

Am Abend kehrte der Salomon auf dem Heimweg nach Weikheim im Waldhofs ein, und traf hier den Alex mit einigen seiner Jagdkumpane. Sie hatten eine gute Jagd gemacht und waren lustig und guter Dinge, und beim Anblick des Handelsjuden sogleich erbötig, ihn zum Besten zu haben. Sie sollten ihn zunächst betrunken machen, aber Schlome blieb unerbittlich, trank nur sein Seidel Apfelwein und ließ die weinseligen jungen Herren spaßen. Als er dann Alex einmal hinausgehen sah, folgte er ihm

und sagte: »Mai, Herr Huland! wann der Meister Nagler aus dem ›Feuerzeug‹ da wäre und hörte die Reden der jungen Herren – was thät' er wohl sagen?«

»Nun? was meinst Du damit, Rollenkopf?« rief Alex übermüthig, denn diesen Beinamen führte der Schlome wegen seines reichgelockten pechschwarzen Haars.

»Nun, was wird er meinen, der Schlome? daß er etwas weiß von dem Meister Nagler und was der denkt von den Herrn Alex, – das wird er meinen!« sagte der Jude. »Der Schlome ist gewesen zu sein beim Nagler heute Abend; der Herr Hofabedeger hat ihn hingeschickt, daß er soll lunken im ›Feuerzeug‹ nach die Heirathsgeschichte, und der Schlome hat gedippert mit dem Meister Nagler und Jungfer Beathe.«

»Ist's möglich? Thut mein alter Iltiß endlich einen Zug? und was spricht Beatens Vater?« rief Alex.

»Nix für ungut, junger Herr, aber den Schlome schaudert's zu hören, wann ein Sohn so spricht von dem Vater,« entgegnete der Jude tadelnd. »Der Schlome hat neun Kinder, für die er sich die Beine halb abläuft, weil er sie lieb hat und möcht' ihnen dereinst hinterlassen einen guten Namen und ein Stückchen Geld zu ihrem Fortkommen. Aber verfluchen würd' der Schlome sein ganzes Geschlecht, könnt' er ahnen, daß einer von seinen Söhnen so spräch' von dem Haupt des Schlome! – Das thut nicht gut, Herr Alex, und bringt nicht Segen noch Ehre.«

»Ach was, Alter! es ist ja nicht so böse gemeint,« erwiderte Alex etwas verblüfft; »das sind nur so Redensarten.

Aber wie steht es im ›Feuerzeug‹? Will mich Beatchen und was sagt der Alte?«

»Hm, das ist zu viel gefragt auf einmal,« meinte der Jude ausweichend. »Und hier auf dem Flur des Wirthshauses ist kein Ort nicht, davon zu reden. Es ist schon spät, und der Schlome hat noch einen weiten Weg nach Weikheim. Die Rebekka wird sein in Sorgen über mein Ausbleiben!«

Alex glaubte, der Salomon wolle ihm damit nur ein Stück Geld abzwacken, und bot ihm einen Thaler; aber der Alte nahm diesen nur zögernd und betheuerte, er habe es nicht darauf abgesehen; und erst auf Alex's drängendes Bitten verstand er sich dazu, diesem das Ergebniß seiner Unterredung mit Herrn Nagler unter der Bedingung mitzutheilen, daß er ihn ein Stück Wegs begleite. Alex knöpfte sogleich den Rock zu, zog die Fischottermütze über die Ohren, schritt mit dem Salomon hinaus in den dunklen Wald, und lauschte gespannt auf seine Mittheilungen. Diese waren sehr einfach, aber doch bedeutsam für Alex. Beatchen hegte keine Abneigung für den jungen Huland, versicherte Schlome. Herr Nagler sei der Verbindung nicht abgeneigt, sobald ihm Alex den Beweis liefere, daß er sich gefaßt habe und ein anderer Mensch, ein solider Bürgersmann geworden sei. Er gebe seiner Tochter eine Morgengabe von sechstausend Gulden mit, und erwarte daher, daß Alex von seinem Vater sogleich die Apotheke erb- und eigenthümlich erhalte, welche im Fall eines Todes auch in Beatens Eigenthum übergehen solle.

Alex fand diese Bedingungen nicht unbillig, obschon er sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigte, welche deren Erfüllung von Seiten seines Vaters finden werde, und er gedachte derselben mit einem tiefen Seufzer. »Mein Alter wird sich lange sperren, ehe er darauf eingeht!« sagte er.

»Wer weiß, ob er's nicht thut, wenn er Vertrauen hat!« sagte Schlome; »aber das ist noch nicht Alles. Ehe davon kann geredet werden, sagt der Rathsherr Nagler, muß noch etwas vorgehen: der alte Herr Hofabedeger muß bezahlen die Schulden von Musje Alex, und Alex muß geben sein Ehrenwort, daß er niemand mehr einen Heller schuldet.«

Alex fuhr jählings zusammen, dann aber mit einem wilden Fluch auf: »Wer sagt, daß ich Schulden habe?«

»Mai, ich hab's nicht gesagt, denn ich kann's nicht beweisen,« versetzte Salomon gelassen. »Herr Nagler hat's gesagt und wird es wohl besser wissen, denn er hat dem Schlome genannt zwei, drei Gläubiger von Musjeh Alex und die Schuldbeträge, und den alten Schlome hat nicht gelüstet mehr zu erfahren: da war die Rede von einem Isaak Mergentheimer in Mannheim, einem von unsere Leut', als da soll haben a Forderung auf Handschrift von siebenhundert Gulden mit Zins von drei Jahr, und vom Samuel Rosenfeld in Iffetzheim . . . «

»Verdammt! Herr Nagler hat sich also nach mir erkundigt?«

»Das hat er dem Schlome nicht gesagt, vielmehr hat er gesprochen von einer Vollmacht, welche der Moll, der

Entenmaier, soll haben in Händen, klagbar zu werden gegen dem Musjeh Alex im Namen von die Gläubiger ... und Musjeh Alex hat zu fürchten einen Menschen wie den Entenmaier, meint der Herr Nagler!«

Den Alex überlief es eiskalt, als er dieß hörte, und seine Weinlaune wich mit Einem Male; die Zähne biß er über einander vor Ingrimm, aber er mußte sich doch gestehen, daß dieser Groll ohnmächtig und sein Ruin nicht zu verhindern sei.

»Salomon,« sagte er endlich mit gepreßter Stimme, »Ihr müßt mir helfen, Ihr müßt morgen zu dem Entenmaier und ihn zu gewinnen suchen. Bietet dem Schuft, was er haben will, nur soll die Geschichte nicht vor die Behörden und meinen Vater kommen. Die Beate muß mein werden, und wann mir der Moll meinen Plan durchkreuzt, so bin ich zu Allem fähig und ich schieße,« setzte er mit einer wilden Betheuerung hinzu, »den elenden Kerl todt wie einen tollen Hund!«

»Helf uns Gott, was sind das für Gedanken, Musjeh Alex!« rief Salomon erschrocken, den es eiskalt überlief in dem finstern Wald. »Mai, wann das der Herr Nagler hörte!«

»Salomon, hilf mir, wann Du mich lieb hast, und es soll Dein Schade nicht sein!« murmelte Alex und packte den Juden am Arme, daß dieser laut ächzte. »Sieh, ich bin kein schlechter Mensch, nur leichtsinnig und unbedacht; ich will wieder brav und gesetzt werden um der Beate

willen; aber man muß mir mit Nachsicht entgegenkommen und mich nicht auf das Aeüßerste treiben! – Wann sie mich zur Verzweiflung bringen, dann . . . «

Der Jude sah durch die nächtliche Dämmerung hindurch das Auge des jungen Mannes blitzen und hörte ihn mit den Zähnen knirschen, daß er sich beinahe vor ihm fürchtete. Er sah ein, welch' bitterer Ernst es Alex mit seinen Drohungen war wie mit seinen Gefühlen für Beaten, und die letzteren flößten ihm Respekt und Theilnahme für Alex ein.

»Sein Sie ruhig, Musjeh Alex!« sagte er; »der Salomon wird helfen, wann er kann; er wird machen, daß Sie kriegen das Mädchen; aber Sie müssen versprechen zu werden ein anderer Mensch und dem Salomon zu geben ein gutes Zascheres (Trinkgeld)!«

»Fordere so viel Du willst, nur hilf mir aus der Verlegenheit, welche mir der Schuft der Entenmaier, eingerührt hat!« bat Alex, der nur noch für das nächstliegende Sinn hatte. »Geh' zu einigen von Deinen Glaubensgenossen und verschaff mir zweitausend Gulden auf meine Handschrift – ich will gern dreitausend dafür verschreiben. Ich kann ja in zwei, drei Jahren alles abtragen, wann ich die Apotheke habe, und mein Vater braucht es dann nicht zu erfahren . . . «

»Mai, das wird der Salomon nicht thun, Musjeh Alex!« rief der Jude; »das wären schofele Masematten, aufzureißen ein neues großes Loch, um zuzudecken ein paar kleine. Nein, so wahr Gott lebt, thun Sie das nicht, Musjeh Alex! das wäre Wahnsinn und gegen die Abrede mit

Meister Nagler. Und wann Sie mir wollten geben tausend Luggedor, so wollt' der alte Schlome nicht dazu bieten die Hand!«

»Und warum nicht?« fuhr Alex in wilder Verzweiflung auf; »es ist Dir ja doch ein Leichtes das Geld zu beschaffen, und bin ich Dir nicht gut genug für die lumpigen paar tausend Gulden?«

»Gemach, Musjeh Alex! gemacht! Sie sollen recht verstehen den alten Juden! der Salomon ist arm, aber ein ehrlicher Mann; er hat von jeher gehalten sein Wort und das ist sein Stolz und seine Empfehlung bei den Leuten. Man kennt ihm dafür. Der Salomon hat versprochen dem Herrn Nagler, daß er will bringen die Sache in's Blei; er hat versprochen seine Hülfe dem alten Herrn Huland und dem Musjeh Alex, und er *wird* helfen, aber auf die rechte Weise, wie ein ehrlicher Mann, oder er wird seine Hand davon lassen und wär' dabei zu verdienen ein Rittergut! Der Musjeh Alex muß machen ein reines Brusttuch und muß aufschreiben alle seine Schulden bei Pfennig und Heller und der alte Herr Hofabedeger muß sie bezahlen, ehe zuvor der Musjeh Alex soll treten als Freiwerber über der Schwelle von's Feuerzeug. Frei und unbescholten muß er erst sein, wann er soll werden können ein ehrlicher braver Mann!« Und von dieser Ansicht ließ sich der Jude auch nicht abbringen, wie sehr auch Alex in ihn drang; vielmehr gelang es Salomon am Ende, den jungen Mann zu überzeugen, daß der gerade Weg der beste sei, und dem Alex das Versprechen abzugewinnen, daß

er sich ganz seinem Rath und seiner Führung überlassen wolle.

Zu jeder andern Zeit hätte Alex dieß für eine sträfliche Anmaßung von dem armen Juden gehalten; nun aber fügte er sich in das Unwendbare, und diese Fügsamkeit bewies, daß er einsah, wie viel für ihn auf dem Spiel stand, und wie werth ihm der Besitz Beatens war. Seinem Versprechen gemäß kehrte er auf den Waldhof zurück, nahm Gewehr und Jagdtasche und schlug den Heimweg ein, den er mit dem Vorgehen motivirte, er habe von dem Juden erfahren, daß sein Vater erkrankt sei; er ließ sich durch keine Stichelei der Kameraden zurückhalten.

Den andern Tag war ein Schabbes, wo Salomo nicht arbeitete. Alex aber stand in der Apotheke wie auf Kohlen und war ganz verschüchtert und kleinlaut. Einige Tage lang trat er dem Vater nicht unter die Augen, sprach kein Wort mit ihm und ging nicht in's Wirthshaus; die Unruhe wegen des Entenmaiers und wegen Beatens rieb ihn beinahe auf: er hatte schon am Sonntag Morgen durch einen Judenknaben von Weikheim, der eine Arznei in der Apotheke machen ließ, dem Salomon das Verzeichniß seiner Verbindlichkeiten – sein ›Sündenregister‹ wie er's nannte – zugeschickt, und doch kam der Alte nicht herein. – Auch der alte Hulang konnte sich Salomon's Ausbleiben nicht erklären, der ihm an jenem Abend keinen Bescheid mehr vom Meister Nagler gebracht hatte. Wenn er dagegen Alex's verstörtes und verschüchtertes Wesen damit in Verbindung brachte, konnte er nicht anders denken, als daß die Antwort Naglers eine entschieden abschlägige

gewesen und dem Alex zu Herzen gegangen sei, was er ihm einerseits wohl gönnte, während es andererseits doch seinem eigenen Stolz und Geiz empfindlich wehe thun wollte.

Endlich am Donnerstag Abend zwischen Licht und Dunkel trat Salomon Hersch in die Apotheke und fragte nach dem alten Hofapotheker. Er sei droben in seiner Stube, sagte der Lehrling. Alex hatte jedoch durch das Fensterchen von der Nebenstube aus den Hebräer eintreten sehen und bei seinem Anblick einen Stich durch's Herz verspürt, war dann aber aufgesprungen und ihm unter der Thüre, die auf den dunklen Flur hinausführte, entgegengetreten mit der hastigen Frage: »Nun, Salomon, wie steht es? Warum bist Du so lange ausgeblieben?«

»Nu, wie steht's? Gut steht's, Musjeh Alex, wann *Sie* sich gut halten,« entgegnete der Jude. »Der Schlome ist gewesen in Mannheim und Issetzheim und hat gesprochen mit seine Leut' und hat sie bestellt auf kommenden Montag hieher, und hat ihnen gesagt, daß sie soll nehmen ihre Sach' aus des Entenmair's Händen, weil er ist ein schlechter Mensch und ein Goi. Schlome hat gegeben sein Wort, daß er will alles bringen in's Blei, und Herr Nagler weiß alles und ist damit einverstanden. Und nun werd' ich gehen hinauf zum Herrn Hofabedeger, und werd' bringen alles in's Geleise!« Und damit riß er sich los und eilte die wohlbekannte Treppe hinan, ehe ihn Alex noch zurückhalten konnte. Alex ging mit lautpochendem Herzen im Schreibstübchen auf und ab, und

auf seinen Zügen lag es wie Seelenangst und Gewissensbisse und wie eine schlimme Ahnung, denn er war nicht so herz- und ehrlos, daß es ihm gleichgültig gewesen wäre, seinem Vater Kummer und Schreck zu machen mit der Nachricht von seinen neuen Schulden. Und seine Ahnung trog ihn auch nicht, denn kaum eine Viertelstunde war vergangen, so tönte des Juden Schreckensruf die Treppe herunter: »Hülfe, Hülfe! er stirbt! Musjeh Alex, geschwinde kommen Sie herauf! er stirbt!«

Als Alex mit einigen Sätzen oben war, fand er den Vater mit geschlossenen Augen und bewußtlos auf dem Kanapee liegen, wohin ihn der Jude getragen hatte. Salomon nahm ihm die Halsbinde ab und öffnete Weste und Hemd – Alex befühlte den Puls, der kaum mehr schlug. Wie von den Furien getrieben, stürzte er die Treppe hinunter in die Apotheke, sandte den einen Lehrling eilends zum Bader, und zum Stadtphysikus, und kehrte dann mit Hirschhornsalz, Hoffmannstropfen, Essigäther und anderen Heilmitteln zu dem Kranken zurück, den der Jude mit Hülfe der alten Magd mittlerweile vollends ausgekleidet und in sein Bett gelegt hatte, das in einem kleinen Alkoven stand.

»Wie ist dies Alles gekommen, Salomon?« fragte Alex mit unsicherer Stimme, und die Thränen hingen ihm wie dicke Perlen in den Wimpern.

»Mai, wie heißt, wie ist's gekommen?« versetzte der Alte. »Das ist Euer Werk, Musjeh Alex! kaum hab' ich ihm gesagt die Hälfte von Eure Schulden, hat er mich gerissen das Papier aus der Hand, hat hineingeschaut, ist dann

gesprungen empor und rückwärts zusammengebrochen als ob er wär' geschächtet ... O Musjeh Alex, wenn er davon bekommt den Dalles, tragt *Ihr* die Schuld davon, und ich möcht's nicht haben auf meiner Seel', nicht um Euer ganzes Erbe! – Alex, Alex! seht auf den alten Herrn, und denkt dieser Stunde lebenslang! Kehrt um, Musjeh Alex oder Euer Weg führt zu nichts Gutem!«

Alex war in der That so tief erschüttert, daß er laut weinte. Dem alten Huland war das Bewußtsein noch immer nicht zurückgekehrt, und als der Physikus und der Bader kamen, erklärte ersterer es für einen Schlaganfall in Folge heftiger Gemüthsbewegung, und befahl eine Aderlässe, nach welcher erst der Kranke die Augen wieder aufschlug. Aber der Arzt erklärte die Krankheit für sehr ernst und billigte es, daß der Hebräer sich erbot, mit der alten Christel und Alex gemeinsam die Nacht bei dem Kranken zu durchwachen. Allein der alte Huland wandte sich jedes Mal entsetzt zur Seite, wann er seines Sohnes ansichtig wurde, und winkte ihm, sich zu entfernen, so daß Alex genöthigt ward, im anstoßenden Zimmer zu verweilen, wo ihn dann der alte Salomon aufsuchte und ihm auf eine einfache aber erschütternde Weise in's Gewissen redete.

Am Morgen kam der Stadtphysikus schon in aller Frühe wieder, sah nach dem Kranken, der in der Nacht theilweise delirirt hatte, und fand ihn sehr schwach. Alex erwartete den Arzt, wie er herunter kam, bat ihn in das Laboratorium zu treten und erkundigte sich nach dem Zustand seines Vaters.

»Er ist noch immer in Lebensgefahr,« sagte der Arzt; »die geistige Erschütterung war zu groß; wenn er nicht geschont und vor jeder Alteration bewahrt wird, muß er erliegen. Alex, wenn ich nicht irre, so hat er sich über Sie so geärgert – nehmen Sie ihn in Acht wie Ihren Augapfel, oder Sie werden seinen Tod auf dem Gewissen haben!«

»Da sei Gott vor, daß ich eine solche Schuld auf mich lade!« stammelte Alex ganz zerknirscht. »Ach Herr Doktor; wenn Sie wüßten, wie mir zu Muthe ist! Sehen Sie, ich kann mich selbst nicht mehr ansehen; ich bin ein elender verworfener Mensch und doch bin ich nicht ganz Schuld daran: ich bin verwahrlost worden – man hat mich ganz den Miethlingen überlassen und mir alle Liebe entzogen, und so ward ich ebenfalls lieblos und selbstsüchtig und hartherzig. Und doch wär' ich so gern ein guter braver Mensch, wenn mir auch nur Eine Seele ihr Vertrauen schenkte und eine hülfreiche Hand reichte, und wenn ich nur auch ein einziges Herz auf der ganzen Welt hätte, das mir gut wäre! – Sie sind ein Ehrenmann und stehen in verdientem Ansehen hier im Stübchen, Herr Doktor! Sie könnten mir helfen wenn Sie nur wollten!«

»Ich verstehe Sie, Huland,« erwiderte der Arzt; »ich begreife Ihre Lage, und bin gern bereit Sie zu trösten und Ihnen zu helfen – kommen Sie heute Abend zu mir und schütten Sie mir einmal ganz offen Ihr Herz aus! Wir wollen dann sehen was zu thun ist, und es kann noch alles gut werden, wann nur Sie wollen!«

Den ganzen Tag ging Alex zwischen der Krankenstube und dem Schreibstübchen hin und her und schien wie

von Sinnen, aß und trank nichts und gab verkehrte Antworten, wann er gefragt ward. Gegen Abend verabschiedete sich Salomon – der Schabbes war ja angebrochen und er hatte noch eine starke Meile bis nach Hause; aber trotzdem kehrte er noch im ›Feuerzeug‹ ein und machte Herrn Nagler genauere Mittheilungen über die Vorgänge im Wilden-Mann, welche bereits als Gerücht das ganze Städtchen durchliefen. Nagler lächelte in sich hinein und rieb sich seelenvergnügt die Hände: er rechnete insgeheim auf des Hofapothekers Tod, und daß Alex dann als offener Freier kommen würde, in welchem Fall er auch Beatchen haben sollte.

Aber nur Geduld, Herr Nagler! der Mensch denkt und Gott lenkt! – Zwischen Tag und Dunkel, als Salomon fortging, schlummerte der Kranke gerade, und die alte Christel, welche Tag und Nacht auf den Beinen gewesen, war ebenfalls in der Stube eingeschlafen. Da schlich sich Alex hinauf in den Alkoven, kniete an des Vaters Bette nieder und brach in reuige Thränen aus, womit er die welke, hagere, heiße Hand des Vaters bethaute; er sprach halbblaute Worte vor sich hin, halb Gebete, halb Selbstanklagen und Selbstverdammungen – er war, wie man sagt, ganz auseinander. Die heißen Tropfen auf seiner Hand weckten den Kranken und noch zwischen Schlummer und Wachen hörte er Alexens Worte und begriff sie nach und nach, und horchte nun daraus und ließ sie auf seinen erschütterten Geist und sein lange verhärtetes Gemüth, von welchem die Angst vor dem Sterben und das Bewußtsein der Todesnähe die Eiskruste theilweise weggeschmolzen

hatte, einwirken. Er hörte wie Alex den lieben Gott anflehte, er möge ihm vergeben und den Vater retten und noch lange am Leben erhalten, damit er ihm noch Freude machen und seine Reue bethätigen könne, und dergleichen mehr.

»Alex! Alex, bist Du es?« stammelte er mit tiefbewegter Stimme; »Alex, ist dieß wirklich Dein Ernst?«

»Kannst Du zweifeln, Vater?« entgegnete Alex; »es ist mein heiliger Ernst! ich bin roh und grob und hochfahrend, das ist wahr – und das ist eine schlimme Art und Angewöhnung von mir. Aber schlecht und böartig bin ich nicht, und Gott ist mein Zeuge, und der Salomon kann mir's bestätigen, daß ich meine Schulden herzlich bereut und Allem aufgeboden habe, um sie Dir zu verhehlen. Ich hatte mich seither in meinem Leichtsinn immer damit vertröstet, ich könne eine gute Heirath machen und mit dem Zubringen meiner Frau die Schulden bezahlen und hernach den Ausfall genau durch Sparsamkeit wieder einbringen. Aber gedrückt hat mich diese Sorge oft und hat mich grob und unwirsch gemacht und an mir genagt, daß ich mich im Trunk vergessen und betäuben mußte. O mein lieber guter Vater, vergib mir! verzeih mir um Gottes willen!« Und er beugte sich über den Kranken und küßte ihn zärtlich zum ersten Mal seit zwanzig Jahren.

Der alte Huland weinte wie ein Kind, verzieh seinem Sohne und fühlte vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben ein wahres Vaterglück; er ahnte, obschon er sich's

nicht gestehen wollte, daß er ohne dieses Ereigniß niemals in seines Sohnes Herz hätte sehen können, und nachdem sie eine Weile zusammen geweint und er die Beichte des Alex über seine Schulden und seine Liebe vernommen, sagte er:

»Und nun geh' und laß mich ruhen, Alex! Ich fühle mich so sehr angegriffen, mein Kind; aber ich will sehen, wie sich alles zu Deinem Besten ordnen läßt!«

Noch ganz weich von seinem Schmerz und doch von dem erhebenden hoffnungsvollen Eindruck des so eben Erlebten durchdrungen, ging Alex zu dem Stadtphysikus hinüber, und theilte auch diesem unumwunden alles mit, was seine eigenen Verhältnisse und seine Wünsche wegen Beatchen Nagler betraf, und gelobte die durchgreifendste Besserung, falls er der Gatte jenes schönen und liebenswürdigen Mädchens werden würde. Und der Stadtphysikus erbot sich, unter dem Siegel der größten Discretion mit Meister Nagler zu reden und auch dem alten Hofapotheker bewegliche Vorstellungen zu machen, daß er seinem Sohne einen ehrenvollen eigenen Herd gründe. Der Doktor kannte den alten Huland zu genau, um nicht zu wissen, daß er auf denselben nur so lange mit Erfolg einwirken konnte, als dieser mit gebrochener Kraft und anscheinend hilflos darnieder lag, und er nützte daher diese Gelegenheit, um ihn zu bearbeiten und zur Bestellung seines Hauses zu veranlassen, indem er ihm seinen Zustand als höchst gefährlich schilderte, so

gut, daß der alte Huland die Schulden seines Sohnes bezahlte. Schon nach wenigen Tagen nahm der Doktor Alex beiseite und sagte:

»Sein Sie nur fest und ihren Vorsätzen getreu! Nagler will Ihnen wohl und gibt Ihnen seine Tochter, sobald er sich von Ihrer Besserung überzeugt hat. Und der Vater versprach Ihnen zu Neujahr die Apotheke zu übergeben, und wird die Schenkungsakte fertig machen, sobald er wieder besser ist!«

»Gott lohne es Ihnen!« sagte Alex; »an mir soll es nicht fehlen!«

## 6.

Alex schien wirklich wie umgewandelt, seit sein Vater krank war. Er mied alle Wirthshäuser und Jagden, und kehrte seinen früheren Kameraden den Rücken; er ließ sein Reitpferd und seinen Hühnerhund verkaufen, und ging Sonntags in die Kirche. Er kam sogar zu Meister Nagler, um bei ihm eine kleine Broschüre drucken zu lassen über einen pharmaceutischen Gegenstand, welche er ausgearbeitet, und er hatte dabei die Freude, nicht nur von Herrn Nagler mit artigster Auszeichnung empfangen zu werden, sondern auch einige Worte mit Beatchen zu wechseln, die sich angelegentlich nach dem Befinden seines Vaters erkundigte; sie schien sehr vielen Antheil an seinem Vater zu nehmen, und er deutete sich das als ein gutes Zeichen.

Bisher hatte der Druckerherr seiner Tochter noch nicht mindeste Andeutung von Alex's Absichten und seiner Billigung derselben gegeben, sondern sich nur damit begnügt, ab und zu von dem großen Vermögen des Hofapothekers und dessen einträglichem Geschäft zu reden oder seine Freude darüber auszudrücken, daß der Alex ›sich fasse‹, der überhaupt lange nicht so schlimm zu sein scheine wie sein Ruf, und jedenfalls die angesehenste Parthie der ganzen Gegend sei. Allein schon diese Andeutungen hatten Beatchen das Blut in die Wangen getrieben und sie verdüstert, und sie hatte sich stets mit stummer Nichtbeachtung davon abgewandt, als ob sie für Alex keinerlei Interesse fühle. Jetzt kam der Druckerherr eines Abends, wie er mit Beatchen allein am Tische saß (denn die alte Dorothee, die seit einiger Zeit kränkelte, hatte sich schon schlafen gelegt), auf Beatchens Verheirathung zu sprechen, und fragte scherzend: ob sie sich noch keinen Zukünftigen ausgesucht habe?

»Ich, lieber Vater?« fragte Beate und blickte ihn mit ihren großen klaren Augen unbefangen an; »wie kommst Du zu dieser Frage?«

»Hm, solche Gedanken müssen einem Vater schon kommen, Beatchen! Wenn man sieht, wie rasch der Tod den Menschen antritt, z. B. bei dem alten Huland, den er auch nahe mitgenommen hätte, – da ist der Wunsch eines Familienvaters, sein Haus zu bestellen, gerechtfertigt. Und ich kann Dir nur sagen, mein Kind, obschon ich mich nicht vor dem Tode fürchte, so würd' ich, wofern mir etwas Menschliches begegnen sollte, mein Haupt doch weit

leichter auf die Kissen legen, wenn ich Dich als die Gattin eines wackern Mannes zurücklassen könnte!«

Beatens Augen wurden feucht und sie suchte zunächst dem Vater die Todesgedanken auszureden, weil er so gesund und rüstig sei und noch im besten Alter stehe. Dann aber sagte sie:

»An's Heirathen hab' ich noch nicht gedacht, lieber Vater, und denke noch nicht daran, da ich noch einige Jahre meine Freiheit genießen möchte und hier auch unentbehrlich bin; denn es kann Dir nicht entgehen, daß die alte Dorothee leidender ist als sie es sich selbst gesteht. Ihr Husten und Brustkrampf werden immer schlimmer, und was sollte aus der Haushaltung werden, falls ich verheirathet außer dem Hause wäre und sie wegstürbe? – Und dann leben wir ja so eingezogen, und ich sehe so wenige junge Männer, daß ich eigentlich noch keine Gedanken für einen solchen gehabt habe!«

»Das soll anders werden, Beatchen!« sagte der Druckerherr; »nach Neujahr gibt die ›Harmonie‹ drei Bälle, auf die ich abonnirt habe, und Du sonst auf alle drei gehen.«

»Jenun, wenn Du willst, lieber Vater,« versetzte sie lächelnd; »obschon ich gestehe, daß die hiesigen Bälle langweilig und die wenigen Tänzer entsetzlich steif sind.«

»Bah, wenn Alex Huland bis dahin nicht in Trauer ist, so hast Du einen Tänzer, der Dich schon ordentlich herumschwenken und unterhalten wird!« – Allein Beatchen zuckte darüber nur stumm die Achseln, und Herr Nagler fuhr fort: »Oder möchtest Du lieber in die Residenz und

einen der Odeonbälle mitmachen? Die Frau Rath Lebherz hat Dich ja dringend eingeladen, und an jungen Tänzern wird dort kein Mangel sein.«

»Lassen wir das, Väterchen! jetzt wo Dorothee krank ist, kann nicht vom Verreisen in die Residenz die Rede sein, wohin mich ohnedem auch gar nichts zieht. Laß mir noch einige Jährchen meine Freiheit, Papa!«

Damit verließ sie ernst, ein Geschäft vorschützend, das Zimmer. Der Vater sah ihr nach und nickte bedeutsam und schmunzelnd, als wollt' er sagen: ich verstehe Dich, aber Du mußt doch nach meiner Pfeife tanzen.

Am Vorabend des Weihnachtsfestes ließ der alte Hofapotheker seinen Alex zu sich hinaufbescheiden. Er war seit einigen Tagen wieder aufgestanden, und ob schon noch schwach, doch der besten Hoffnung auf Genesung voll, wiewohl er auf des Doktors Anrathen sein Haus bestellt, Alexens Gläubiger bezahlt und die Urkunde über die Abtretung der Apotheke an seinen Sohn schon ausgefertigt hatte. Allein wie oft vergißt der Mensch, was er in Gefahr gelobt oder sich vorgenommen hat, sobald die Noth oder Gefahr gewichen ist? So auch Huland: seit er wieder eine Zunahme seiner Kräfte fühlte, wollte er oft im Stillen beinahe bereuen, was er wegen seines Sohnes gethan und dem Doktor versprochen hatte, um Alexens Heirath mit Beatchen Nagler zu ermöglichen. Er hatte mehr als zweitausend Gulden Schulden für Alex bezahlt und sich verpflichtet, ihm die Apotheke zur Mitgift und dazu noch ein Betriebskapital von viertausend Gulden zu geben. Aber nun erschien ihm dieß als eine

unnütze und übermäßige Großmuth, und er sagte jetzt zu Alex:

»Du weißst, Junge, daß ich immer gegen Dich ein wohlmeinender Vater gewesen bin, und da es mein Wunsch ist, Dich mit einem fleißigen und achtbaren Mädchen verheirathet zu sehen und mir Naglers Beate als Schwiegertochter willkommen ist, so habe ich den Vorstellungen Deiner Freunde und meinem eigenen Herzensdrang nachgegeben und Dir hier in diesem Instrument die Apotheke sammt Haus und Realrecht wie sie geht und steht geschenkt, so zwar daß Du sie vom Neujahr ab antreten sollst . . . «

Alex war so innig ergriffen von Rührung und Freude, daß er nur stumm aber feuchten Blicks dem Vater die Hand drücken und küssen konnte, und statt aller Antwort dann mit gen Himmel erhabenen Augen seine Rechte auf's Herz legte.

»Aber ich muß daran einige Bedingungen knüpfen,« fuhr der Apotheker fort, und behielt die Urkunde noch fest in den Händen; »Du mußt ein anderer Mensch werden: sparsam, solid, häuslich und arbeitsam . . . «

»Das will ich, Vater, so wahr mir Gott helfe!« versetzte Alex; »Sie sollen mit mir zufrieden sein, zumal wann ich erst verheirathet bin!«

Seit des Vaters Krankheit wagte er ihn aus lauter Zärtlichkeit und Respekt nicht mehr zu dutzen.

»Es wäre in jeder Hinsicht Dein Schade, wenn Du nicht Wort hieltest, Alex,« fuhr der Vater fort. »Was ich für Dich thue, das hätte unter tausend Vätern kaum Einer gethan.

Thu' ich doch eigentlich weit über meine Kräfte, denn ich bin lange nicht so reich als die Leute schwatzen, – ich habe noch große Schulden auf den Freihof, und darum mußt Du mir hier einen Schuldbrief ausstellen über das Geld, das ich für Dich bezahlt und dasjenige welches ich Dir als Betriebskapital geben soll. Jedes Jahr sollst Du mir tausend Gulden davon abbezahlen und den Zins dafür entrichten, und wenn Du heirathest, so muß Beatchen den Schuldschein mit unterschreiben . . . «

Alex ließ das Papier, das ihm der Vater gereicht, auf den Tisch fallen, und sah ihn fast erschrocken an.

»Lieber Vater, das wird doch wohl nicht Ihr Ernst sein,« stammelte er. »Sie wissen ja, ich kriege das Mädcl nicht, so lange ich Schulden habe . . . «

»Was Du Deinem Vater schuldest, ist keine drückende Verbindlichkeit, Alex,« sagte der alte Geizhals. »Bist wohl am Ende nicht einmal mit Dem zufrieden, was ich gethan habe? Wird wohl Nagler je so viel thun? Wäre freilich besser gewesen, wann der alte Huland neulich gestorben wäre, nicht wahr? Aber ich thue nicht mehr, als was ich Dir gesagt habe – das ist mein letztes Wort, und damit basta!«

Alex kannte seinen Vater; bei längerem Widerspruch riskirte er den Alten soweit zu bringen, daß er alles zurücknahm und seine seitherige Großmuth bereute. Er machte daher nur noch einige bescheidene Vorstellungen, wie er nun auf keinen Fall vor Herrn Nagler treten könne u. dergl. m. Aber der alte Huland meinte trocken: »Was hier zwischen Vater und Sohn vertragen worden, das

bleibt unter uns. Noch geht es Nagler'n nichts an, noch irgend einen andern Menschen. Auch will ich keine Hypothek für mein Geld, damit es nicht an die große Glocke kommt; aber ich brauche das Geld in den nächsten Jahren, so wahr mir Gott helfe, und für Dich ist es eine Mahnung zur Sparsamkeit, und Nagler braucht nichts davon zu wissen. Von mir erfährt er es auf keinen Fall. Und nun verlange ich, daß die Sache noch heute Abend in Ordnung komme – es muß noch vielerlei geschehen in den nächsten acht Tagen!«

Alex zauderte und schwankte, und versuchte noch einige Einwendungen; allein seit er nicht mehr so brutal und bengelhaft war wie ehemals, fürchtete ihn der Hofapotheker nicht mehr, und beharrte nur um so hartnäckiger auf seiner Forderung, der er noch die Drohung anfügte, daß er im andern Fall lieber die Apotheke verkaufen und mit deren Erlös den Freihof vollends bezahlen würde. Zum Aeüßersten getrieben, unterschrieb nun Alex den Schuldschein und empfing dafür die Abtretungsurkunde; aber die Freude über diese Schenkung war ihm vergällt durch die Nebenklausel, und obschon er diese leider nicht ungerecht finden konnte, so schwächte sie doch unsäglich die Liebe zu seinem Vater und Alexens Reue über seine früheren Fehltritte ab. Von diesem Augenblicke an war er im Herzen gleichsam wieder der Alte, und allein der Gedanke an Beatchen bewog ihn, sein früheres Leben zu meiden.

Allein mit der Abtretung des Hauses und Geschäfts an Alex war diesem der Weg zu Beatchen geebnet, denn am

Abend desselben Tages, wo Alex die Anzeige von der Uebernahme der Hofapotheke zum ›Wilden-Mann‹ in's ›Blättchen‹ eingesandt hatte, trat der Druckerherr selbst in die Apotheke ein, um sich eine Schachtel Pillen zu kaufen und den neuen Besitzer zu beglückwünschen. Ein Wort gab das andere, man kam sich näher und als Nagler ging, sprach er die Hoffnung aus, Alex werde ihm bisweilen Abends ein Plauderstündchen im ›Feuerzeug‹ schenken, – ein Wink, den dieser mit Freuden ergriff und befolgte. Vom folgenden Abend an kam Alex wöchentlich mindestens *einmal* auf Besuch zu Naglers. So geflissentlich sein Auge aber auch immer an Beatens Gesicht hing, so konnte er sich doch keiner andern Auszeichnung von ihr erfreuen, als daß sie ihm aufmerksam zuhörte, wann er von seinen Reisen erzählte, und daß sie fröhlich und herzlich lachte, wann er lustige Schnurren und Studentenstreiche zum Besten gab. Allerdings kam Alex ihr dadurch nicht so schnell, wie er wünschte, näher, aber er glaubte ihres Vaters Versicherungen, daß dieß Beatens stille und kühle Weise und daß sie gegen keinen Menschen außer ihm je anders gewesen sei, daß sie aber schon aufthauen werde, wenn erst der ›Rechte‹ kommen werde, und daß sie noch gegen keinen Mann nur so viel Freundlichkeit an den Tag gelegt habe, wie gegen Alex Huland.

Zwei von den Bällen der ›Harmonie‹ waren schon vorüber, und Beate war auf beiden vergnügter gewesen, als sie sich's versprochen hatte. Sie hatte nach Herzenslust getanzt und von den jüngeren Herren von Goggheim

Huldigungen genug erfahren, war aber von diesen und von der ganzen Gesellschaft trotzdem so behandelt worden, wie wenn sie schon die Verlobte von Alexander Hurland wäre, der ihr auch auf beiden Bällen nicht von der Seite wich und sich in Liebenswürdigkeiten gegen sie erschöpfte. Dieß schien Beaten günstiger gegen ihn zu stimmen, und da auch das ganze Städtchen wußte, daß er seit seines Vaters Krankheit musterhaft solid geworden war und seine schlechte Gesellschaft und seine Trinkgelage ganz aufgegeben hatte, so ward Beate vertraulicher gegen ihn und erlaubte ihm, daß er ihr Bücher zum Lesen und Blumentöpfe mit blühenden Gewächsen brachte und seinem Eifer, ihr zu gefallen, auf ähnliche Weise Ausdruck gab.

Dachte Beate wohl noch an den fernen Ludwig Walter, ihren Jugendgespielen, oder hatte sie ihn ganz vergessen? hör' ich meine schönen Leserinnen fragen, die gewiß Beaten mehr Liebe und Treue zugetraut hätten. Sie dachte allerdings noch oft an diesen und bewahrte ihm sogar eine aufrichtige Freundschaft; sie interessirte sich lebhaft für sein Schicksal und las noch wie ehemals alle Briefe, die er allmonatlich an seine Mutter schrieb. Aber der Gedanke an eine Verbindung mit dem jungen Menschen, dem Badergesellen, dem Kammerdiener, der sich zu einem Diener heruntergewürdigt, wie ihr Vater bei jeder Gelegenheit unter vier Augen geringschätzig genug über Ludwig sich zu äußern pflegte, war von ihr längst unter die Luftschlößer der Kindheit zurückversetzt worden. Die städtische Erziehung, welche sie in der Residenz

erhalten hatte, die Anschauungen ihres Vaters über sich und sein Vermögen, hatten ihr ein gewisses Selbstgefühl und einen Ehrgeiz gegeben, der nach etwas weit Höherem strebte. Es ist ein Grundfehler unserer Romanschreiber, daß sie in Dorf- und Stadtgeschichten die jungen Mädchen aus dem Volk, dem Bauern- und dem Bürgerstand so ideal und so uneigennützig und schwärmerisch schildern – das ist eine himmelschreiende Unwahrheit. Das Volk, an harte Arbeit gewöhnt, *rechnet*; es hat einen ganz andern Begriff vom Werth des Geldes und seiner Bedeutung für das praktische Leben, und gewöhnt sich schon von Jugend auf daran, im Geld das einzige Mittel zu einem behaglichen Zustande zu sehen; die jungen Leute aus dem Volke, welche schon von frühe auf um ihr tägliches Brod arbeiten und mit mühsam verdientem Geld umgehen müssen, bekommen eine ganz andere Ansicht von dem Geld, als die Kinder der wohlhabenden Stände, die bis über das Jünglingsalter hinaus die Beine ruhig unter den behaglichen Tisch der Eltern stecken dürfen und für keines ihrer Lebensbedürfnisse selbst sorgen müssen. Und da Beate die Buchhaltung für das Geschäft ihres Vaters besorgte und so gewissermaßen mitten in seinem Erwerb und Gewerbe drinnen stand und die Aengstlichkeit sah, womit ihr Vater alle unnützen Ausgaben vermied und immer Sümmchen auf Sümmchen nutzbar anlegte, und da sie ferner das Ansehen bemerkte, welches dieses unabhängige Vermögen ihrem Vater verlieh, so war sie allmählig unbewußt dazu gelangt, sich

für allzu gut für einen einfachen Badersgesellen zu halten und nach einem angeseheneren und wohlhábigen Mann als Gefährten ihrer Zukunft zu trachten. Sie hätte nicht die Tochter des alten Nagler sein müssen, wann ihr bei dem beständigen und beinahe ausschließlichen Umgang mit ihm nicht ein gut Theil von den Charakter-Eigenthümlichkeiten und Lebensansichten ihres Vaters angefliegen wäre.

Hiezu kam noch, daß es ihrem Ehrgeiz und ihrer Eitelkeit jetzt schmeichelte, sich von dem angesehensten und reichsten jungen Manne des Städtchens und ihres ganzen Lebenskreises aufgesucht und bewundert zu sehen, von einem Manne, der hübsch und unabhängig war und um dessen Huldigungen sie von allen Mädchen der ganzen Gegend beneidet wurde. Beate überzeugte sich auch, daß Alex ihr wirklich gut sei, und las in seinen Augen ein Gefühl, das seinen erwärmenden und belebenden Reflex auch in noch kältere Herzen als dasjenige Beatens wirft, und das ihrige war gar nicht so unempfänglich, als es erschien. Allein der gewichtigste Beweggrund, um dessen willen sie schon den Gedanken an die Möglichkeit einer Heirath mit ihrem Jugendgespielen Ludwig Walter aus ihrer Seele verbannte, war die innige Ueberzeugung, daß ihr Vater dazu nie seine Einwilligung geben würde.

So war denn für Alexander Huland die Aussicht auf Erfüllung seiner Wünsche schon ganz nahe gerückt, als plötzlich ein neues Hinderniß sich vor ihm aufthürmte. Die alte Wirthschafterin im ›Feuerzeug‹, Dorothee Walter, welche schon seit Monaten gekränkelt hatte, vermochte

eines Morgens vor Fieber und Schwäche nicht mehr aufzustehen, und der herbeigerufene Stadtphysikus erklärte ihr Uebel für eine höchst energische Lungenentzündung. Schwäche und Delirium stellten sich bald ein, und auch ohne das bedenkliche Gesicht des Arztes wäre Beate nicht mehr von dem Bett der Kranken gewichen, in der sie seit einer Reihe von Jahren eine zweite Mutter verehrt hatte, und die sie wirklich mit einer innigen Zärtlichkeit liebte und achtete. In den seltenen lichten Momenten, welche sich zwischen den Delirien einstellten, verlangte Dorothee nach ihrem Sohn und sprach die Ueberzeugung aus, daß sie nicht wieder genesen werde.

»Schreiben Sie doch an Ludwig, Herr Nagler,« bat sie; »sagen Sie ihm, er solle schnell kommen, wann er mich noch lebend antreffen wolle, denn ich habe ihm noch so viel wichtiges zu sagen.«

Herr Nagler aber suchte ihr die Todesgedanken auszureden, denn es war ihm in diesem Augenblick sehr ungelogen, daß Ludwig zurückkomme, ehe das Verlöbniß zwischen Beaten und Alex Hunold stattgefunden. Wer bürgte ihm dafür, daß der Anblick des Jugendgespielen, zumal in seinem Unglück, Beate nicht auf andere Gedanken brachte? Er schrieb also nicht eher, als bis der Arzt selber darauf drang und Dorotheen schon so gut als verloren gab.

Ludwig war damals nicht mehr in Diensten des Prinzen v. Schönau, sondern stand in Kondition bei einem Chirurgen in Wien und besuchte die Vorlesungen an der

dortigen Universität als Hospes, wie so viele seines Standes. Er hatte sich vorgenommen, in seiner Kunst die höchste Stufe zu erklimmen, und alle seine Ersparnisse in seinem Dienste waren für Anschaffung von Büchern und Instrumenten und für Privatunterricht in alten Sprachen und anderen Wissensfächern, die ihm seine dürftige Schulbildung versagt hatte, darauf gegangen. Und je mehr er den Bereich seiner Kenntnisse ausdehnte, desto größer war sein Verlangen nach weiteren und gründlicheren Kenntnissen und seine Ueberzeugung, daß er im Grunde noch unendlich wenig wisse. Er strebte dem Ideale nach, nicht blos Chirurgie, sondern auch innere Heilkunde und Geburtshülfe zu studiren, und nicht eher zu ruhen, als bis er es zu einem Examen in diesen drei Fächern gebracht haben würde. Aber mitten in diese redlich verfolgten Bestrebungen hinein fiel wie ein Donner Schlag der Brief von Meister Nagler, welcher ihn umgehend nach Hause berief an das Sterbebett seiner Mutter. Schüchtern und unabhängig wie die meisten Menschen von seinem Schlage sind, wollte er Niemand um Geld angehen, sondern verpfändete sogleich seine Uhr und seine besten Kleider, um Reisegeld zu gewinnen, holte sich seinen Paß von der Polizei und reiste schon in der darauffolgenden Nacht mit dem Eilwagen westwärts in seine Heimath.

Es war ein kalter trüber Februarabend, als er mit dem Eilwagen wieder den Galgenberg herunterfuhr und drüben jenseit der breiten Thalsole die Häuser des Städtchens Goggheim wiedersah, die sich vom Flüschen aus

am Berg hinanzogen, und aus einzelnen Fenstern ihn schon mit Lichterschein begrüßten. Da unten zur Linken lag Meister Naglers Garten, und der Anblick des Gartenhauses rief in Ludwig's tiefbekümmerter Seele die Erinnerung an jene Begegnung vor einigen Jahren wach, wo er Beaten bei seiner Heimkehr aus Werdenberg dort überrascht hatte. Und der Gedanke an ein Wiedersehen der Jugendgespielin warf einen tröstenden Schein in die Nacht seines Grams hinein. Wie wird sie dich empfangen? wie wirst du sie wieder finden? fragte er sich, und sein Herz pochte unwillkürlich lauter.

Am Brückenthore stieg Ludwig vom Postwagen und eilte nach dem nahen Feuerzeug. Die Dämmerung war mittlerweile ganz herabgesunken, die Lichter brannten schon allenthalben in den Stuben und warfen ihren Schein in die engen Gassen herab. Unten in Naglers Hause glänzte der Lichtschein der Lampen an den Pressen durch die Fenster und zeigte ihm das Haus, und mit beklommener Brust und unsicheren Schritten trat Ludwig in die lange Hausflur, stieg die Treppe hinan und suchte sich zurecht nach der Wohnstube, in welcher ein eirundes Fensterchen eingelassen war, um den dunklen engen Vorplatz etwas zu erhellen. Durch dieses Fensterchen drang ihm ein gedämpfter Lichtstrahl entgegen, und als er herzu trat und anpochen wollte, konnte er sich's nicht versagen, einen scheuen Blick in die Stube hinein zu werfen. Aber mit einem jähen Schrecken sank ihm die Hand, deren Finger er schon zum Pochen gekrümmt hatte, schlaff

am Leibe hinunter ob dem Anblick, der sich ihm hier darbot. Drinnen in der Stube an dem Tischchen vor dem Erker, bei einer hellbrennenden Tischlampe, erblickte er zwei junge Leute: ein hochgewachsenes schlankes junges Mädchen, Beate, stand vor einem großen Buche mit Bildern, dessen Blätter sie mit innigem Vergnügen betrachtete, und neben ihr stand ein stattlicher blühender Mann, der die Rechte vertraulich auf ihre Schulter gelegt hatte und bald mit unbeschreiblich zärtlichem Blicke ihr Antlitz betrachtete, bald auf die Blätter des Buches herabdeutete, die er zu erklären schien. Nicht unschwer erkannte Ludwig in ihm den einzigen Sohn aus der Apotheke zum ›Wilden-Mann‹, der nach der Stellung, worin er ihn neben Beaten fand, deren Verlobter sein mußte.

Ein namenloser Schmerz durchschauerte wie eisiger Tod in diesem Augenblicke Ludwigs ganzes Ich, und er mußte sich an die Wand lehnen, um nicht zusammenzubrechen. Beate verlobt mit Hulan! Das war ihm unfaßlich, denn er kannte den jungen Apotheker nur nach den Gerüchten, die über ihn umliefen, als einen Taugenichts und Bruder Lüdrian. Aus seiner Erstarrung und Betäubung, die nur noch seinem fest auf die Beiden in der Stube gerichteten Auge Leben ließ, weckten ihn Schritte, die die Treppe herab kamen. Es war ein Dienstmädchen mit einer Ampel in der Hand. Ludwig raffte sich auf, ging der Magd entgegen und bat sie, ihn zu seiner Mutter zu führen, was die erstaunte auch sogleich that. Die Kranke lag im obern Erdgeschoß in ihrem kleinen Stübchen bewußtlos. Ha, welcher Schmerz des Wiedersehens

für den unglücklichen Sohn! Er schaute in einer unsäglichen Wehmuth und Verzweiflung in die lieben Züge der theuren Mutter, die ihm jetzt in dem düstern Scheine eines dünnen Talglichts noch bleicher, verstörter und verkümmerter erschienen, als sie wirklich waren! Er ergriff die heißen schlaffen Hände und suchte den Puls, und der schwache, kaum bemerkliche Schlag desselben, der schwere röchelnde Athem, die glühend rothen Flecken auf den wachs-weißen eingesunkenen Wangen und die tief in ihren Höhlen ruhenden nur halb geschlossenen Augen verriethen seinem kundigen Blicke, daß in diesem theuren Wesen, das jetzt, nach dem was er vorhin durch die Thürscheibe erschaut hatte, noch sein einziges Kleinod auf Erden war, die gebrochene Lebenskraft im letzten erfolglosen Ringen mit dem Tode kämpfe! Und ohne auf die Magd zu achten, die neben ihm stand, warf sich der große, blühende, kräftige junge Mann mit einem Schrei der Verzweiflung laut weinend über die theure Mutter, ohne sie zum Bewußtsein zurückrufen zu können! DO

Wie lange er so gelegen, Ludwig wußte es nicht – der Schmerz und die Wehmuth hatten nahezu auch ihm die Besinnung geraubt. Als er aufstund, sah er sich Herrn Nagler und Beaten gegenüber, die ihm ihr Mitgefühl aussprachen und ihn zu trösten versuchten. Ludwig hatte kein Auge für die volle erblühte Schönheit Beatens, für ihre hohe schlanke und doch so leichte und graziöse Gestalt – es lag ja, wie er meinte, eine unübersteigliche Kluft zwischen ihr und ihm. Doch that ihm der weiche Klang ihrer lieblichen biegsamen Stimme unendlich wohl, als

sie ihm solch herzliche Trostesworte zusprach. Auch Meister Nagler war weicher als er sonst zu sein pflegte, und legte eine aufrichtige Theilnahme für Ludwig an den Tag; es zuckte ihm wie ein Messerstich durch das Herz, als ihm Ludwig ohne Vorwurf erwiderte: »Ich wollte, Herr Nagler, Sie hätten mich zwei Tage früher heimberufen!« Dann ließ er sich bewegen, mit herunter zu gehen zum Abendbrod, obschon ihm der Eintritt in das Wohnzimmer wieder lebhaft den Auftritt vor die Seele rief, den er vorhin hier gesehen. Er war stumm und wortkarg und saß über die Mahlzeit ganz in sich versunken da; nur nachher, als Beate hinaus gegangen war, um ihm sein Bett im Gastzimmer herzurichten, trat er an den Tisch vor dem Erker und beschaute wie absichtslos das Buch, welches vorhin Beate und der junge Huland mit einander besichtigt hatten und das noch dort lag. Es waren die Umrisszeichnungen zu Schillers Lied von der Glocke von Moritz Retzsch, und vorne auf dem Vorsetzblatt stand zu lesen: »Meiner lieben Freundin Beate Nagler zu ihrem Geburtstage, von A. H.,« nebst dem Datum von gestern. Ludwig legte das Buch wieder zu, als ob es ihn in die Finger brenne, und Nagler, der in einer Zeitung las, gab sich das Ansehen, als ob er nichts gesehen habe, obschon es ihm eine stille Genugthuung gewährte, daß der »Badergeselle« darob erschrocken war . . .

Bis Mitternacht saß an diesem Abend Beate mit Ludwig und der Magd an Dorotheens Bette; aber Ludwig war nicht mittheilsam: er hatte für nichts mehr Sinn, als für die theure Kranke, und schien mit fieberischer Spannung

und Sehnsucht die Wiederkehr ihrer Besinnung zu erwarten. Um Mitternacht sah Nagler ebenfalls nach der Kranken und sandte Beatchen zu Bette, und als er fort war, schickte Ludwig auch die Magd hinweg und blieb allein bei seiner Mutter.

Wer vermöchte zu schildern, was für Gedanken und Erinnerungen in dieser Nacht chaotisch durch die Seele des jungen Mannes zogen, der den unruhigen Schlummer und die Delirien der dem Tode geweihten Mutter beobachtete! Es war, als ob er Jahre verlebte in diesen wenigen Stunden; er nahm Abschied von den Illusionen und Träumen der Jugend, von den Idealen des Jünglings – der Ernst seines Schicksals öffnete ihm das Auge für die Zukunft. Er hörte die Mutter in ihrem Delirium nach ihm rufen und ihn zur Frömmigkeit und zum Gottvertrauen ermahnen und ihm ihre alte vielgelesene Bibel anempfehlen, und diese einzigen Laute der Liebe und zärtlicher Fürsorge über das Grab hinaus durchbebten mit unvergeßlicher Wirkung seine innerste Seele.

Gegen Morgen ward Dorothee ruhiger und schlummerte ein und als des grauenden Morgens erstes falbes Licht durch das Fenster hereindrang und mit dem gelben matten Schein der Nachtlampe rang, schlug sie ihr Auge auf und blickte ihren Sohn klar und mit dem Widerschein einer innern Freude an, und versuchte zu reden und ihm die Hand zu reichen. Aber die Kraft mangelte ihr bereits; und doch verstand sie des Sohnes Wunsch, als er ihre Rechte auf sein Haupt legte, und ihre Lippen bewegten

sich lautlos zu einem stummen Segen, den nur Gott gehört und Ludwig begriffen . . . Und als die Hausgenossen munter wurden und Nagler und seine Tochter herauskamen, nach der Kranken zu sehen, fanden sie Ludwig vor dem Bette knieend, die kalte Todtenhand an seine Lippen drückend; sein Schmerz war so groß, daß er keine Thränen mehr hatte.

»Oh, lassen Sie mich!« bat er sanft und mit einer eisigen Kälte, als Beate und ihr Vater ihn bewegen wollten, von der Leiche zu lassen; »die hier liegt, war mein Ein und Alles – mit ihr riß das letzte Band der Liebe, das mich mit den Menschen verknüpfte. Nun steh' ich allein, furchtbar allein, und weiß erst was es heißt eine Waise sein.« Und dabei streifte ein flüchtiger Blick von ihm Beaten, die darunter zusammenbebte und in ein wildes schmerzliches Schluchzen ausbrach. Meister Nagler'n aber mochte auch etwas wie ein stummer Gewissensbiß ergreifen, denn er ging still hinaus und zog sein Kind an der Hand mit.

Am dritten Tage ward die gute treue Seele beerdigt. In der Zwischenzeit war Ludwig entweder in dem Stübchen bei der Leiche, oder er schweifte ganz allein durch Feld und Wald. Bei der Beerdigung drückte ihn sein Schmerz beinahe zu Boden, und er wankte förmlich neben dem Druckerherrn vom Friedhof zurück in's Städtchen. Nagler suchte ihn zu trösten, denn er wollte dem Sohn seiner wackern Haushälterin nach seiner Weise wirklich wohl – d. h. bis auf einen gewissen Grad. Er nahm ihn daheim

in sein kleines Comptoir und versprach ihm liebevoll, für ihn zu sorgen.

»Ich will die Schuld gegen Deine gute Mutter an Dir abtragen,« sagte er unter Anderem; »Du sollst vorerst hier bleiben und Dich erholen, dann sollst Du Dein Examen machen, und wenn Du Deine Zeugnisse hast, kauf' ich Dir die Kundschaft von dem alten Stadtbader, und steuere Dich aus, und Du lässest Dich hier nieder, heiratest ein braves Mädchen, und gründest Dir Deinen eigenen Herd. Es wird Dir wohl ergehen! Der Segen Deiner Mutter wird auf Dir ruhen!«

»Ich hätte am liebsten noch der theuren Mutter eigenen Segen gehabt und erfahren, was sie für mich auf dem Herzen hatte,« sagte Ludwig; »ich sah ihr's an, daß sie mir gern noch mancherlei mitgetheilt hätte, wenn sie es gekonnt – aber ich kam zu spät. Und für Ihr Anerbieten, Herr Nagler; dank ich herzlich. Es soll sein, als wenn es geschehen wäre. Allein hier kann und will ich vorerst nicht bleiben; ich will wieder hinaus in die Fremde, um mich zu vergessen. Mein Gram würde mich hier erdrücken.«

Mehr war nicht von ihm herauszubringen und er ließ sich diesen Entschluß nicht erschüttern. Und der Druckerherr, der den wahren Grund davon errieth, drang daher auch nicht weiter in ihn, denn der Anblick seiner Tochter, die seit dem Tode Dorotheens ebenfalls kein trockenes Auge mehr hatte und sich in ihr Stübchen einschloß, bekümmerte ihn schon genug.

Er ließ daher Ludwig ruhig gewähren, welcher die wenigen Habseligkeiten seiner Mutter durchmusterte und das Liebste davon in ein kleines Bündel schnürte. Beaten sandte er als Andenken an die Todte ein Korallenhalsband mit einem goldenen Schlosse, worauf die Symbole von Glaube, Liebe und Hoffnung eingravirt waren – der Mutter werthestes Kleinod, – in das Wohnzimmer hinunter, und schloß sich dann in das Gastzimmer ein, wo noch lange sein Licht brannte.

Als man ihn aber am andern Morgen zum Frühstück entbieten wollte, war das Stübchen leer und auf dem Tisch lag ein Brief an Herrn Nagler, welchen Ludwig zurückgelassen hatte. Er schrieb darin, daß er das wenige baare Geld aus der Verlassenschaft seiner Mutter mitgenommen, um nach Wien zurückzukehren. Er dankte Herrn Nagler herzlichst für alle Liebe und Güte, welche derselbe ihm und seiner Mutter erwiesen, gab ihm Vollmacht, den Nachlaß seiner Mutter zu veräußern und den Ertrag an den Bürgermeister seiner Heimathgemeinde zu übersenden, der denselben verwalten sollte, bis ihn Ludwig reklamiren würde, und wünschte Beaten alles Glück und allen Segen zu ihrer Verbindung mit dem jungen Hofapotheker. Er selbst, schrieb er, gedenke nun, seinen Lebensweg in der Ferne allein zu gehen und rastlos einem Ziele zuzusteuern, das ihm schon seit Jahren vorschwebe.

Worin aber dieses Ziel bestand, schrieb er nicht, und Herr Nagler grübelte vergebens, es zu errathen. Aus dem

Inhalte des Briefes selbst aber machte er seiner Tochter kein Geheimniß.

7.

Das räthselhafte Verschwinden Ludwigs hatte Beaten tief betrübt, und einige Wochen lang wankte sie wie eine Träumende umher, zum großen Schrecken ihres Vaters, den nur der Gedanke tröstete, daß nun der Verbindung seines Kindes mit dem jungen Huland nichts mehr im Wege stehe und daß die Zeit auch diese Herzenswunde Beatens, falls es eine solche war, heilen würde. Nur einmal faßte er sich ein Herz und sprach mit der Tochter darüber.

»Ich weiß schon den Grund,« sagte sie; »er hat mich lieb gehabt, und da er von der Magd erfahren, daß meine Heirath mit Huland im Werke sei, ist er endlich in die weite Welt gelaufen oder hat sich ein Leid angethan. Das bricht mir beinahe das Herz, und mein einziger Trost ist, daß ich nicht um seine treue Neigung gewußt und ihn nicht verrathen habe!«

»Bah, man springt nicht gleich in's Wasser, wenn man ein Mädchen nicht bekommt,« versetzte der Vater. »Der Ludwig ist auch zu klug und gutartig dazu und konnte merken, daß ich mit Dir höher hinaus wollte. Die Sache hat einen andern Grund, und Ludwig hatte wohl besondere Ursache nicht hier zu bleiben, denn ich wollte ihm ja eine Versorgung schaffen. Aber ich werde noch heute an einen alten Kollegen von mir nach Wien schreiben, daß er mir nach Ludwig sieht, und ihn zur Vernunft bringt,

falls ihn der Tod seiner Mutter und Deine bevorstehende Verheirathung etwa ein wenig verrückt gemacht hat.«

Und er schrieb wirklich, und erhielt nach acht oder zehn Tagen einen Brief von seinem Freund Zollinger, worin ihm dieser meldete: der Chirurgiegehülfe Ludwig Walter sei zur bestimmten Zeit wieder in Wien eingetroffen, habe sich bei seinem Principal, auf der Tuchlauben, der ihn um seines soliden und zuverlässigen Wesens willen sehr lieb gewonnen, verabschiedet und sei, nachdem er seine verpfändeten Habseligkeiten wieder eingelöst und größtentheils verkauft, abgereist, ohne über das Ziel seiner Reise etwas zu verlauten. Aus Andeutungen aber, die er früher gegen seine Kollegen gethan, müsse man muthmaßen, daß er nach einem deutschen oder englischen Seehafen gegangen sei, um eine Stelle als Schiffschirurg zu bekommen, denn mit diesem Gedanken habe er sich lange getragen.

Herr Nagler schrieb nun auch nach Hamburg und Bremen, um dort Erkundigungen einzuziehen, aber ohne Erfolg. Ludwig blieb verschollen, und war also aus Schmerz und Gram in die weite Welt gegangen.

Die bekümmerte Beate ward allmählig ruhiger und nun steuerte ihr Vater direkt auf seinen Lieblingsgedanken, ihre Heirath mit Alex, los. Schon zu Mittfasten war der alte Huland auf den Freihof hinausgezogen, und Alex brauchte jetzt eine Frau im Hause, um zur Wirthschaft zu

sehen; und Alexander war schlau genug, einen Wink gegen Nagler fallen zu lassen, daß er sich nun mit der Hochzeit sputen müsse, und daß ihm mehre passende Parthieen angetragen seien, die er jedoch um Beatens willen gerne unberücksichtigt lasse. Worauf ihm der Druckerherr erklärte, Alex sei *seiner* Zustimmung gewiß, und er solle sich nur einmal gegen das Mädchen aussprechen und gelegentlich auch seinen Vater herschicken, damit die Sache zu Stande komme. Alex gestand nun, was an einem solch burschikosen und renommistischen leichtsinnigen Menschen auffallen mußte, wie er längst die Absicht gehabt, Beaten seine innige Neigung zu bekennen, wie ihm aber immer im entscheidenden Augenblick der Muth gefehlt habe, und wie es ihm auch jetzt noch lieber wäre, wann Herr Nagler selbst die Sache in die Hand nähme und mit Beaten ordnete. Nichts konnte Meister Nagler erwünschter kommen, und noch am selben Abend sandte er die Magd früher als gewöhnlich zu Bette, bat Beaten, die sich die Retzsch'schen Umrise zu Schillers Lied von der Glocke beschaute, für einen Augenblick um aufmerksames Gehör, und hub dann an: »Ich habe einen Auftrag an Dich, mein Kind, den Du ohne Zweifel schon errathen haben wirst, wenn ich sage, er kommt von dem jungen Hofapotheker.«

Beate erschrak zuerst, dann aber erröthete sie, blickte zu Boden und sagte: »Ich kann mir nur denken, daß Alexander um mich angehalten hat.«

»Nun? und was sagst Du dazu, mein Kind?«

»Ich habe zwar schon seit lange erwartet,« daß es einmal dazu kommen werde, aber ich habe mir noch keinen Entschluß gebildet, lieber Vater. Darf ich vielleicht wissen, was Du dazu sagst und ob Du ihm schon einen Bescheid gegeben hast?« Sie sprach so ruhig und leidenschaftslos, als ob die Werbung Huland's sie gar nicht anginge. Der Vater maß sie mit forschendem Blicke und erwiderte:

»Daß ich dem Alex gewogen bin und er mir als Schwiegersohn willkommen ist, das konntest Du schon daran sehen, daß ich ihm Zutritt im Hause gewährte, und seit ich ihn näher kennen gelernt, hat er mir immer besser gefallen. Darum hab' ich ihm heute offen gesagt, daß ich ihm das Glück meines Kindes ruhig anvertrauen würde, denn er hat ausgetobt und ist vernünftig geworden und vom Herzen aus nicht schlecht, und auch lange nicht so schlimm und leichtsinnig, als ihn das dumme Geschwätz der Leute gemacht hat. Ich hab' ihn aber an Dich gewiesen, Beatchen, weil ich Dich zu keiner Heirath zwingen will, und weil Alex Dir willkommen sein muß. Hast Du eine Abneigung gegen ihn?« Beate schüttelte verneinend den Kopf, schaute aber gedankenvoll auf ihre Schürze und schlug die Augen nicht zum Vater auf. »Nun denn,« fuhr dieser fort, »so will ich Dir denn nur gestehen, daß mir kein Freier lieber wäre als Alex, der bei allem Leichtsinn doch gutmüthig und lenksam ist, und den Du bald auch lieben lernst, wann Du nur willst,« fügte er mit einer bedeutsamen Nachdrücklichkeit hinzu. »Was Dich seither abgehalten hat: die kindische träumerische

Neigung zu Deinem Jugendgespielen Ludwig, die seine Mutter vielleicht hehlings genährt hat, – das hab ich lange gewußt und bemerkt, und wenn ich meinen Unmuth darüber nicht aussprach,« fuhr er eindringlich und doch milde fort und ergriff Beatens Hand, – »so geschah es nur, weil ich Die nicht wehe thun wollte und Deinem Verstand und der Zeit vertraute, daß Dir darüber noch die Augen aufgehen würden. Gestehen muß sich Dir jedoch, daß es mir in hohem Grade erwünscht wäre, wann die Heirath mit Alex *rasch* zu Stande käme, um dem heillosen Geschwätz im Städtchen ein Ziel zu stecken, das mein armes Kind zum allgemeinen Gespötte macht und mich namenlos ärgert.«

»Ein Geschwätz über mich?« fragte Beate erschrocken; »was sagt man denn von mir?«

»Du habest eine heimliche Liebschaft mit dem Badergesellen gehabt und dem Ludwig bei seiner Heimkehr jüngst erklärt, daß Du ihn nun um des Apothekers willen aufgegeben, und daß der dumme Junge sich das so zu Herzen genommen, daß er sich ein Leid angethan habe oder unter die Algierer Fremdenlegion gegangen sei! – Wie es dabei an hämischen Bemerkungen über mich und an lieblosen Urtheilen über Dich nicht fehlt, kannst Du Dir denken. Es macht unseren Neidern und Feinden ein Vergnügen, unsern guten Namen zu untergraben und den Alex von uns zu entfernen, und daß er noch trotz aller Verdächtigungen so treulich zu uns hält, das beweist nur seinen guten Charakter und seine aufrichtige Liebe für Dich.«

»Abscheulich!« rief Beate, und Thränen der Entrüstung rannen ihr über die Wangen.

»Das Unseligste daran ist nur, daß die Vermuthungen der Leute leider der Wahrheit so nahe kommen,« fuhr Herr Nagler fort. »Deine Liebelei mit dem Badergesellen ist einmal eine stadtkundige Thatsache, und wer weiß, ob die selige Dorothee aus Freude darüber nicht selber da und dort davon ein Wörtchen hat fallen lassen. Daß aber auch Alex und ich in diese Klatscherei verwickelt sind, kann uns natürlich nicht angenehm sein, und entschuldigen können wir uns nicht, wollen wir das Geschwätz nicht erst vollends bestätigen. Nun, nun, gib Dich nur zufrieden, Mädchen!« fuhr er begütigend fort und legte seine Hand auf den Arm der heftig Weinenden; »zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden, dann bringt man sie am leichtesten wieder in die Reihe!«

Meister Nagler kannte sein Kind; er wußte, daß Beate ein gewisses Selbstgefühl und einen empfindlichen Ehrgeiz besaß, und hoffte, daß sich derselbe gegen den Fluch der Lächerlichkeit und den unverdienten Vorwurf empören würde, welchen Ludwigs räthselhaftes Verschwinden auf sie warf. Ohnedem fühlte sich Beate gekränkt durch Ludwigs Weglaufen ohne Abschied und Erklärung mit ihr und grollte ihm. Dazu kam noch manches Andere. Sie war ihm gegenüber nicht mehr wie früher. Sie fühlte sich

als die Tochter eines wohlhabenden Mannes, und die Gewohnheit des Vaters, vor ihr von Ludwig nur immer geringschätzig als von dem Badergesellen zu reden, mochte schon zuvor ihn etwas von der idealen Höhe herabgerückt haben, womit sie ihn betrachtete. Sodann hatte seine Erscheinung bei seinem letzten Besuch auch nicht dazu beigetragen, daß Beate ihn mit Blicken der Illusion betrachtete; sie hatte bemerkt, welche abgetragene und unscheinbare Kleider Ludwig trug, und wohl nicht geahnt, daß er, um sich Reisegeld zu verschaffen, seine besten Habseligkeiten auf's Leihhaus zu tragen genöthigt gewesen war. Es hatte sie beinahe gekränkt, daß er während seines Aufenthalts nie Gelegenheit gesucht oder den gebotenen Anlaß benützt hatte, mit ihr allein zu sein und von alten Zeiten zu sprechen, und sie sah darin ein Trutzen und Schmollen, das sich für ihn gar nicht schickte. Ja, nicht einmal ein Wort des Dankes hatte er ihr gegönnt für all die treue sorgliche Pflege, die sie seiner Mutter gewidmet hatte. Das alles zog ihr jetzt durch die Seele und stieg ihr, wie man zu sagen pflegt, zu Kopfe, und darum suchte sie den Vater jetzt zu überzeugen, daß sie schon längst im Herzen den Gedanken an die Möglichkeit einer Verbindung mit Ludwig aufgegeben und ihm keinen Anlaß geboten habe, auf solch auffallende Weise das Haus seines Wohlthäters zu verlassen.

»Ich glaub' Dir's, Mädchen,« versetzte der Vater, den gewonnenen Vortheil weise benützend; »Ludwig ist ein verrückter Kerl, der höher pfeifen will als ihm die Flöte

hängt. Dies bewies er am deutlichsten durch sein Weglaufen. Er wollte nur von sich reden machen und uns in die Mäuler der Leute bringen. – Aber das hat man immer davon, mein Kind, wenn man sich unter seinen Stand herunter gibt oder hinter dem Rücken der Eltern solche Dinge anbandelt. – Jetzt wäre es am klügsten, wenn Du darauf dächtest, Dich schnell zu verheirathen, damit die Leute aufhörten sich mit uns zu beschäftigen. Ich mach' Dir auch keine Vorwürfe, denn im Grunde bin ich selber Schuld; ich hätte an diese Möglichkeit denken sollen, als ich den Jungen der Dorothee mit ihr in's Haus nahm. Aber mit meinem Willen hätte er Dich doch nie gekriegt!«

Hiemit brach er das Gespräch für diesen Abend ab, und nahm es erst nach einigen Tagen wieder auf durch die Frage: ob Beate über Alexanders Werbung nachgedacht habe.

»Nein,« sagte sie, noch immer verstimmt; »ich bin noch nicht dazu gekommen. Ich will, wie gesagt, noch gar nicht heirathen.«

»Possen!« sagte der Vater streng; »ich frage nochmals: hast Du etwas gegen Alexander? Sprich!«

»Nein, ich habe weder Neigung noch Abneigung für ihn.«

»Um so eher wirst Du Dich an ihn gewöhnen lernen; Du hast also auch keine andere Neigung? denn von Ludwig das sage ich Dir, kann nun und nimmermehr die Rede sein.«

»Ich kenne gar keinen jungen Mann näher, für den ich mich interessirte. Und ich will auch noch nicht heirathen!«

»Aber Du mußt, Beate! Die Geschichte mit Ludwig hat mich argwöhnisch gemacht, und ich will Dich versorgt sehen. Darum hab' ich jetzt Alex mein Wort gegeben, daß er Dich haben soll, wann Du mir keinen andern Freier vorzuschlagen weißt, der mir genehm ist; und Du wirst ein vernünftiges Mädchen sein und ihn heirathen. Er hat mein Wort, und morgen kommt sein Vater, dann bringen wir die Sache in's Reine!«

»Vater! wie kannst Du so rasch sein? . . . «

»Mädchen, wenn Kinder hinter der Eltern Rücken Briefe mit Liebsten wechseln, so müssen sie sich gefallen lassen, daß die Väter über ihre Zukunft entscheiden, ohne sie zu fragen,« erwiderte er mit einer unerschütterlichen Bestimmtheit. »Ich habe mehr als dreißig lange Jahre gearbeitet und gestrebt, um mir ein Ansehen unter meinen Mitbürgern zu verschaffen; mein Vermögen und mein guter Name sind *mein* Werk; – ich will daher nicht, daß das Eine an den ersten besten hergelaufenen Burschen komme, der mir hinter dem Rücken mein Kind verführt und mir auch den guten Namen stiehlt. Und dazu kommt noch, daß sich Dir wohl keine bessere Parthie mehr zeigt als Alex, zumal nach dieser leidigen Geschichte. Und ich bin Dein Vater, der es gut mit Dir meint und seine väterliche Autorität Dir noch nie gezeigt hat; Du wirst daher gescheidt sein, an meine guten Absichten glauben und

Dich in meine Anordnungen ergeben. Du kennst mich ja: was ich einmal gesagt habe, dabei bleibt es!«

Beate sah ihn verwundert an, – halb bittend, halb trotzig; aber sein Auge funkelte so ernst, daß sie erschrocken beiseite blickte und erwiderte: »Jenun, wann ich denn durchaus heirathen muß, so mag es ebenso gut Huland sein als ein Anderer. Allein wenn Alex wieder in seine alten Thorheiten und Laster zurück verfällt und mich unglücklich macht, so bin ich nicht Schuld daran und mein Unglück komme über Andere.«

»Amen! auf diese Gefahr hin magst Du es mit ihm wagen,« meinte Herr Nagler; »Du bist ein vernünftiges Mädel und wirst ihm den Kopf schon zurecht setzen! Also topp! eingeschlagen! morgen bist Du die erklärte Braut von Alex; und mit der Hochzeit hat es dann noch Zeit. Das kannst Du ganz nach Belieben halten.«

Am andern Tag trank der alte Hofapotheker Nachmittags seinen Kaffee bei der künftigen Schwiegertochter und man unterschrieb den Heirathsvertrag vor Notar und Zeugen. Am Abend aber gaben Beate und Alex dem alten Huland das Geleite auf den Freihof, und ganz Goggheim wußte nun offiziell um die Verlobung. Beate wollte ihren Brautstand nicht allzu sehr abkürzen, und bestimmte, daß erst zum Herbst die Hochzeit sein sollte. Sie war eine eigenthümlich stille Braut, milde und freundlich gegen den ungestümen wilden Alex, mild und gut gegen jedermann, aber man sah sie beinahe niemals fröhlich, ihr Lächeln hatte etwas Wehmüthiges, und ihr Vater fand sie ganz wundersam verschlossen. Die reiche Mitgift, zu

welcher Möbeln und Weißzeug und anderes aus der Residenz und aus Frankfurt bezogen wurde, freute sie nicht, und theilnahmslos überließ sie die Anordnung ihrem Vater und der Räthin, welche dieser darum angegangen hatte.

Mitte Septembers war die Hochzeit und Alex ließ sich nicht nehmen, seine junge Frau in die Schweiz zu führen, und ihr das Berner Oberland zu zeigen, was allerdings von den Goggheimern für einen großen Uebermuth angesehen ward. Zu Anfang Oktobers kam dann das junge Ehepaar zurück, und Beate zog in die Apotheke ein, – blaß und sehr ernst, so zwar daß man ihr eine wirklich gedrückte Stimmung und ein geistiges Leiden ansah. Alex hatte das ganze Haus wieder herstellen und theilweise umbauen lassen, denn der alte ›Dachsbau‹, wie er ihn nannte, entsprach seinen Anforderungen nicht. Beate hielt eine musterhafte Ordnung darin und gewann Aller Herzen durch ihr freundliches Wesen, – durch ihre Wohlthätigkeit und Dienstfertigkeit. Aber geselliger ward sie nicht, ja noch etwas zurückhaltender und menschen scheuer. Wenn sie das Haus anders als in Geschäften verließ, so galt ihr Ausgang entweder ihrem Vater im ›Feuerzeug‹ oder ihrem Schwiegervater auf dem Freihofe, der mit seiner großen Landwirthschaft, Bierbrauerei und Brennerei so viel zu thun hatte, daß er nur selten oder gar nicht in's Städtchen hereinkam. Und merkwürdiger Weise schien dem alten Hofapotheker etwas zu fehlen, wenn eine Woche verging, ohne daß Beate zu ihm hinaus kam. Sie hatte immer in seinem Hauswesen etwas zu

ordnen, zu schlichten, vorzusehen, und die alte Christel, die doch sonst auf ihre Herrschaft in Küche und Hauswesen so eifersüchtig war, ließ die junge Frau gerne schalten und walten, denn Beate hatte eine gar besondere Art, mit den Leuten zu verkehren, so freundlich und gewinnend, daß sie von jedermann geliebt und geachtet ward. Und als der Alte einmal krank war, kam Beate ganz auf den Freihof hinaus, blieb acht Tage dort und pflegte ihn, bis alle Gefahr der heftigen Lungen-Entzündung vorüber war. Keinem Menschen hatte der alte Huland noch solche Genesung bewiesen, wie seiner Schwiegertochter, aber nur in Einem Stücke schenkte er ihr nichts – nämlich im Geldpunkte. Eines Abends kam er herein in's Städtchen und in die Apotheke, und traf Beaten allein im Schreibstübchen. Alex war auf einige Stunden in's Casino gegangen – vorerst der einzige Genuß, den er sich erlaubte. Da fand der alte Hofapotheker erwünschte Gelegenheit, mit seiner Schwiegertochter über einen Gegenstand zu sprechen, der ihm schon lange angelegen hatte: wegen des Schuldscheins nämlich, den ihm Alex vor Uebernahme der Apotheke hatte ausstellen müssen, und den Beate seither noch nicht unterzeichnet hatte. Beate hörte seine weitläufige Auseinandersetzung ruhig an, aber ihre großen Augen fixirten ihn auf eine solch verwunderte und erstaunte Weise, daß der alte Mann etwas verlegen wurde.

»Warum aber soll ich Ihnen den Schuldschein auch unterschreiben, Herr Vater?« fragte sie endlich. »Genügt denn Alexanders Unterschrift nicht?«

»Nein, mein Kind, das verstehst Du nicht,« gab er zur Antwort; »ich habe keine Hypothek genommen, damit es dem Credit meines Sohnes nicht schaden solle; aber da in dem Heirathsvertrage ausbedungen, daß im Falle von Alex's Tode Du und Deine Kinder die Apotheke erb- und eigenthümlich erhalten sollen, so muß Deine Unterschrift bezeugen, daß Du um Deines Mannes Verbindlichkeit weißt! Das Ganze ist nur eine Form, aber das Gesetz verlangt sie, und ich möchte die Sache in's Reine gebracht sehen. In Geldsachen bin ich streng.«

»Ich verstehe von der ganzen Sache nichts, und kann betheuern, daß mir Alexander auch nie ein Sterbenswörtchen davon gesagt hat,« entgegnete Beate. »Sie müssen mir daher nicht zumuthen, daß ich ein solches Papier unterschreibe, ohne mit meinem Vater oder mit meinem Gatten darüber gesprochen zu haben.«

»Nun gut, so laß mir den Alex holen,« sagte er; »aber mit Deinem Vater darfst Du darüber nicht reden. Das verlohnt nicht der Mühe; auch wird ihm Alex schon davon gesagt haben und er mein Verlangen natürlich finden.«

Beate glaubte dieß zwar nicht, und als Alex kam und das Ganze erfuhr, brauste Der so wild auf und begegnete seinem Vater so grob, daß Beate, die ihren Vater stets nur mit der größten Ergebenheit zu behandeln gewöhnt war, darüber bis in den Tod erschrak. Die bitteren Worte und Schimpfreden, die maßlosen Vorwürfe und die Drohungen, welche zwischen Vater und Sohn gewechselt wurden, verursachten ihr ein Unbehagen, das an Eckel

grenzte, denn sie hätte ein solches Verhältniß in einer Familie niemals für möglich gehalten.

»Ich sage Dir, Alter, meine Frau unterschreibt nicht, und der Schuldschein ist null und nichtig!« schrie Alex endlich; »wenn Du es jemals wagst, ihn gegen mich geltend zu machen, dann sind wir geschiedene Leute, und ich mache Dich vor allen Leuten so schlecht, daß . . .«

»Alex, um Gottes willen, höre auf und versünde dich nicht so!« bat die junge Frau und fiel ihm in den Arm. »Das sind ja haarsträubende Geschichten!«

»Und wer ist Schuld daran?« brüllte Alex, der offenbar getrunken hatte; »niemand anders als der alte schofle Filz, der selbst an seinem eigenen Sohn noch den Wucherer machen will! Erb' ich Dich denn nicht einst ganz allein, alter Schmutzfinke, und kannst Du Deinen ungerechten Mammon einmal mitnehmen? Wozu also diese Narrensposen mit dem Schuldschein? Willst Du mir nicht auch noch den Kuppelpelz ankreiden, den Du dem Entenmaier und dem Schlome bezahlt hast, daß sie mir Beaten verschafften?«

»Unhold, Du bist freilich solch ein Weibchen gar nicht werth!« gab der Vater zur Antwort; »was aber den Kuppelpelz anlangt, so hast Du dem Juden noch mehr bezahlt als ich.«

»Jetzt höre auf, Iltiß, und reize mich nicht weiter!« schrie Alex in maßloser Wuth und mit einem ruchlosen Fluche. »Wenn Du Dir jemals einfallen lässest, den Schuldbrief gegen mich geltend zu machen, so geh' ich

vor Gericht und erzähle, auf welche Weise Du den armen Goltermann ruinirt hast!«

»Thu' das, Du Ungeheuer von einem Sohn, aber dann sollst Du auch sehen, daß Dir kein Heller mehr von meinem Gelde zukommt! . . . «

Beate warf sich zwischen die beiden kopflos Erbitterten und beschwor sie, Vernunft anzunehmen. »Wenn ihr mir nicht gutwillig folgen und Ruhe geben wollt, so werd' ich meinen Vater rufen lassen!« sagte sie. Dieß wirkte, und beide wandten sich den Rücken, und jeder schaute durch ein anderes Fenster auf die dunkle Gasse hinaus. – »Alexander, ich bitte Dich, – sag' mir die Wahrheit,« fuhr sie dann fort; »hast Du Deinem Vater den Schuldschein wirklich ausgestellt und Dich verpflichtet, ihm auch *meine* Unterschrift zu verschaffen?« Alex bejahte. »Nun denn, das war eine Schwäche und ein Unrecht von Dir, denn Du konntest eigentlich keine Verpflichtung für mich eingehen, und es war ein Unding, mir dieß Alles zu verschweigen. Allein, weil es denn einmal geschehen und eine Bedingung war, durch die Du Dir Deine Selbständigkeit erkauftest, so hat Dein Vater ein Recht darauf, und ich werde das Dokument unterschreiben!«

Alex versuchte sie davon abzuhalten, aber sie hörte nicht auf ihn. »Ich will keinen Unfrieden zwischen Vater und Sohn um einer solchen Summe willen,« sagte sie; »wir können sie missen und haben doch unser Auskommen. Es soll nicht gesagt werden, daß ich in ein Unrecht gewilligt habe. Man hat mich von jeher gelehrt, lieber Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun!« Und so ließ sie

denn durch den Stößer zwei Nachbarn herbeiholen, und unterzeichnete in deren Gegenwart den Schuldbrief, welchen der alte Hofapotheker begierig in die Tasche steckte und mit nach Hause nahm.

Alex bereute am andern Morgen diesen Auftritt sehr, ohne jedoch das Benehmen seines Vaters als rechtmäßig und berechtigt anzuerkennen, und ohne in seinen Aeußerungen über diesen auch nur die mindeste Schonung und Rücksicht zu beobachten. Gegen Beatchen war er jetzt nur noch freundlicher, zuvorkommender und zärtlicher, als ob er ihr die erlebte Unannehmlichkeit vergessen machen wollte. Sie aber erwiderte es nur durch eine gewisse dankbare und leutselige Pflichttreue, ohne jedoch jemals jene Innigkeit und Wärme zu zeigen, welche man für den Ausdruck wirklicher Zuneigung und Liebe anzusehen gewöhnt ist. Alexander konnte sich je länger desto mehr nicht verhehlen, daß immer eine gewisse Kluft zwischen Beaten und ihm bestehe, die er auf keine Weise zu überbrücken vermochte. Sie war immer gefällig und freundlich gegen ihn, aber um kein Haarbreit mehr wie gegen jeden Andern, und es gelang ihm nie, weder ihr Vertrauen zu gewinnen, noch jene hingebende Zärtlichkeit wachzurufen, welche den Gatten überwog, daß seine Frau ihn wirklich herzinnig liebt. Sie blieb schüchtern, einsam, ernst und etwas frostig; sie suchte sich offenbar durch emsige Arbeit und Lektüre oder durch stilles sinniges Nachdenken zu zerstreuen.

Dieß entging auch Andern nicht, und man plauderte davon, wie dieß in einem solchen Mikrokosmos von

Kleinstädterei zu gehen pflegt. Es kam Alex zu Ohren und wurmte ihm tief, daß man ihr nachsagte, sie habe ihm nur gezwungen ihre Hand gereicht, ihr Herz aber gehöre einem Andern, – dem Ludwig, der damals auf und davon gelaufen sei, als er die Heirathsprojekte erfahren habe. Er stellte sie darüber zur Rede, und sie leugnete es einfach; er belauerte sie sogar, aber er konnte auch nicht die leiseste Spur in ihrem Benehmen finden, die ihn zu einem Argwohn berechtigte. Er mußte sich bisweilen damit hänseln lassen, und die Barschheit, womit er sich solche Neckereien verbat, erschienen Anderen nur wie Bestätigungen der Wahrheit solcher Gerüchte.

Soviel war gewiß, Beate fühlte sich nicht glücklich in ihrem Ehestand, und sie hatte auch keinen Grund dazu. Ihr gemessenes, kaltes, zurückhaltendes Benehmen übte auch auf ihren Gatten einen Einfluß, der ihre Lage nur verschlimmerte. Alex fand daheim keine Anregung und Unterhaltung, und suchte dieselbe nun häufig im Wirthshause, das er bald wieder zu seiner zweiten Heimath machte. Hier fand er jene ausgelassene lärmende Fröhlichkeit, wie er sie liebte, und lustige Brüder genug, denn die Goggheimer hatten von jeher bei ihren Nachbarn den Namen der ›Schoppenstecher‹; sie liebten den Wein und den ›Uhzen‹ wie wenige Andere. Das ist eigentlich ein herzlos, selbstsüchtig Vergnügen um das Uhzen, und eines humanen, fühlenden, denkenden Gemüthes unwürdig, aber dennoch bildet es leider den Hauptzeitvertreib unserer geselligen Unterhaltung im Wirthshause; und thörichterweise gilt dasjenige Individuum für das

geistvollste und liebenswürdigste, welches die hervorragendste Befähigung besitzt, Andere zu necken oder ihre Schwächen und Fehler in ein lächerliches Licht zu sehen, und jedem ›eins an's Bein zu wischen‹. Und hier gab Alex denn gar häufig Gelegenheit. Hatte er über Durst getrunken, dann trat sein jähzorniger heftiger, polternder Charakter recht augenfällig zu Tage, und er verlor sich in ein maßloses Schelten und Räsonniren, wobei er niemand schonte. Und da er in solchen Momenten namentlich auch dem Groll gegen seinen Vater oft Worte lieh, so ward er von einigen sogenannten Spaßvögeln oft so lange gegen seinen Vater aufgehetzt, daß die Leidenschaft, mit dem Verstande durchging, und er über den Alten bodenlos schimpfte. Diesem aber gönnte es jedermann, weil der alte Wucherer und Geizhals allgemein verhaßt und gemieden war. So war ihm auch eines Abends in der Trunkenheit, wo er als Stichblatt der Neckereien seiner Kameraden in einen wilden Groll hineingetzt worden war, die Aeüßerung entschlüpft, er könnte den Alten in böse Verlegenheit bringen wegen eines Streiches, den dieser dem armen Goltermann gespielt, um ihm den Freihof abzuschweißen. Diese Aeüßerung hatte der Entenmaier Moll gehört und am andern Morgen einem andern Gläubiger Goltermanns hinterbracht, der sich durch den Hofapotheker verkürzt wähnte, und nun eine gerichtliche Klage gegen den alten Huland anstellte. Die Thatsache, daß Alex diese für seinen Vater so gravirende Aeüßerung gethan hatte ward bewiesen, und trotz der hartnäckigen Behauptung Alexanders, daß er diese

Drohung gegen seinen Vater ganz grundlos und nur in der Trunkenheit gethan habe, erfolgte doch eine Revision des Goltermann'schen Konkursverfahrens, worin alle verkürzten Gläubiger mitsamt ihren Advokaten gegen den alten Hofapotheker auftraten und so mancherlei zuvor unbeachtet gebliebene Dinge an's Tageslicht kamen, daß das Verfahren des alten Huland in hohem Grade verdächtig erschien und er am Ende froh sein mußte, sich mit den Gegnern auf eine Summe von 10,000 Gulden zu vergleichen.

Was während dieses Prozesses in Beaten vorging, die seit Kurzem ein junges werdendes Leben unter ihrem Busen sich rühren fühlte, was ihr Vater dabei empfand, dieser auf sein selbsterworbenes Ansehen so stolze Mann, – das vermögen keine Worte zu beschreiben. Aber am tiefsten von allen litt Alexander, der sich gestehen mußte, daß er dieß Alles verschuldet habe, und daß ihn das ganze Städtchen höhnisch und schadenfroh darum ansehe. Er war zu seinem Vater hinausgeeilt um ihn um Verzeihung zu bitten, aber von ihm nicht angehört, sondern schnöde abgewiesen worden.

»Bleib' mir aus dem Hause, Verräther! ich werde Dir's wohl anstreichen, Du Elender!« rief ihm der Alte zu und verschloß ihm die Thüre vor der Nase. Unter den Wertpapieren aber, welche er seinen Gläubigern bei jenem Vergleich aushändigte, befand sich auch der Schuldbrief seines Sohns und seiner Schwiegertochter, obschon diese fürwahr keine Rache von Seiten des Alten verdiente.

## 8.

Drei Jahre der Ehe waren vergangen. Beate hatte ihrem Gatten jetzt endlich ein Knäblein geschenkt, aber es war ein schwaches kränkliches Kind, dessen Leben nur die aufopferndste erfinderischste Pflege der Mutter fristen konnte, und das die beiden Gatten einander etwas zu nähern schien, obschon Alex darum sein Trinken und Wirthhausleben nicht aufgab und auch seit einiger Zeit wieder auf die Jagd ging. Die Spannung zwischen Vater und Sohn war noch nicht besser, und nur Beate mit ihrem Kinde besuchte bisweilen den finstern Greis auf dem Freihofe, und zeigte ihm den Enkel, auf welchen sich seine und ihre Hoffnungen concentrirten. Die geprüfte Frau trug sich mit dem Gedanken, es werde ihr um des Knäbchens willen gelingen, noch einmal alle zu versöhnen, denn auch der Druckerherr war Alex und seinem Vater feind geworden und hatte allen Umgang mit ihnen abgebrochen.

An einem schönen Herbsttage nun saß Beate an der Wiege ihres schlummernden Kindes, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt und blickte auf den kleinen Engel, auf den sich all' ihre Liebe zusammengezogen hatte, als ein Gepolter von Fußstritten auf der Treppe sie erschreckte und das Mädchen einige Herren vom Gericht meldete. Beate erschrak zwar instinktmäßig, trat aber doch in's Wohnzimmer um die Herren zu empfangen. Der Gerichtsbeamte entschuldigte sein Eindringen und die Störung, und fragte nach ihrem Gatten.

»Er ist seit einigen Tagen verreist,« erwiderte Beate, und die Scham über eine Unwahrheit brannte sie auf die Wangen, denn sie wußte, daß Alex im Oberwalde beim Kreisförster auf der Jagd war. »Kann ich ihm etwas bestellen?«

»Mit nichten, Madame!« entgegnete der Beamte ernst; »was ich hier zu thun habe, muß ich leider in seiner Abwesenheit vornehmen. Herr Huland hat aus mir unbegreiflichen Gründen den Termin versäumt, den ihm das Obergericht gestellt hat, und ich bin nun angewiesen, Execution vorzunehmen.«

»Pfändung?« fragte sie erschrocken und tief beschämt.

»Ja, leider, wann es Ihnen nicht gelingt, Ihren Gatten zur Vernunft zu bringen, oder anderweitig Hülfe zu schaffen,« versetzte der Beamte schonend. »Die Summe ist ja nicht so groß, daß nicht Ihre wohlhabenden Verwandten: Ihr Herr Vater oder Schwiegervater ... «

»Ich bitte Sie um's Himmels willen, Herr Aktuar, sagen Sie mir in Kürze, um was es sich handelt!« stammelte Beate und mußte sich am Tische halten; »ich habe gar keine Ahnung von der ganzen Sache. Mein Mann hat mir nie von einer Klage gegen ihn oder einem Prozeß gesagt!«

»Es handelt sich um vier Jahresraten von je tausend Gulden sammt Zinsen, auf Grund dieses Schuldbriefs hin, den ja *Sie* ebenfalls als solidarisch-haftbare Mitschuldnerin unterschrieben haben ... « Und er zeigte ihr den Schuldschein.

Nun war Beaten alles furchtbar klar.

»Ich bitte Sie inständig, Herr Aktuar, lassen Sie meinen Vater rufen! ich bin außer Stande, jetzt für mich zu handeln,« stammelte sie tonlos, und flüchtete dann hinein zu ihrem Kinde, über welches sie sich schmerzlich ergriffen hineinwarf, und das sie mit ihren Armen umfing, als ob ihr nur noch das Einzige geblieben sei, woran sie sich halten könne. Es tagte schrecklich vor ihren Augen, obschon es nicht unerwartet kam: sie hatte längst gefürchtet, daß ihr Gatte mehr verbrauche, als er einnehme, und daß seine Vermögens-Verhältnisse zerrüttet seien. In dieser Lage fand sie noch ihr Vater, den man rasch vom Rathhause herbeigeholt hatte, und der nicht wenig erstaunt war, den Gerichtsbeamten mit den Hülfsvollstreckern hier im Hause seiner Tochter zu sehen.

»Was gibt es? Ein Unglück?« fragte er bestürzt. Beate war zu tief erschüttert, um ihm antworten zu können, und verwies ihn an den Beamten, welcher dem Rathsherrn die ganze Sache auseinandersetzte. Herr Nagler gerieth in die äußerste Entrüstung. »Thun Sie was Ihres Amtes ist, Herr Aktuar!« sagte er; »mein Tochtermann muß Staatspapiere haben von dem Zubringen, meiner Tochter; diese mögen Sie nehmen und sich bezahlt machen! Gib die Schlüssel her, mein Kind, und sag' mir wo Dein Mann seine Werthpapiere verwahrt!«

»Dort in jenem Schreibtische, aber er hat den Schlüssel mitgenommen und ist verreist!« erwiderte sie.

»Wohin?« – Beate zuckte die Achseln. »Verreist?« rief der empörte Vater; »ja, seine gewöhnliche Reise von einem Wirthshaus in's andre! Ich weiß schon wo er ist –

auf die Jagd ist er wieder gegangen, und zieht wochenlang mit wüsten Gesellen und rohen Jägern herum, säuft und spielt, und hängt das Geschäft an den Nagel. Aber ich will ihm das eintränken!«

»Lieber Vater, ich bitte Dich!« sagte Beate sanft; »mäßige Dich doch, bedenke daß wir nicht allein sind!«

»Was schadet das? Meinst Du, diese Herren wüßten nicht auch, daß Dein Mann ein Bruder Liederlich und Saufbold ist? Aber es soll nun zum längsten gedauert haben. Wann kommt Alex nach Haus?«

»Ich weiß es nicht,« sagte Beate; »er ging ohne Abschied weg, und gewöhnlich benützt er die schöne Witterung . . . «

»Schon gut; er kommt nicht eher wieder nach Hause, als bis ihm das Geld ausgegangen und der Credit zu Ende ist! – Wohlan, thun Sie Ihre Schuldigkeit, Herr Aktuar! Lassen Sie jenen Schreibtisch von einem Schlosser aufbrechen!«

»Das darf ich nicht – es ist gegen das Gesetz,« erwiderte der Beamte; »ich kann in Abwesenheit des Beklagten hier keine Exekution vornehmen, so lange nicht gerichtskundig ist, daß derselbe sich der Anwendung der Gesetze durch die Flucht entzogen habe.«

»Aber ich nehme alle Verantwortung auf mich!« rief der Rathsherr ganz außer sich; »Sie werden es begreiflich finden, daß ich doch endlich einmal klar sehen will über das Schicksal meines Kindes.« Der Aktuar zuckte stumm die Achsel und schüttelte den Kopf. »Beachten, Dir als

Gattin kann niemand wehren, diesen Schreibtisch öffnen zu lassen. Schicke nach einem Schlosser.«

»Nein, mein Vater! das thu' ich nicht! was das Gericht nicht thun darf, kann sich die Gattin eben so wenig erlauben!«

»Thörin, das ist ein übertriebenes Zartgefühl, das Dein Taugenichts von Mann gar nicht verdient!« sagte Herr Nagler; »bedenke doch! es handelt sich um Dein Wohl und Wehe!«

Beate lächelte bitter. »Mein Wohl und Wehe?!« sagte sie, und ihre Thränen flossen reichlicher, während sie ihren kleinen Knaben fester an sich drückte; »etwas Geld und Gut können mich nicht mehr glücklicher oder unglücklicher machen! . . .«

Herr Nagler biß sich auf die Lippen und ein Stich ging ihm durch's Herz, daß er hätte laut aufschreien mögen. Aber er wollte vor den fremden Herren nicht weich erscheinen, daher wandte er sich zu dem Aktuar mit den Worten: »Dann wird Ihr Auftrag wohl kaum zu vollziehen sein, bevor Sie nicht meinen Schwiegersohn herbeischaffen. Lassen sie ihn in den Dörfern im Oberwald aufsuchen und durch Gendarmen hieher weisen, Herr Aktuar, und dann sogleich Vermögen-Untersuchung vornehmen.«

Der Aktuar schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Das spricht der Zorn aus Ihnen, Herr Rathsmann,« sagte er; »auch ist zu einer solch extremen Maßregel noch kein Grund vorhanden, denn in Ermangelung von

verfügbaren Mitteln kann das Gericht noch eine zwangsweise Hypothek auf die Realitäten legen und die Gläubiger bezahlt machen. – Aber mein Auftrag hier ist noch nicht zu Ende. Verzeihen Sie mir, Madame, wenn meine unangenehme Pflicht Sie in diesem peinlichen Augenblick noch weiter zu belästigen. Sie haben die Verpflichtung der Schuldverbindlichkeit anerkannt, welche Ihre Unterschrift auf diesem Schein mit sich bringt. – Sie werden daher auch die Folgen derselben gekannt haben!«

»Die Folgen?« fragten Beate und ihr Vater aus Einem Munde.

»Ja, Madame! Die Gläubiger, d. h. die Besitzer dieser Schuldurkunde, haben ein ihnen zustehendes Recht, Sie für die Beträge der verfallenen Summe an Kapital und Zinsen in Anspruch zu nehmen, geltend gemacht, und ich soll Sie hierüber vernehmen und Ihnen von Seiten des Gerichts einen Termin geben. Ich muß diesen Akt um so mehr beschleunigen, als Ihr Herr Vater mit Maßregeln droht, welche ... «

»Wie konntest Du auch nur so thöricht und leichtsinnig sein, dieses Papier zu unterschreiben, Beate!« rief der Rathsherr, nachdem er den Schuldbrief und das Urtheil aufmerksam gelesen hatte. »Aber er gilt nichts, – die Unterschriften sind von verschiedenem Datum – sehen Sie! meine Tochter hat erst ein Jahr nach ihrer Verheirathung unterschrieben.«

»Das thut der Gültigkeit ihrer Verpflichtung keinen Eintrag!« sagte der Aktuar.

»Ich will mich keineswegs meiner Verbindlichkeit entziehen,« sagte Beate; »zwar hat mir mein Schwiegervater einst vorgespiegelt, dieser Schuldschein sei nur bloße Form und solle nie aus seiner Hand kommen; aber ich kann und will nicht in Abrede ziehen, daß ich diese Urkunde mit dem vollen Bewußtsein einer übernommenen Verpflichtung unterschrieben habe; und da ich jetzt nicht im Stande bin, meinen Schuldanteil zu bezahlen, so unterwerfe ich mich willig allen gesetzlichen Folgen.«

Nagler ging wie vernichtet im Zimmer auf und nieder, während der Aktuar ein Protokoll aufnahm, das Beate unterschreiben mußte.

»Sie haben drei Tage Zeit zu allfälligen Einwendungen, Madame!« sagte der Aktuar; »Sie können sich durch einen Anwalt und Bevollmächtigten vertreten lassen. Jedenfalls aber muß ich Sie ersuchen, Ihren Gatten in kürzester Frist zur Stelle zu schaffen, wann Sie seinen Aufenthalt wissen, damit das Gericht nicht auf eigene Verantwortung hin Schritte thun muß, welche für den Credit des alten Huland schädlich sind.«

Beate versprach, sogleich jemand nach Alex auszusenden, und die Gerichtsbeamten gingen.

»Also so weit mußte es kommen?« rief Nagler und schaute sein Kind schmerzlich an, als Vater und Tochter allein waren. »Wer ist nun schlechter und erbärmlicher, Alex oder sein Vater? Aber es muß anders werden! Du folgst mir sogleich in mein Haus, Beate! Du mußt Deinen Mann verlassen.«

Beate blickte kalt und entschlossen zu ihrem Vater auf und sagte: »Ich bin mündig, Vater, und weiß, daß ich meine Schritte nur nach meinem eigenen Gutdünken und Gewissen zu ordnen habe. Alex ist der Mann, den Du mir gegeben hast, ohne *meinen* Willen groß zu fragen. Er ist der Vater dieses armen Würmchens hier, und ich habe gelobt, Freud' und Leid mit ihm zu tragen, und ihn zum Himmel zu führen. Ich werde ihm die Treue halten bis zum Tode, und nicht dem Vorwurf mich aussetzen, als hätt' ich ihn durch böswilliges Verlassen noch tiefer fallen lassen! Auch soll Alex nicht ungehört verdammt werden; denn noch immer hoffe ich, ihn wieder auf einen bessern Weg bringen zu können. Ich bleibe hier, schon um meines Kindes willen! Keine Macht der Erde soll mich zwingen, den Vater meines kleinen Richards verloren zu geben!«

In der Bestimmtheit und Unerschütterlichkeit, worin sie dieß aussprach, erkannte Nagler sein eigen Blut, und ging gedrückt hinweg. Er fühlte deutlich, was bisher über seine Tochter still und von niemand geahnt ergangen sein mußte, daß sie diese geistige Selbständigkeit sich abzurufen und selbst des Vaters Hülfe abzulehnen vermocht hatte, und sein Gewissen machte ihm peinliche Vorwürfe. Er ahnte, daß er das Herz der Tochter schon mehr als halb verscherzt hatte.

Die nächsten Tage brachten noch mancherlei Stürme über Beaten und ihren Vater. Er sandte ihr seinen Advokaten, einen gewandten rührigen jungen Mann, als Beistand, um die fragliche Angelegenheit zu ordnen, und

Alex, der durch den Stößer mühsam im Oberwald aufgesucht und heimgeholt werden, war sehr froh, daß der Anwalt sich der Sache annahm, denn er zeigte sich angesichts dieser von ihm selbst heraufbeschworenen Verlegenheit so sehr als Schwächling und rathlose Memme, daß er einen Mitleid erweckenden, ja beinahe anwidern den Eindruck machte. Er heulte wie ein Kind und gelobte Besserung; er erging sich in den heftigsten Selbstanklagen, als er, auf's Aeüßerste getrieben, endlich eingestanden hatte, daß er im Kreise seiner Jagd- und Saufbrüder die Mitgift seiner Frau und den Erwerb seines eigenen Geschäfts verspielt und vergeudet habe, und gelobte Besserung. Aber während dieser Auftritte und nach denselben ward er nicht wieder nüchtern – er suchte Vergessen in der Flasche, und wann ihm Beate aus verständiger Liebe und Fürsorge den Wein entzog, so wußte er in der Apotheke Spirituosen genug zu finden, um sich durch einen Rausch zu betäuben.

Der Schuldschein von Alex und Beaten, welchen der alte Huland bei jenem Vergleich seinen Gegnern abgetreten hatte, ward nun eingelöst, indem Beatens Anwalt auf die Apotheke das nöthige Kapital aufnahm, nachdem sein Versuch zu einer Vermittelung mit dem alten Apotheker fehlgeschlagen war. Herr Nagler, dem das Schicksal seiner Tochter keine Ruhe mehr ließ, hatte nämlich seinen Haß gegen Alexander soweit niedergekämpft, daß er durch den Advokaten dem alten Huland hatte vorschlagen lassen, sie wollten gemeinsam, je zur Hälfte, jenen

Schuldbrief bezahlen und ihre Kinder wieder schuldenfrei machen. Allein der alte Geizhals auf dem Freihofe hatte diesen Vorschlag mit dem gewissen Hohn abgelehnt.

»Wie?« rief er, »ich soll für den elenden Buben, der mich meinen Feinden verrathen hat, noch bezahlen? Keinen rothen Heller geb' ich und wenn ich ihn damit vom Tode retten könnte. War ich nicht schon Thor genug, mir von dem pffiffigen Schleicher, dem Nagler, meine Apotheke abschwatzen zu lassen, um den liederlichen Jungen, den Alex, selbständig zu machen? Hat es mir nicht immer geschwamt, daß es noch so kommen werde und daß dem Burschen kein eigen Vermögen anzuvertrauen wäre? Nein, ich thue nichts mehr für ihn; ich will nicht in meinen alten Tagen noch an den Bettelstab gebracht werden durch den liederlichen Verschwender. Sagen Sie ihm nur, Herr Anwalt, daß ich mit voller Absicht und um Alex für seinen Verrath zu bestrafen, den Schuldschein weggegeben habe! Mir soll er nicht mehr vor das Angesicht und über die Schwelle kommen; für die Schwiegertochter thut es mir leid; aber ich kann ihr nicht helfen; sie hätte den Alex mehr unter dem Daumen halten sollen, dann wär' es nicht so weit gekommen. In den vier Jahren hätte Alex sich ein Vermögen erwerben können, und statt dessen ist er zurückgekommen.«

Darauf hin hatte Nagler erklärt, er werde für Alex auch nichts mehr thun, da er nur allzu deutlich voraussehe, daß noch einmal die Zeit kommen werde, wo er seine Tochter und ihr Kind zurücknehmen müsse. –

Es ist ein räthselhaft Ding um eine Frauenseele, ob schon eine jede wiederum ganz eigen geartet ist, denn unter gleichen Verhältnissen wird jede wieder anders handeln. Beate aber handelte auf eine Weise, welche selbst ihrem Vater ein Erstaunen abnöthigte. Sie sah ein, daß Alexander seine Fehltritte bereute, daß er aber zu schwach war, um sich zu bessern und auf einen geordneten Weg zurückzukehren; er ließ sich in Vielem willig von ihr lenken und leiten, nur das Trinken und den Müsiggang konnt' und wollte er nicht lassen. Da bestand sie denn darauf, daß er *ihr* die Leitung des Geschäfts überlasse, und sie nahm dieselbe besonnen und umsichtig in die Hand. Ein tüchtiger zuverlässiger Gehülfe ward als Provisor angestellt, um das Geschäft in Ordnung zu halten; Beate führte die Kasse, und gab ihrem Gatten ein Taschengeld, das er beliebig verwenden konnte; sie selbst aber sorgte dafür, daß er selten unbeaufsichtigt blieb und nicht mehr spielen und Schulden machen konnte. Der Salomon Hersch war in der ganzen Gegend von einem Wirthshaus zum andern gegangen und hatte die Wirthe gewarnt, dem Alex Geld oder Zeche zu bergen, indem sie sonst riskirten, daß er als Verschwender und unzurechnungsfähig entmündigt werde, und den Försterheinz von Steinbach, an welchen Alex einmal seine Jagdausrüstung und noch hundert Thaler auf Handschrift verspielt hatte, ließ sie durch ihren Anwalt vor Gericht belangen wegen Hazardspiels und weil er einem Betrunknen seine Habe abgenommen hatte, und das Gericht erklärte die Spielschuld für ungültig, und der Förster mußte den übrigen

Gewinn herausgeben und froh sein, daß die Sache nicht weiter kam.

Viele nannten dieses Verfahren der schwergeprüften Frau herzlos und selbstsüchtig. Sie hat ihn eben nie geliebt, hieß es; sie läßt ihn so hinlungern, daß er sich den Hals absäuft, und denkt schon an einen Andern. So urtheilten die Alltagsmenschen in Goggheim über sie; allein es beirrte sie nicht. Allein und einsam ging sie ruhig ihres Weges vor sich bin, hatte wenig Umgang, kleidete und benahm sich bescheiden und schlicht, und schien einzig nur für ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau zu leben. Darob sagten die Allerwelts-Klugen: der Geizteufel reite die Apothekerin, und sie wolle nur recht viel zusammenscharren. Allein auch dieß nahm sie gelassen hin; man kann es ja den Leuten nie recht machen. Ihr genügte das Bewußtsein ihrer Pflichterfüllung, und die albernen Deutungen und Klatschereien drangen nicht zu ihr in ihre stille Behausung, denn wenn sie ausging, hatte sie keinen andern Weg als zur Kirche, in ihr kleines Gärtchen auf der Höhe, zu ihrem Vater in das ›Feuerzeug‹, oder zu ihrem hartgesottenen Schwiegervater auf den Freihof, den sie immer, wenn auch vergebens, mit Alex wieder auszusöhnen suchte. Und merkwürdiger Weise übten ihr ruhiges, besonnenes, kühles Wesen und ihr bleiches vergrämtes Gesicht und der Anblick des kleinen Enkels Richard einen ganz besondern und auffallenden Eindruck auf den alten Huland. So oft Beate mit ihrem Kinde zu ihm hinauskam, begegnete ihr der Alte, wie rauh und barsch und finster

er auch sonst gegen alle Welt war, mit einer sanften Schonung und sogar mit einer gewissen Weichheit, als ob er ihr sagen wollte: »Armes Weib, ich weiß schon was Du leiden mußt, und ich bedaure Dich.« Aber er ließ diese Gedanken und Gefühle nie laut werden, sondern äußerte nur jedes Mal mit einem Seufzer: »Hab' mir nur recht Acht auf das Kind, Beate; erzieh' es zu einem brauchbaren braven Menschen, und halt' ihm seinen Vater nur als ein warnendes Exempel vor! Deine und meine Hoffnungen ruhen ja all' auf diesem kleinen Haupt!«

9.

Aber der Kelch der Wehmuth und der Prüfungen war für Beaten noch nicht geleert. Nicht allein in ihren Lebenshoffnungen als Gattin sollte sie getäuscht werden, sondern auch in ihren *mütterlichen* Erwartungen. Der kleine Richard, von Anbeginn schwächlich, litt an einem furchtbaren Uebel: an der sogenannten englischen Krankheit, – das Kind war rhachitisch. Allein gerade die Hülflosigkeit und Armseligkeit des Kleinen mochte es der Mutter um so theurer machen, und wenn Beate auch nicht ohne Neid auf andere Mütter blickte, so war sie doch nicht bitter und haderte nicht mit der Vorsehung, welche gerade *ihr* diese schwere Heimsuchung aufgelegt hatte, sondern beugte sich mit stiller Ergebung unter diese Last und sah darin eine Schickung von oben. Das hülflose schwache Kind war ihr lieber, als ihr das munterste, gesündeste gewesen wäre; sie ließ es keinen Augenblick

aus dem Gesichte; im Hause und im Freien war es ihr beständiger Begleiter, und trug sie es nicht auf den Armen, so zog sie es in einem kleinen Korbwagen oder Rollstuhl mit sich herum. Und selbst die Scheelsucht und Bosheit mußte am Ende verstummen, und konnte die That- sache nicht antasten, Beate sei als Mutter so aufopfernd und musterhaft, daß man ihr einen Theil ihrer Kälte gegen ihren unwürdigen Gatten füglich nachsehen könne. Wenige ahnten wohl den Beweggrund von Beatens stiller Resignation. Das weibliche Gemüth ist so eigen gear- tet, daß ihm Glaube zu einem Lebensbedürfniß wird, und es daher für Ueber- und Aberglauben so leicht empfäng- lich macht. Nur auf Kosten ihrer Weiblichkeit sind Frau- en Freigeister oder starke Geister; die echte, gemüthvolle Frau mit unverdorbenem Sinne ist es niemals; mit dem innigen Glaubensbedürfniß büßt die Frau immer etwas von Dem ein, was ihrem innersten Wesen die Weihe gibt. Und eben eine Regung dieses Ueber- und Aberglaubens war es auch, was Beaten in dem ihr auferlegten schwe- ren Geschick nur eine Art Sühne für die Treulosigkeit ge- gen Ludwig sehen ließ; und wenn sie diese Ueberzeu- gung geflissentlich in sich verschloß und gegen niemand aussprach, so that sie es vornehmlich nur darum, damit ihr niemand dieselbe ausreden und so den Trost rauben konnte, der ihr allein diesen häuslichen Jammer als eine stille Sühne erträglich machte.

Einer durchschaute dieß vielleicht, hütete sich aber sehr, davon zu reden – ihr Vater. Er litt unter dem An- blick dessen, was seine Tochter zu tragen hatte. Er war

ernster geworden und namhaft gealtert seit jenem Auftritt mit den Gerichtsbeamten; er fühlte sein eigen Unrecht wenigstens theilweise, und suchte es durch Akte der Wohlthätigkeit wieder gut zu machen, die er in aller Stille übte. So oft er jedoch das kränkliche Kind sah, dessen Dasein eine ununterbrochene Kette von Schmerzen und Leiden zu sein schien, so liefen ihm die Augen über und ein Krampf legte sich um das Herz des sonst gar nicht weichen Mannes. Dazu kam noch, daß auch er jetzt häufig von einer Kränklichkeit heimgesucht wurde, die ihn seinen Berufsgeschäften entzog und Nächtelang auf ein schlummerloses Schmerzenslager warf: er litt an Kopfgicht, die manchmal seine Sehkraft beeinträchtigte und sich beinahe bis zum Unerträglichen steigerte. Beate kam dann bei solchen Anfällen immer zu ihm und pflegte ihn; aber der Anblick der Tochter und des kranken Enkels wirkte nicht erhebend. Außerdem machte ihn das Leiden reizbar, empfindlich und launenhaft, und seine Arbeiter hatten je länger desto mehr darunter zu leiden, und die nicht an die Scholle gebunden waren durch Haus und Hof, Weib und Kind, die hielten es nicht lange mit ihm aus; der gute Geist schien aus dem ›Feuerzeug‹ entflohen, und die musterhafte Ordnung von ehemals war aus dem Geschäft entwichen. Die Störung des Gleichgewichts in seinem Innern übte ihren Rückschlag auf Herrn Naglers ganze Umgebung.

Selbst an dem schwachen, in rettungsloser Haltlosigkeit immer tiefer sinkenden Alex ging das Elend seines

Kindes nicht spurlos vorüber; er nannte es nur sein Benjaminchen und mußte oft weinen, wann er das Schmerzgewimmer des Kleinen hörte – er ahnte nicht, daß diese Aeüßerung des Mitgeföhls alsdann doppelt auf Beatchens Gemüth drückte. Er vermochte sich mit dem Zustand des Kleinen nicht zu versöhnen; er sah in ihm keine Sühne für eigene Vergehen, sondern nur einen ererbten Fluch, den er auf seinen Vater, den hartherzigen Wucherer und Geizhals, zurückführte, und jedes Mal, wann das Befinden des kleinen Richard sank und Befürchtungen erregte, entfloh er dem häuslichen Jammer, wie er zu sagen pflegte, und betrank sich in irgend einer Schenke. Bald war er so weit gesunken, daß man ihn gar nicht mehr in der Apotheke beschäftigen konnte, weil er kein Recept mehr pünktlich auszuführen vermochte; und man mußte ihm seinen freien Wandel lassen, nur damit er im eigenen Hause und Geschäft nicht hinderlich sei. Man ließ es daher stillschweigend geschehen, daß er auf die Jagd ging, und seltsamerweise erhielt die leidenschaftliche Vorliebe für das Waidwerk seinen Geist allein noch in einer solchen Spannkraft, daß er mit Fug für einen vortrefflichen Schützen und Jäger galt, der zu jeder Tages- oder Nachtzeit und bei jedem Wetter bereit war, auf die Birsch oder den Anstand zu gehen und der daher den Förstern und Jägern der ganzen Gegend ein willkommenes Genosse war. Im Uebrigen ließ er seine Frau ganz selbstständig in Haus und Geschäft walten, nahm und verzehrte ruhig sein tägliches Taschengeld, und begnügte

sich als ein wahrer Cyniker mit dem schlechtesten Krätzerwein und der rohesten Gesellschaft.

So waren wieder nahezu zwei Jahre in's Land gegangen, als mit Einem Male Herr Nagler heftig erkrankte. Seine Gicht war ihm wieder in den Kopf gestiegen und man fürchte für sein Leben. Beate war beinahe Tag und Nacht um ihn und theilte ihre Zeit in seine Verpflegung und in die Leitung seines Geschäfts; alle Hülfsmittel der ärztlichen Kunst wurden aufgeboten, allein das Uebel schien nicht weichen zu wollen. Der Geist der Oede und Unheimlichkeit schritt beinahe sichtbarlich durch das ›Feuerzeug‹, und drohte den schwachen Lebensfunken des Druckerherrn vollends auszulöschen. Den armen Rathsherrn aber quälten offenbar außer dem Scheiden aus seinem Wohlstand noch andere Gedanken, die ihm Seele und Gewissen belasteten – er kämpfte lange mit sich, ob er ihnen Worte geben solle. Endlich eines Abends spät, als sich Beate schon zum Gehen anschickte und ihren Richard, sorgfältig in Kissen und Shawls eingewickelt, auf dem Arme trug, sagte Herr Nagler mit schwacher Stimme: »Halt noch einen Augenblick, Beate! Leg' das Kind hieher auf meine Decke und höre mir zu! ich habe Dir etwas anzuvertrauen, was mir schon seit Jahren auf der Seele liegt. Ich muß Dir's sagen, damit Du wieder gut machen kannst; was ich gefrevelt habe.«

Beate erschrak heftig und dachte ahnungsvoll sogleich an Ludwig. »Ich bin parat, lieber Vater,« erwiderte sie mit leisem Beben.

Der Kranke suchte mit fieberisch zuckenden Fingern ein Schlüsselbund unter seinem Kopfkissen, wählte davon einen kleinen Schlüssel aus und sagte: »Nimm diesen Schlüssel und öffne damit an meinem Schreibepult links das unterste Fach; dort wirst Du eine rothe Pappschachtel und ein schweres Paket finden, – diese reiche mir ... Es sind Papiere die ich in dem Nachlaß der verstorbenen Dorothee Walter gefunden habe,« fuhr er dann fort. »Hier in dieser Schachtel sind die Briefe, welche Ludwig aus der Fremde an seine Mutter geschrieben hat, und jenes Paket, mit meinem Siegelring petschirt, enthält Familien-Urkunden, die sich in einem geheimen Fach von Dorotheens Kommode fanden und auf die Geburt ihres Sohnes beziehen. Dorothee ist nämlich niemals verheirathet gewesen, und Ludwig ein uneheliches Kind, was ich von jeher vermuthet habe. Sein Vater ist nun ein angesehenener Mann, der Dorotheen versprochen hat, für ihr Kind zu sorgen, und sicher hätte sie Ludwig darüber noch Mittheilungen gemacht, wenn sie nicht zu schwach dazu gewesen wäre. Jedenfalls aber sind die Papiere für Ludwig sehr wichtig und ich wünsche, daß Du sie ihm zuschickest und zwar schon morgen. Ich will wenigstens, wenn es zum Aeüßersten kommt, mit dem Bewußtsein aus der Welt gehen, daß ich Ludwig nicht um sein Lebensglück beraubt habe.«

Beate ließ einen tiefen Seufzer hören, aber ihr ganzes Wesen verrieth eine außergewöhnliche Spannung.

»Ich werde Deiner Weisung genau nachdenken, lieber Vater,« sagte sie mit großer Selbstbeherrschung. »Allein

ich bitte Dich um Ludwigs Adresse, falls Du sie etwa weißt.«

»Sie liegt in der Schachtel oben auf,« war die Antwort des Kranken, der sein Kind nicht anzusehen wagte, denn er fühlte instinktmäßig, welch ein Schwert Beaten durch die Seele ging.

»Weshalb hast Du ihm diese Papiere nicht selbst schon längst zugeschickt, da Du doch seinen Aufenthalt wußtest?« fragte sie mit einem Erstaunen, das wohl die strengste Kritik seines Verfahrens ersetzte.

»Weil ... weil ich ... weil ich selbstsüchtig handelte und ein Durchkreuzen des Plans fürchtete, den ich mit Dir und Alex hatte,« erwiderte der Kranke und erhob seine gefalteten Hände bittend zu seiner Tochter. »Es war ein Vergehen, das ich schwer büßen mußte. Als mir diese Papiere in die Hand fielen, kannte ich Ludwigs Aufenthalt nicht. Als ich den Ertrag der verkauften Hinterlassenschaft Dorotheens nach Ludwigs Weisung an den Bürgermeister seiner Heimatgemeinde schickte, warst Du noch nicht verheirathet, Beate. Ich fürchtete eine Vereitelung meiner Pläne, falls Ludwig den Namen und Stand seines Vaters erführe und von diesem anerkannt würde. Ludwig war in dem Glauben aufgewachsen, er sei der Sohn eines armen Handwerkers. Wann er nun vor seinen rechten Vater trat und dieser sich nicht an ihm schämte, – wann er ihm seinen Namen gab, – wann Du dieß erfuhrst, – dann war es um die Heirath mit Alex geschehen; und darum behielt ich die Papiere. – Jahre vergingen ohne, daß ich wieder etwas von Ludwig hörte, da erhielt

ich vor vierzehn Tagen ein Schreiben von dem Bürgermeister in H\*\*\* mit der Aufforderung, die Papiere aus dem Nachlaß von Ludwigs Mutter, die sich etwa noch in meinen Händen befand, an den Hauswundarzt des Klinikums Ludwig Walter in H\*\*\* zu schicken, da derselbe nach Preußen auszuwandern beabsichtige und noch verschiedener Papiere bedürfe, welche sich nothwendig unter der Hinterlassenschaft seiner Mutter befunden haben müßten. Ich erschrak darüber so sehr, daß mein Leiden sich verschlimmerte. – Und nun weißst Du Alles, und wenn Du mir wenigstens *einen Theil* meiner Ruhe wieder geben willst, Beate, so schicke morgen alle diese Papiere fort! ...«

»Es soll geschehen, und gebe Gott, daß ihr Entbehren Ludwig keinen unersetzlichen Verlust gebracht hat,« erwiderte Beate ...

»Und Du, mein Kind, kannst Du mir verzeihen, was ich aus Stolz und Habsucht gefrevelt habe?« fragte der Kranke mit bebender tonloser Stimme, denn die lange Erzählung hatte seine Kraft erschöpft.

»Ich habe Dir vergeben – möge Dir Ludwig, möge Dir der Himmel auch verzeihen!« flüsterte und drückte ihm die Hand, auf welche heiße Thränen herunterfielen. Dann packte sie die Schachtel und das Paket in ihr Körbchen, ergriff das schlummernde Kind, drückte es mit lautem Schluchzen krampfhaft an ihr Herz und eilte aus dem Zimmer.

In der Einsamkeit ihres Schlafstübchens aber, neben dem Bettchen ihres schlafenden Kindes, öffnete sie die

Pappschachtel und durchlas unter Thränen alle die einfachen herzlichen Briefe, welche Ludwig von der ersten Woche der Trennung an nach Hause geschrieben hatte. Sie bewunderte und verehrte die treue zärtliche Liebe und Dankbarkeit Ludwigs gegen seine Mutter, die aus all diesen Blättern sprach; sie lernte daraus ein ungemein reiches und weiches Gemüth kennen, das sich von Jahr zu Jahr schöner und herrlicher entfaltete; sie las in seinen Briefen nicht nur die Schilderung der redlichen Bestrebungen Ludwigs, sich durch fleißige Studien und praktische Kenntnisse emporzuarbeiten, sondern auch die Erfolge dieser redlichen Bemühungen selbst; je näher der Gegenwart, ein desto reicherer gebildeterer Geist trat ihr aus diesen Briefen entgegen, und mit den schönsten intellektuellen Gaben paarte sich das lautete Gold eines redlichen, geraden, anspruchslosen und festen Charakters. Und zwischen hineinspielte bei Ludwig eine Neigung für sie selbst, welche er seiner Mutter gar nicht verhehlte und die er den schärfsten Sporn seines Strebens nannte, obschon er der Mutter auch immer wieder (und wie es schien auf ihre Anmuthungen und Warnungen hin) versprach, daß Beate davon nie etwas erfahren solle. Es war etwas so Bescheidenes, Schämiges, Sittiges in dieser Neigung des armen Ludwig, daß Beatens Seele hätte vor unaussprechlichem Weh laut aufschreien mögen, und daß ihr doch zugleich wieder ein unnennbarer Trost durch das Gemüth zog. Von *diesen* Briefen hatte Beate nie einen gelesen – Dorothee hatte sie ihr weislich vorenthalten. Auch ging daraus hervor, daß die

theure Todte selbst an der Möglichkeit einer Verbindung zwischen Beaten und Alex gezweifelt und daß sie ihrem Sohn diesen Gedanken auszureden gesucht hatte.

Der erwachende Tag fand Beaten noch bei diesen Briefen; dann aber, sobald ihre häuslichen Sorgen es erlaubten, nahm sie die Briefe und das versiegelte Paket in die Apotheke hinunter, siegelte sie ein, ließ sich von einem Gehülften die Adresse darauf schreiben und sandte den Knecht damit zur Post. Den genommenen Postschein brachte sie dann ihrem Vater, dem hiedurch ein Stein vom Herzen zu fallen schien. Seine ängstlichen Blicke suchten aus Beatens Zügen herauszulesen, ob sie die Briefe gelesen und welchen Eindruck dieselben auf sie gemacht haben; allein ihr blasses Angesicht war so kalt und stumm, daß er seinen Zweck nicht erreichte. Endlich sagte er:

»Ludwig scheint heirathen zu wollen, weil er nach Preußen auswandert und jener Papiere bedarf.«

»Möglich,« erwiderte sie scheinbar gleichgültig, ob schon das, womit der Vater sie zu trösten beabsichtigte, ihr einen Stich durch's Herz gab. »Gott segne ihn und lasse ihn Glück finden! Unter uns aber, mein Vater, soll von dieser Sache fortan nicht mehr die Rede sein. Sie sei bei uns vergessen und abgethan!«

Nun erst merkte Herr Nagler, wie tief noch die Neigung zu Ludwig in diesem wunden Gemüthe saß, so daß sie nicht mehr daran erinnert werden dürfte, ohne daß die Wunden auf's neue bluteten; Nagler wußte aber von dieser Stunde an, daß eine unübersteigliche Kluft ihn von

der Tochter trenne, deren Vertrauen er verscherzt, und dessen Herz vielleicht vergeben, aber nicht vergessen habe. Und durch *seinen* Sinn zog eine Sehnsucht nach dem Tode, denn er gestand sich, daß er in der unseligen Verblendung seines Eigensinns nicht nur Andere, sondern auch sich selbst unglücklich gemacht habe. Man stirbt jedoch selten wenn man den Tod herbeiwünscht, und so genas auch der Druckerherr zu einem inhalt- und freudenlosen Leben wieder, um noch mehr Leid und Jammer zu erfahren.

Eines Tages ertappte Beate, die ihr Auge überall hatte, den Knecht auf einer Veruntreuung, die zur Entdeckung anderer ähnlicher Unterschleife desselben Individuums führte, das nun den Gerichten übergeben und bestraft wurde. Sobald dieser Bursche wieder aus dem Correctionshause war, suchte er seinen frühern Herrn, Alex, in einer Schenke auf und erzählte ihm in Anwesenheit von einigen seiner Kumpane, daß er für Frau Beaten Briefschaften an deren geheimen Liebsten, den Badergesellen Ludwig Walter, zur Post gegeben habe, und brachte hierfür nicht nur eine Bescheinigung vom Postamte bei, sondern berief sich auch auf das Zeugniß des Gehülfen in der Apotheke, welcher das fragliche Patent habe überschreiben müssen. Alex war anfangs ganz verblüfft, dann aber erwachte bei dem Hohn und unter den Aufstachelungen seiner Kameraden in ihm eine unbeschreibliche

Wuth und Eifersucht. Die Frau, gegen welche er sich seit-her eines Unrechts schuldig gewußt, die er um ihres stillen Duldens, um ihrer sanften Ergebung willen geachtet und verehrt hatte, war also eine abgefeimte Heuchlerin, die ihn hinterging! Er trank ein Glas um's andere in sich hinein, um sich Muth zu machen –, seine Kameraden hetzten in roher Schadenfreude noch mehr an ihm und forderten ihn auf, ein Exempel zu statuiren und sich nicht narren zu lassen. »Sie wirft Dir vor, Du versaufest Dein Geld mit Deinen Kameraden, die es redlich mit Dir meinen,« sagten sie; »die Heuchlerin hält Dich so knapp, daß sie Dir die Schoppen in den Mund zählen kann; sie aber schickt das Geld summenweise an ihren Schatz in's Ausland, daß er sich gute Tage davon macht. Stand nicht ein Werth von fünfzig Thalern auf dem Paket?« fragten sie den Knecht, und fuhren auf dessen Bejahung fort: »Na, wenn sie 50 Thaler deklarirte, so waren wenigstens 200 darin. Aber das geschieht Dir ganz recht, Alex! warum hast Du das Druckermädel Dir über den Kopf wachsen lassen? Da hast Du nun Deinen Tugendspiegel!«

Das Ende von dem Liede war, daß Alex, als er sich endlich durch Trinken und Hetzereien zu einer viehischen Brutalität hatte steigern lassen, nach Hause eilte, zwei seiner rohen Saufbrüder mitnahm, die Thatsache wegen des abgesandten Pakets in der Apotheke konstatirte und dann hinaufeilte, um Beaten mit Vorwürfen und Schimpfworten zu überhäufen und auf gröbliche Weise thätlich zu mißhandeln, so daß ihm seine Kameraden am Ende in den Arm fielen und ihn fortzogen.

Der Lärm, den Alex dabei machte, hatte die ganze Nachbarschaft zu Zeugen dieser Scene gemacht, und man gönnte es der zurückhaltenden kalten Apothekerin, deren selbstgewählte Absonderung man dem Geldstolz und Hochmuth zuschrieb, daß sie in ihrer Selbstgerechtigkeit und Heuchelei entlarvt wurde, und die Scheltworte und Anschuldigungen, welche Alex gegen sie ausstieß, schienen seinen Groll wenigstens einigermaßen zu rechtfertigen. Dennoch aber verstand sich eine jener menschenfreundlichen Seelen, denen es die größte Freude macht, anderen Unangenehmes zu berichten, dazu nach dem ›Feuerzeug‹ hinunter zu laufen und es dem Rathsherrn Nagler zu hinterbringen, daß der Apotheker-Alex droben im ›Wilden-Mann‹ so eben seine Frau halb todt schlage. In seinem tödtlichen Schreck eilte der erst vor Kurzem von seiner Krankheit entstandene Herr Nagler in's Städtchen hinauf und fand seine Tochter noch mit zerrauftem Haar und zerrissenen Kleidern aus Mund und Nase blutend und mit blutigen Striemen auf Gesicht, Armen und Händen.

»Beatchen, mein Kind, was ist geschehen?« rief er und die hellen Thränen des Ingrimms und des Mitleids schossen ihm aus den Augen. »Ist es möglich, Beatchen, daß Dein Lüdrian von Mann Dich so zugerichtet hat?«

Beate blickte nur durch Thränen zu ihm auf und nickte wehmüthig mit dem Kopf.

»Er kam wüthend nach Hause und warf mir vor, ich hätte ein unerlaubtes Verhältniß mit Ludwig Walter und schickte diesem Gelder zu,« versetzte sie resignirt. »Und

den Grund zu dieser Anklage lieferten die Papiere, welche Du mir gegeben hast! die Papiere aus dem Nachlaß der alten Dorothee!«

Der alte Mann war ganz außer sich.

»Der Elende!« rief er; »wenn ich ihn hier hätte, ich bräch' ihm seinen verruchten Hals! Aber was zu arg ist, das ist zuviel, und der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht! Du folgst mir sogleich nach meinem Hause mit Deinem Kind, Beatchen! Du sollst keine Nacht mehr unter diesem fluchwürdigen Dache zubringen. Deinen erbärmlichen Trunkenbold von Mann aber laß ich einstecken, und morgen muß schon die Scheidung eingeleitet werden. Und nun nimm das Nöthigste mit und komm!«

»Mit nichten, Vater!« erwiderte Beate kühl und gefaßt, stand auf und sah ihren Vater fest und beinahe vorwurfsvoll an; »was ich so eben erduldet habe, das war vielleicht nicht unverdient um Ludwigs willen, dem ich wenigstens in meinem Herzen die Lieb' und Treue gebrochen habe. Darum nehm' ich es geduldig hin, als eine Strafe und Schickung mehr von oben. Von hier aber weich' ich nicht, ich bin Alexander's Weib vor Gott und Menschen; Du selbst hast mich ihm gegeben und hast es so gut wie erzwungen, daß ich ihn nähme vor allen Anderen. Dein Ehrgeiz und Deine Geldgier und Dein Hochmuth haben mich ihm blindlings überantwortet, und ich habe mein Joch auf mich genommen und will es zu Ende tragen. Und Gott wird barmherzig sein; er wird mich und mein armes Kind über ein Kurzes zu sich nehmen und meiner

Trübsal ein Ende machen! – Ich bin Herrin meines Willens, Vater, und ich bleibe hier – ein ehrbar Weib entläuft seinem Manne nicht!« Damit kniete sie neben der Wiege ihres Kindes nieder und beugte sich weinend über ihren siechen Knaben, der aufgewacht war und die mageren Händchen nach ihr ausstreckte.

Der Rathsherr aber weinte wie ein Kind. Daß Beate nun die hülfreiche Hand zurückstieß, die er ihr geboten, das zeigte ihm unwiderleglich, daß er ihr Herz verloren, und so hatte er denn nicht blos zwei junge liebende Herzen aus einander gerissen, sondern auch sein eigen Kind von sich hinweg gestoßen! Und nun erst bereute er, daß er damals nicht Dorotheens Bitte nachgegeben und sich in Ludwig einen Gehülfen und Sohn erzogen hatte, und es ward ihm furchtbar klar, wie jene Herzenshärte und Selbstsucht von damals jetzt schwer an ihm heimgesucht werde. Nahezu eine Stunde saß er, in den bittersten Gram versenkt, in einer Ecke von Beatens Wohnstube, leise weinend, und brütete dumpf vor sich hin. Dann trocknete er die Augen, ging hinunter in die Apotheke, erkundigte sich wie alles zugegangen und ob die Leute gegen ihren Herrn zeugten wollte, und eilte, dann auf das Amt, um eine Klage gegen seinen Tochtermann wegen schwerer körperlicher Mißhandlung seiner Tochter anhängig zu machen.

Allein auch diese Absicht war ihm durchkreuzt, denn kaum erfuhr Beate, daß Alex, den man in bewußtloser Betrunktheit nach dem Bürgerthurm gebracht hatte,

angeklagt und verhaftet sei, so schrieb sie an das Gericht; sie bitte ihren Gatten zu entlassen und nicht gegen ihn gesetzlich einzuschreiten, da sie nie gegen ihn zeugen werde. Seine Ehre sei auch ihre Ehre und die ihres Kindes, und der unglückliche schwache Mann offenbar angehetzt und in einem unzurechnungsfähigen Zustande gewesen; – sie bitte also inständig, das Gericht möge ihr nicht noch mehr Leid und Schmach auferlegen, als sie schon zu tragen habe. – Den Richter rührte dieser Brief tief, denn er hätte der kalten Frau solche Besonnenheit und solches Zartgefühl gar nicht zugetraut, und als er am andern Morgen den wieder nüchtern gewordenen Alex aus dem Bürgergewahrsam holen und vorführen ließ, und ihm sein Vergehen vorhielt und seine Freilassung ankündigte, verfehlte er nicht, ihm seine eigene schmachvolle Handlungsweise und die zartfühlende Großmuth und Ergebung seiner Frau in flammenden eindringlichen Worten vorzuhalten und erschütterte den schwachen, durch Trinken heruntergekommenen Apotheker so sehr, daß dieser in ein lautes Heulen ausbrach und sich vermaß, er werde sich in den Fluß stürzen; denn er könne seiner Frau nicht mehr unter die Augen treten; weßhalb ihm der Richter den Gerichtsboten mitgab, um ihn sicher nach Hause bringen zu lassen.

Es war Markttag, und Alex mit seinem Begleiter mußte den ganzen Markt durchschreiten, ehe er den ›Wilden-Mann‹ erreichte, und die Blicke und Bemerkungen, die er allseitig an sich gerichtet sah, drückten ihn beinahe

zu Boden vor Scham. Schluchzend sank er im Schreibstübchen der Apotheke in einen Stuhl, und bat den Gerichtsboten, ihn doch loszulassen, da er seiner Frau nicht mehr unter die Augen treten könne. Der alte Soldat aber, gewöhnt buchstäblich Ordre zu pariren, wollte hievon nichts hören, sondern ließ die Frau Apothekerin hinunterbitten, um sich seines Auftrags zu entledigen. Und als nun Beate herunterkam mit dem geschwollenen Gesicht und den blau und grünen Flecken um die Augen, schrie Alex laut auf, sank vor ihr in die Kniee, bat sie heulend um Verzeihung und schalt sich selbst einen Unmenschen. Beate aber hob ihn sanft auf und sagte: »Komm herauf, Alex! ich habe Dir alles verziehen! Führe hier keine Scene auf!«

Dann reichte sie dem Gerichtsboten ein Geschenk und trug ihm den herzlichsten Dank an den Richter auf, daß er ihrer Bitte willfahrt habe.

## 10.

Die Folge dieses Auftritts war für Alex ein Typhus-Unfall, der ihn an den Rand des Todes führte. Beate wich nicht von seinem Bette, und verpflegte ihn mit musterhafter Aufopferung und Geduld. So oft er bei Besinnung war, blickte Alex sie wehmüthig an und weinte, bat sie um Verzeihung und gelobte Besserung. Er sah, daß nur eine innige glaubensfrohe Religiosität Beaten unter all dem Jammer, der über sie hereinbrach, aufrecht erhielt, und dieß ergriff ihn so sehr, daß er selbst nach einem Geistlichen verlangte und mit diesem verkehrte. Anfangs

ging alles gut: Alex schien sich ganz bekehrt zu haben, und hoffte getröstet sterben zu können. Da er aber nicht starb, sondern die Krisis seiner Krankheit einen glücklichen Umschlag nahm, so faßte er die ernstesten Vorsätze und hielt sie auch einige Wochen lang nach seiner Genesung. Beate beschwor ihn, nur das Jägdeln und den Verkehr mit den lockeren Gesellen zu lassen, und daheim zu bleiben, und sie gab sich die größte Mühe, ihn zu Hause zu halten. Aber auf einen Menschen von seiner Charakterschwäche war kein Verlaß. Eines Abends, – es war zu Ausgang Oktobers, und Alex kehrte eben von dem Gärtchen vor dem Thore zurück, wo er die Abnahme des Spätobstes beansichtigt hatte – traf er vor dem Gasthaus zur ›Krone‹ noch vor dem Thor den Försterheinz von St., – eben jenen, den Beate einst wegen des Hazardspiels hatte verklagen lassen.

Alex hatte ihn schon von fern erblickt und sich auf die andre Seite der Straße gedrückt, in der Hoffnung, un bemerkt und unberufen in der Dämmerung an dem leichtsinnigen Grünrock vorüberzukommen. Aber bei diesem waren noch einige Andere, die eben so wenig blind waren wie der Alex.

»Dort geht der ›Pillen-Lex‹, der Mucker!« sagte Einer; »wart', dem wollen wir heute Einen anhängen, daß er Schleifkannen am Himmel sieht!«

»Laß ihn, er kommt doch nicht! er ist unter den Pantoffel gekrochen und die Pfarrer haben ihm die Korallen angelegt!« meinte ein Anderer.

»Desto mehr Grund, daß wir ihm einen Heiligenschein anhängen!« sagte der Förster, einer der übermüthigsten; »heda, Herr Apotheker! trotz alledem einen schön'n guten Abend. Geht man denn auch so kalt an alten Freunden vorüber?«

»Guten Abend, Försterheinz! auch herinnen im Städtchen! Fast hatt' ich Euch nicht erkannt!«

»Der Alex ist ein Neumondskind – sieht nur halb wann er nüchtern ist!« rief ein Anderer. »Na komm' doch her und laß Dich beschauen, Stöpselschlecker! Bist recht vom Feist gefallen in Deiner Krankheit! Siehst aus wie ein Kümmerer!«

»Ja,« sagte Alex verlegen; »es hat mich hart mitgenommen, und ich muß mich noch schonen! – Hab' draußen im Garten Winteräpfel abgenommen, und will nun nach Hause. Mich friert!«

»So komm herein um einen Stehschoppen zu trinken, und Deinen alten Freunden Grüß-Gott zu sagen!« meinte der Förster.

»Es thut mir nicht gut, – ich hab' noch keinen Tropfen Wein getrunken seit meiner Krankheit.«

»Ei so lüg' der und jener, Pillen-Lex!« rief der Lindewirth. »Bist ja neulich mit Deiner Beate beim Nachtmahl gewesen. Aber komm! nur herein! auf einen ›Pfiff‹ wird Dir's doch nicht ankommen, und der Farner vom Waldhof da, der ja ein verdorbener Theolog ist, kann Dir das Benedicite darüber sprechen.«

»Na, laßt ihn doch mit den Possen ungeschoren!« sagte der Försterheinz; »der Spott thut ihm ja in der Seele weh,

seit ihn sein ›Druckfehler‹ unter die Betbrüder gebracht hat. Zwingen will ich ihn nicht, wann er es verschmäht, einem alten Kameraden Bescheid zu thun auf ein Glas Wein.«

»Er hat sich den Wein abgewöhnt – er ist ihm zu stark wie der Katze die Gaismilch,« sagte der Lindenwirth.

»Er *darf* nicht; die Beate hat ihm's Wort abgenommen,« meinte Farner.

»Nu, wann ihr meint, ich lasse mir dieß verbieten, so mag's drum sein – auf einen Schluck Wein kommt mir's nicht an!« sagte Alex und trat in die Gaststube.

»Trink' nur wieder Wein, Lex! Du zitterst ja vor Elend!« sagte der Lindenwirth, als er mit ihm anstieß. »Wenn Du Dich nicht wieder an den Wein hältst, so kommst Du schlecht durch den Winter, und wirst ein Kümmerer! Was man gewohnt ist, kann man nicht lassen!«

»Na setz' Dich, Alex, und erzähle wie es Dir ging und was Du gelitten hast!« sagte der Försterheinz treuherzig. »Man hat Dich schon für todt ausgetragen, als ich zum Ruggericht hier war, und ich hatt' ein recht' Mitleid mit Dir. Es wär doch hart, wann Dein alter Iltiß nicht für Dich zusammengescharrt hätte! Was für eine Krankheit war's denn?«

Alex nahm diese ironische Theilnahme für baare Münze und erzählte. Sie gratulirten ihm zu seiner Wiedergenesung und stießen einmal um das andre auf sein Wohlsein an. Der alte Wein lief dem Alex über die Zunge wie Balsam und durchglühte ihn mit einer wohlthuenden

Wärme; es war ihm so behaglich in der warmen Wirthsstube bei den trüben Talglichtern und dem Tabaksqualm, und der Kronenwirth ließ ihm keine Ruhe bis er sich eine Cigarre anbrannte; – »s ist keine Stinkrakete, sondern ein echt Kraut,« sagte er.

»Na,« aber jetzt bist Du wieder frisch und munter nicht wahr, Alex? wieder ganz hergestellt?« fragte der Försterheinz.

»Ja, gottlob, es geht an; nur etwas ernster bin ich geworden.«

»Das wird Dir gut thun; hast Dich wohl fassen dürfen, denn Du warst schon weit herunter gekommen,« fuhr der Försterheinz fort: »Ich bin Deiner Beate gerade nicht gewogen, allein sie hat mich doch zuweilen gedauert. Hättest uns Deine alten Kameraden, nicht so schnöde verlassen sollen. Wir und Gott sie zwar keine Engel, aber man wird älter und gesetzter, und die wilden Zeiten sind nun vorbei. Allein bei uns warst Du doch in reputirlicherer Gesellschaft, als bei Deinen Kommun-Waldschuhen und Wilddieben, mit denen Du in letzter Zeit verkehrtest. Hab' ich recht oder nicht?«

Alex nickte stumm mit dem Kopf und blickte in die Wölkchen seiner Cigarren. »Laß das! Es hat sich schlimm gerächt,« sprach er endlich!

»Oho, Lex, laß darum den Köpf nicht hängen!« fiel der Kronenwirth ein; »irren ist menschlich, und fehlen müssen Alle! Wann Einer sich nur hernach wieder fassen thut! – Und man weiß ja auch, daß Du nicht einmal

schuld bist! der Alte aus dem ›Feuerzeug‹ hat Dich angeführt mit seiner kalten starren Puppe! Dir hätte ein resolutes lustiges Weibsbild getaugt, wie des Lindenwirths Schwester, die Sophie, die ja auch ein Aug' auf Dich hatte! Die hätte Dich verstanden und Dir nicht wegen jeder Lumperei den starren, harthölzernen Papa Rathsherrn auf den Nacken gehetzt! – Blitz noch einmal! wann eine Frau ihrem Mann recht gut ist, da kann sie auch ein Aug' zudrücken, wann er einmal über die Schnur haut!«

»Na, die Beate wollte nur Deinen Giftkasten heirathen und die Kapitalbriefe von Deinem alten Iltiß – Du warst ihr Nebensache! Sie hatte schon ausgeliebt mit dem Jungfernkind, dem Badergesellen, als sie Dich nahm, Alex!« sagte Farner.

»Ich bitt' Euch, schweigt jetzt und laßt mich!« sagte Alex sanft; »meine häuslichen Angelegenheiten gehören nicht hieher!«

»Ja, er hat Recht – laßt ihn!« rief der Försterheinz, »was man nicht ändern kann, nehm' man geduldig an. – Da kommen die Anderen!« Zwei junge Beamte in voller Jagdausrüstung traten ein und wurden von den Anwesenden begrüßt. »Schade, daß Du nicht mitkannst, Alex!« fuhr der Förster fort; »morgen und übermorgen jag ich in meinem Revier Hochwild, das gibt eine herrliche Jagd. Sind ein paar Kapitalhirsche dabei, und im Tiefenbach steht das Damwild, als wenn der Schäfer ausgetrieben hätte. Vorige Woche ließ der Prinz drüben im Riederwald jagen, und was durchbrach, das steckte sich nun in den rauhen Waldungen am Trauf des Oberwalds. Einen

Hauptschützen wie Du könnt' ich gerade noch gebrauchen. Und Dir käme die gesunde Luft und Bewegung zu Statten. Wie wär's wenn Du mitgingest?«

Alex schüttelte ernst und wehmüthig den Kopf. Man sah ihm an, wie ihm die Waidmannslust auf der Seele brannte, und wie er in sich kämpfte. Eine große Quartflasche kam, man wollte den Steigbügeltrunk thun, und dann fortfahren, denn es war noch drei starke Meilen bis Steinbach.

»Waidmannsheil!« riefen Alle und stießen die Gläser aneinander.

»Herrliches Jagdwetter!« sagte der Lindenwirth. »Droben im Oberwalde liegt schon Schnee, und die Luft ist so klar und frisch, daß man sich's nicht schöner wünschen könnte. Komm' mit, Alex! hast einen fröhlichen Tag redlich verdient. Der Kronenwirth leiht Dir einen Mantel und läßt Deiner Frau heute Abend noch sagen, daß Du nach Steinbach gefahren seiest, und in meinem Charabanc ist gerade noch ein Plätzchen für Dich. Und der Försterheinz leiht Dir schon ein Gewehr.«

»Von Herzen gern, Alex! Du weißt wohl, daß Du mir immer willkommen bist! Warst von jeher mein bester Schütze, namentlich auf Hochwild!« sagte der Förster. »Bah, einen starken Hirsch könntest Du schon noch erlegen, ehe Du das Jagen aufgibst. Mach's kurz und komm' mit!«

Alex schüttelte zwar den Kopf, war aber schon halb überredet.

»Heute geht's nicht an; ich komme morgen früh nach,« sagte er. »Kann ich denn so ohne Jagdzeug und Kleider und Geld mitgehen?«

»Bah, Hansnährchen! hast ja früher auch nicht so viele Umstände gemacht. Geh' mit, es gereut Dich all Dein Lebtage nicht!«

»Nein, ich folge morgen!«

»Dann versprich lieber nichts, Alex, denn Deine Beate, Dein ›Druckfehler‹, läßt Dich doch nicht fort, wann Du erst nach Hause gehst!« sagte der Förster; »und überdem fangen man wir morgen bei Tagesgrauen an, da wir genug zu thun haben, um in zwei Tagen fertig zu werden. Das Hochwild hält jetzt ohnedem nicht mehr lange seinen Stand. Allons, eingeschenkt und dann aufgebrochen! Noch ein Gläschen bis auf die Neige!«

Noch eine Flasche erschien, – man müsse trinken bei dem scharfen Wind, sagten sie. Alex's Augen glänzten schon und seine Zunge war etwas schwer.

»Adieu, Lex! Schade um Dich! schade daß Du nicht mitgehst; es wird ein Kapitalvergnügen geben!« sagte Farner. »Hinten im Dachsbau im Schreiberhau ist wieder ein gewaltiger Dachs, ein Bursche wie ein Bär; den könnten wir Nachts noch hetzen!«

»Und der Entenfall!« sagte der Lindenwirth; »morgen ist Feiertag, übermorgen Sonntag; am Montag Mittag spätestens sind wir wieder hier. Brich dem Teufel ein Bein, und laß Dein Beatchen einmal keifen. Weiberzungen sind ja keine Wolfszähne.«

»Alex, da ist schon der Mantel, und mein Jagdzeug geb' ich Dir auch, und Deiner Frau laß ich's sagen!« rief der Kronenwirth. »Geh' wenigstens auf Einen Tag mit, und hast Du morgen Abend genug, kannst Du mit den Wildpretwagen hereinfahren, die das erlegte Wild auf's Forstamt bringen!«

»Ach laßt ihn doch! wann er dürfte, so brauchtet ihr nicht zuzureden,« sagte ein Anderer. »Wofür wollt ihr ihm denn Ungelegenheiten machen? Schickt erst zum Rathsherrn in's ›Feuerzeug‹, ob er es erlaube!«

»Hensgen, das nimm zurück!« rief Alex, dessen gekitzeltes Selbstgefühl nun empfindlich wurde. »Noch bin ich Herr im Hause, und zum Beweis dafür gehe ich mit!«

Und unter lautem Jubel der Anderen die nun den Abschied beschleunigten um keine Reue bei dem Verführten aufkommen zu lassen, packte man ihn in den Mantel und dann in den Charabanc, und fuhr davon.

Beate erfuhr erst spät am Abend, als sie den Gatten in allen Wirthshäusern von Goggheim suchen ließ, den Grund seines Ausbleibens. Sie konnte von einem solch characterschwachen Manne kaum etwas anderes erwarten, aber gleichwohl lastete es auf ihrer Seele wie eine dumpfe Ahnung von bevorstehendem Unglück. Sie schrieb ihm jedoch sogleich einen rührend zärtlichen Brief, worin sie ihn bat, nicht zu lange auszubleiben, da sie ihm sein Vergnügen nicht mißgönnen wolle, und sich doch ja im Trinken mäßig zu halten, damit er nicht rückfällig werde. Und diesen Brief sandte sie auf das Forstamt

mit dem Ersuchen, man möge ihn am andern Tag den Frohnbauern mitgeben, welche Wildpret einführten.

Der Brief kam auch richtig in Steinbach an, aber der Förster enthielt ihn dem Alex vor, weil er sich und seinen Kameraden den Spaß nicht verderben wollte, den sie mit dem Pillen-Lex hatten. Dieser kam natürlich Tag und Nacht nicht aus der Weinlaune heraus, war lustig wie ein Rothkehlchen, so lange er noch bei Besinnung war, und hernach das Stichblatt der ganzen Jagdgesellschaft, wann er ›über See‹ war. Dabei aber zeigte er sich trotz seiner noch fühlbaren körperlichen Schwäche doch unermüdlich und als einen der besten Schützen, und feierte Triumph über Triumph, unter deren Eindruck er auch ignorirte, daß man ihn nur uhzen wolle.

Aus den zwei Tagen wurden fünfe und da Alex nie ganz nüchtern wurde, so konnte ihn auch keine Sehnsucht nach Weib und Kind übermannen. Am Mittwoch Abend nach einer großen Jagd saß ein Dutzend Schützen mit Alex zusammen im Wirthshaus zu H\*\*\*, und die Becher kreisten wacker nach der Mahlzeit; man sang, muscirte und tanzte, und Alex war kreuzfidel und belustigte die ganze Gesellschaft durch Studentengeschichten, die er mit einem derben kernigen Humor erzählte. Er war wieder ganz das alte ›Kneipgenie‹, wie in seinen besten Zeiten, wo er jedes Mal der Magnet aller Biertische gewesen. Dabei rauchte er wie ein Heide und trank wie ein alter Student, und endlich kam er in's Bramarbasiren und Renommiren hinein, erzählte von seinen Duellen, prahlte mit seinem Muth und vermaß sich, noch jetzt Stückchen

zu vollführen, die ihm keiner nachthue. Der Lindenwirth, der von lange her einen Span auf Alex hatte weil dieser die Linden-Sophie ausgeschlagen, lachte ihn aus, hieß ihn einen Hasenfuß und bot ihm eine Wette an, daß er in dieser selbigen Nacht doch nicht die Courage haben würde, auf einen Dachs in der Steingrube anzustehen, weil jener düstere abgelegene Waldtobel als spukhaft verrufen sei. Alex nahm die Wette an, und bedingte sich nur aus, daß man ihm den Dachsfinder des Forstschützen mitgebe. Die Vernünftigen und Besonnenen unter den Gästen riethen ihm von dem tollen Streiche ab und tadelten die Anderen, aber die Wette war nun einmal gemacht, und alles Abrathen und Warnen half nichts: kurz nach Mitternacht ließ sich Alex eine Feldflasche mit Branntwein füllen, nahm den Hund an die Leine, hing sein Gewehr um und ging.

Es war bitter kalt; der leichte Schnee knirschte unter den Sohlen, und ein eisiger Nord fegte über das Hochplateau hin.

»Ihr hättet den Apotheker nicht gehen lassen sollen – wenigstens nicht allein,« sagte der Förster von Büchenbronn. »Der arme Teufel hat ›hoch‹ und könnte sich zu Tode fallen.«

»Sei nur ruhig, Alter,« erwiderte ihm der Försterheinz. »Der Alex ist ein Schalk, und viel zu bequem um eine Nacht außer den Federn zuzubringen. Dießmal ist der Lindenwirth der Genarrte, denn ich wette, bis ich nach Hause komme, liegt Alex schon im Bett und schnarcht selber wie ein Dachs.«

»Ja, das sieht ihm ganz ähnlich – es wäre nicht der erste ähnliche Uhz, den er Einem angethan hätte,« bestätigten die Anderen, und beruhigten damit den alten Förster aus Büchenbronn.

Alex war jedoch noch nicht in der Gaststube des Steinbacher Forsthauses, als der Försterheinz um eilf Uhr Nachts nach Hause kam, und erschien auch binnen einer halben Stunde nicht. Da ward dem Heinz die Zeit zu lange, und er legte sich schlafen, nachdem er die Hausthüre nur angelehnt und die Hunde eingesperrt hatte. Als er aber am andern Morgen aufstund und in der Gaststube nachsah, war Alex's Bett unberührt, und Hensgen und Farner schliefen noch. Jetzt ward es dem Heinz etwas graulich bei der Sache, die er nun mit anderen Augen ansah, als Nachts beim Glase. Er weckte die Gäste, und theilte ihnen mit, daß Alex nicht nach Hause gekommen sei. Sie machten ebenfalls lange Gesichter und als sie zum Frühstück herunterkamen und die Försterin nach dem Apotheker fragte, wollte keiner mit der Sprache heraus, so daß auch sie ernstlich besorgt wurde und ausrief: »Ihr habt dem armen Huland einen Possen gespielt, nicht wahr? Ich sage Dir, Heinz, daß ich Dir all mein Lebtag kein gut Wort mehr gebe, wann ihm etwas zugestoßen ist. Ohnedem fand ich gestern Abend auf Deinem Schreibtisch den Brief an den Apotheker noch, den schon am Sonntag früh der Tafelmüller brachte.«

»Na, flenne nur nicht gleich, Rieke!« versetzte der Förster barsch. »Was wird's denn mit dem Pillendreher viel sein? Vermuthlich hat er gestern Nacht im Hirschen noch

seine volle Ladung gehabt, und da haben sie ihn auf die Bank gelegt.«

Die Försterin schüttelte ungläubig und finstern Blicks den Kopf, und ging aus der Stube. Die Männer aber hingen schweigend ihre Taschen und Gewehre um und gingen auf den Sammelplatz, wo alle Anderen nach Alex fragten, aber niemand von ihm wissen wollte. Endlich kam der Forstschütz mit dem Hunde, und berichtete, das Thier sei am frühen Morgen allein und heulend nach Hause gekommen.

»Wenn nur dem Herrn kein Unglück begegnet ist!« setzte er hinzu; »Herr Huland wußte ja sonst wohl einen Hund zu führen.«

»Na, wird wohl gar!« versetzte Heinz barsch; »er hat den Hund vielleicht geschlagen und dieser ist ihm davon gelaufen. Vorwärts! aufgebrochen! Ordne Er die Treibwehre, Finkert, und nun nach den Steingruben – wir wollen dort in der Nähe jagen.«

Ein banges erwartungsvolles Schweigen unterwegs ersetzte die sonstige Munterkeit beim Ausmarsch, und zeigte, daß eine trübe Ahnung auf allen Gemüthern lag. Und sie war nur allzu begründet; denn als man zu dem Dachsbau in dem Waldtobel kam, begann der kleine Dachsfinder des Forstschützen zu heulen und zu bellen, riß von der Leine ab, brach voraus in die Busche und führte die ganze Jagdgesellschaft zu einer gewaltigen Samenbuche, aus deren Wurzeln zwischen Farnkraut und Brombeerranken der Alex auf dem Gesichte lag, – das Gewehr neben ihm.

Einer der Jägerburschen wollte ihn aufheben, prallte aber erschrocken zurück und rief: »Herrgott Vater! er ist scheidstarr und eiskalt! er ist erfroren!«

Todt war er, das war unbestreitbar: der Chirurg von H\*\*\* wollte ihm noch eine Ader schlagen, aber es floß kein Blut mehr. Man schaffte die Leiche in das nächste Mühlgehöfte und stellte Rettungsversuche an, aber alles vergebens. Alexander Huland's Schicksal war besiegelt, gleichviel, was auch immer die Ursache seines Todes gewesen sein mochte. Man lud also die Leiche, in Decken eingehüllt, auf einen Wagen und fuhr Goggheim zu. Kurz vor dem Städtchen kam Salomon Hersch dem Tobelmüller entgegen. Beate hatte ihn in der Stadt gesehen und in ihrer Seelenangst nach Alex ausgeschickt, um ihn zur Heimkehr zu bewegen. Nun brachte er ihn, aber in welchem Zustande! Der Jude weinte wie ein Kind, als er um die Dämmerung dem Wagen voraneilte zu Herrn Nagler und diesen bat, seine Tochter auf das schlimmste vorzubereiten. Aber der starke Mann erlag beinahe selbst diesem jähen Schicksalsschlage; wie er das Lebensglück seiner Tochter schnöde und eigenwillig zertrümmert, das war ihm jetzt furchtbar klar geworden.

Wider Erwarten nahm aber Beate die Todesnachricht anscheinend ruhig auf.

»Ich ahnte, daß es noch einmal so kommen würde!« sagte sie mit beinahe tonloser Stimme; »schon vor Jahren träumte ich, Alex sei mir von einer Jagd zurück erschossen in's Haus gebracht worden, und seither blutete

mir jedes Mal das Herz, wann ich ihn nur die Flinte ergreifen sah. Und wie dringend hab' ich ihn gebeten und beschworen, er solle doch diese grausame Leidenschaft aufgeben! Und er hatte mir's gelobt und würde es sicher gehalten haben, wann ihm die Gelegenheit dazu jüngst nicht aufgedrängt worden wäre!«

Und im herbsten thränenlosen Schmerze warf sie sich über die eisige Leiche des Vaters ihres Kindes, und der Schmerz, ihn so verlieren zu müssen und zu einer Zeit, wo sie noch auf Besserung und Umkehr von seiner Seite gehofft hatte, brach ihr beinahe das Herz.

Der Tod sühnt und versöhnt. Das schauderhafte Ende des jungen Mannes, der in seinen besten Jahren auf solch jähe Weise und um solch armseliger Ursachen willen aus dem frischen vollen Leben herausgerissen worden war – die Aerzte stritten sich, ob er einem Schagfluß erlegen oder auf den Dachs anstehend vom Schlaf übermannt worden und so erfroren sei – machte auch seine Ankläger verstummen. Der Lindenwirth war entflohen – vielleicht auch um der Ahndung der Gesetze auszuweichen, wegen Handlungen, die ihn des betrügerischen Bankrotts schuldig machten; – Farner und der Försterheinz wurden allgemein dafür angefeindet. Beate aber mit ihrem kränklichen verkrüppelten Kinde beweinte und beklagte den Tod ihres Gatten aufrichtig und reumüthig, denn jetzt, wo die Trennung ihn entsündigt vor ihr geistiges Auge hinstellte, wies ihr Gewissen ihr geschäftig eine Menge von Fällen nach, wo sie es unterlassen hatte,

ihm mit mehr Freundlichkeit und Vertrauen entgegenzukommen und ihn an sich zu ziehen. Wahr ist's: Liebe läßt sich nicht erzwingen; aber sie entsteht vielleicht allmählig aus Vertrauen und Wohlwollen. Nagler bot Alles auf, um seine Tochter zu trösten, und Beate duldete es gleichmüthig; allein es war unschwer zu bemerken, daß sie es eben nur geschehen ließ, um ihm nicht wehe zu thun. Sie sah die Reue und das Mitleid des Vaters, aber in ihren eigenen Schmerz mengte sich etwas von Selbstsucht, welches hinderte, daß das gemeinsame Leid wieder eine Brücke schlug zwischen dem Vater und ihr. Sie gestand sich nicht, was daran schuldig sei; aber Meister Nagler ahnte es: der Unterschleif der Papiere, den er an Ludwig begangen, um seine eigennützigsten selbstsüchtigen Pläne nicht vereitelt zu sehen, hatte den Riß zwischen Vater und Kind unheilbar gemacht.

Auf Einen aber hatte der grauenhafte Tod des Alex wenigstens vorübergehend eine unbeschreiblich erschütternde Wirkung geäußert, nämlich auf den alten Huland vom Freihof. Der schwächliche Greis war ganz zusammengebrochen, als er, unter dem Vorwand einer schweren Erkrankung seines Sohnes in den ›Wilden-Mann‹ berufen, an die Leiche Alexanders trat und die näheren Umstände seines Todes erfuhr. Da mochten jählings in dem verhärteten Gemüthe des alten Geizhalses innere Stimmen laut werden, die ihn anschuldigten, daß er das gräßliche Ende dieses kräftigen, vielseitig begabten und nur aus Verwahrlosung jämmerlich verkommenen Mannes verschuldet habe, indem er von dessen Kindheit an

zu wenig für Alex und zuviel für seinen Mammon gesorgt habe. Und mit diesen peinigenden Selbstverwürfen, die ihn wie höllisches Feuer auf der Seele brannten, stündlich vor Augen, erkrankte er gefährlich und verfiel beinahe dem Wahn. Allein Menschen seines Schlages haben neun Leben, wie die Katzen; er erholte sich allmählig wieder, und schloß sich nun in finstrer Härte noch mehr von den Menschen ab, die er haßte und verachtete, und selbst der Anblick Beatens und ihres Kindes erfreute ihn nicht mehr, denn der Gedanke, daß die werthvolle Apotheke nun dem Jammerkinde gehöre, das gar nicht gehen lernen wollte, und nach dessen Tode an Beaten falle, ließ ihn auch in diesen Beiden, die er doch um seines Sohnes willen hätte lieben sollen, nur Feinde sehen, die ihn um das Seinige verkürzt hatten und die auf seinen Tod warteten. Man sagt wohl, der Schmerz bessere und veredle, aber nur Naturen, die noch weich und empfänglich sind; – Menschen von dem Schlage des alten Hofapothekers, welche ihr Herz in niedrigen Leidenschaften verknöchert haben, werden durch Leid und Trübsal nur noch mehr verbittert und menschenfeindlich.

11.

Beate hatte zu Neujahr nach dem Tode ihres Gatten die Apotheke an einen jungen Mann aus Goggheim verpachtet, welcher ein Schulkamerad und Gespieler von Ludwig gewesen war und im ›Wilden-Mann‹ seine Lehrzeit bestanden hatte. Sie selbst aber kaufte ein kleines Haus in einem Garten vor dem Oberthor, und lebte hier mit ihrer

Magd und ihrem siechen Knaben ganz stille und zurückgezogen in der größten Bescheidenheit und Einfachheit. Schon seit geraumer Zeit hatte sie nur in der Religion und einem aufrichtigen werkthätigen Christenthum Trost und Stütze für ihr verfehltes Leben gefunden, und war dadurch vor allen möglichen Verirrungen bewahrt geblieben, welchen alleinstehende Frauen so oft verfallen. Kleiderpracht und Eitelkeit waren ihr ferne, und ohne dem Umgang mit gebildeten Menschen auszuweichen, beschränkte sie denselben nur auf einen kleinen ganz gewählten Kreis. Geld und Reichthum aber hatten in ihren Augen auch keinen vorzugsweisen Werth, und sie gab gern und mit vollen Händen den Armen und Nothleidenden von ihrem reichen Einkommen. Bewerbungen um ihre Hand, die natürlich nicht ausblieben, schlug sie gleich von vorneherein entschieden aus, und erklärte bestimmt, daß sie sich nicht wieder verheirathen werde.

Schlicht und geräuschlos waltete sie in dem kleinen Anwesen, das schön und romantisch vor der Stadt an einem sonnigen Hügel gelegen war, umgeben von einem hübschen Garten, angelehnt an den Fuß eines Weinbergs. Die Verpflegung ihres armen Richard, der zwar schwach und verkümmert an Körper aber nicht von unempfindlichem Geiste war und die geistige Pflege der Mutter durch eine ungewöhnliche Frühreife lohnte, die Beate eher zurückdämmen mußte, als forderte, – ferner die Besorgung ihres kleinen Hauswesens, die Sorge für ihre Armen und Schützlinge, füllten nebst guter Lektüre, die ihr der Stadtpfarrer auswählte und verschaffte, und

etwas Musik ihre ganze Zeit aus. Ein abgeschiedenes und doch nicht nutzloses Leben! Sie hatte sich ein Piano angeschafft und das Klavierspiel wieder geübt, das sie in der Residenz begonnen hatte. Aber man hörte gewöhnlich nur ernste Musik aus dem kleinen Häuschen heruntertönen. Die Leute nannten sie darum eine Frömmlerin, allein Beate war es nicht: sie war nur ein Gemüth, das in der Religion die Kraft und Stütze gefunden hatte, deren es bedurfte, um ein ungewöhnlich prägnantes Lebensloos zu tragen.

Und was für Gedanken, Ideen und wache Träume schlichen sich in diese Muße und Stille ihrer Abgeschiedenheit ein? hör' ich im Geiste manche meiner schönen Leserinnen fragen; hatte sie Ludwig ganz vergessen? – Mit nichten. Wie sie sein Andenken unmittelbar nach jener Mißhandlung durch Alex gewaltsam aus ihrer Seele verbannt hatte, um ihren Pflichten gegen den Gatten selbst in Gedanken nichts zu vergeben, so hatte sie es auch eine Zeit lang nach dem Tode ihres Gatten gehalten. Allein ganz allmählig tauchte die Erinnerung an den Jugendfreund doch wieder in ihr auf und füllte manche Viertelstunde ihrer Einsamkeit aus, und es wollte sie bedünken, daß es der *Wittwe* nicht mehr verboten sei, an den Fernen zu denken, obschon er für sie so gut wie verschollen war und sie weder seinen Aufenthalt kannte noch wußte, ob er nicht ebenfalls schon verheirathet sei. So viel sie von ihrem Vater vernommen, hatte Ludwig nicht einmal den Empfang jener Papiere dankend bescheinigt noch irgend etwas weiter von sich hören lassen.

Daß er sich aber vielleicht verheirathet und irgendwo in Preußen niedergelassen, das erschien ihr durch seine Nachforschung nach jenen Papieren behufs der Auswanderung höchstwahrscheinlich. Und wenn sie sich auch einerseits sagen mußte, daß man durch Nachforschungen nebst etwas Aufwand von Geld und Geduld bald sein Verbleiben erfahren und so ihre gespannte Neugierde seinedhalb befriedigen konnte, so sah sie sich doch durch eine gewisse weibliche Scheu und Befangenheit davon abgehalten. Sie selbst gewann es nicht über sich, diesen Schritt zu thun, und sie hatte keinen vertrauten Freund, den sie darum hätte angehen können. So lebte sie denn in ihrer bescheidenen Dunkelheit dahin, und zeigte sich nur selten im Städtchen, – beinahe nur auf dem Gang nach der Kirche, nach dem Friedhofe zu Alex's Grabe, das sie mit einem Denkstein geschmückt hatte, zu ihrem Vater oder auf den Freihof hinaus zu dem alten Hofapotheker, welcher sie allerdings nicht immer freundlich empfing.

Inzwischen war eine Zeit hereingebrochen, welche dazu angethan war, die Menschen einander näher zu rücken und das Bedürfniß gegenseitiger Anlehnung zu lehren. Dem gesegneten Weinjahre 1846 war in dem reichen Süden ein Winter gefolgt, der sich durch Theuerung und Hunger ein schreckliches Andenken gemacht hat. Jammer und Noth waren allerwärts, nur nicht bei den reichen Hofbauern und Landwirthen, welche zwei und drei Ernten auf den Speichern liegen hatten, die sie nun zu fabelhaften Preisen verkauften. Der alte Hofapotheker

auf dem Freihofe war auch einer von dieser Sorte, und konnte sich in Gold wälzen, war aber eben darum wohl härter als sonst jemand. Auch in Goggheim war große Noth, trotz seiner fruchtbaren Umgebung, und die wohlhabenden Bürger mußten sich selbst sehr besteuern, um die Armen durchzubringen. Die Gemeinde hatte einzutreten, um Lebensmittel und Vorräthe herbeizuschaffen, und als es verlautete, der alte Huland vom Freihofe habe der Gemeinde nicht einmal von seinem Waizen und Roggen ein Quantum unter dem Marktpreis ablassen wollen, erbitterte er die Armen so sehr gegen sich, daß er sich gar nicht mehr im Städtchen sehen lassen durfte, und man ihm zwei Heufeimen dicht vor dem Freihofe Nachts in Brand steckte. Nun freilich machte ihn die Angst weich, und er sandte eine Fuhre Kartoffeln und eine Fuhre Mehl unentgeltlich in die Stadt zur Vertheilung unter die Armen. Aber die Sühne kam zu spät und tilgte den Groll nicht aus, und selbst Beatens Mildthätigkeit, welche die armen Kinder kleidete und speiste und mit vollen Händen gab, vermochte den Ingrim gegen ihren Schwiegervater nicht zu versöhnen, der erwiesenermaßen auch noch in Getraide spekulierte und durch Schlome und Andere aufkaufen ließ, was an Hartfrucht und Kartoffeln zu bekommen war.

Auch Meister Nagler hatte sich während des Hungerjahres einen guten Namen gemacht, und namentlich im Frühjahr 1847 auf eigene Kosten Getraide aus Holland kommen lassen und ohne Nutzen verkauft, sowie durch Straßenbauten und andere öffentliche Arbeiten, die er

in der Gemeinde anregte, für die Beschäftigung der Armen gesorgt. Aber er vermochte nicht mehr so viel zu leisten, als er gerne gethan hätte, denn seine Kraft war gebrochen und unterwühlt durch innern nagenden Gram. Der Sommer, der auf jenen Schreckenswinter folgte, verzehrte noch einen weitem Theil seiner Kraft, und der Schrecken über den Widerhall, welchen die Pariser Februarrevolution in Deutschland und insbesondere in dem kleinen Heimathlande des alten Nagler fand, ward ein Nagel mehr zu seinem Sarge. Der Maimond jenes ereignißreichen Jahres schüttelte seinen Blüthenschnee auf Herrn Nagler's frisches Grab; es war ihm, der stets ein streng-monarchisch gesinnter treuer Unterthan gewesen, nicht mehr beschieden, das deutsche Parlament zusammentreten zu sehen, auf welches die Nation so viele, leider größtentheils illusorische Hoffnungen gesetzt hatte; er hatte den Schmerz nicht mehr erlebt, das mit Füßen treten zu sehen, was ihm heilig war: Recht, Sitte, Ordnung, Eigenthum, Obrigkeit.

Wir wollen hier keine politischen Ansichten verzapfen, aber gesagt muß es doch um der Wahrheit willen werden, daß das deutsche Volk Grund genug hatte, mit der ›väterlichen Regierung‹ seiner Fürsten vor 1848 unzufrieden zu sein. Die wenigsten Regierungen hatten dem Streben

ihrer Unterthanen nach Entfaltung einer rührigen Gewerbethätigkeit und nach der Entwicklung und Ausbeutung aller Arbeitskräfte und Bodenschätze die erforderliche Freiheit und Selbständigkeit gegönnt. Die Schreiberwirtschaft der Bürokratie hatte alles beschnitten, gehemmt, benergelt und verkümmert, was den Bürgerstand frei und wohlhabend und unabhängig machen konnte, damit ›das Pack‹ Einem nicht über den Kopf wachse. Am schlimmsten aber stand es in den Standesherrschaften, wozu auch die Gegend von Goggheim gehörte; da waren die Steuerlast und die amtliche Bedrückung doppelt gewesen und gepaart mit Wildschaden, mit Aussaugung durch die Schutzjuden, mit unendlicher Zerstückelung der Bodenfläche, mit den drückendsten Feudallasten und Lehensabgaben. Darum war auch Goggheim einer der Herde der Bewegung, und die ganze Umgebung entschieden republikanisch gesinnt. Der Tod des alten Nagler hatte der Bewegungspartei das vielgelesene, ehemals für freisinnig geltende aber streng-constitutionelle Anzeigebblatt in die Hände gespielt, welches nun sammt der Buchdruckerei und dem Hause durch Kauf in den Besitz eines exaltirten jungen Mannes übergegangen und zum wildesten Organ der rothen Demokratie geworden war. Der politischen Bewegung in Goggheim mengte sich noch ein wilder Haß gegen den Besitzstand bei, und alle wurden angefeindet, bei welchen man Kapital- und Grundbesitz vorhanden wußte oder vermuthete. Der größte Haß aber galt dem alten Huland, und selbst auf dessen Schwiegertochter fiel noch ein Theil dieser Anfeindung,

obschon sie ihn sicher am wenigsten verdient hatte. Beate fühlte sich bald nicht mehr sicher in ihrem Häuschen vor dem Oberthore, und zog daher in das zweite Stockwerk des ›Wilden-Manns‹ herein, da sie die Apotheke dem kleinen Richard erhalten wollte, falls derselbe, wie sie hoffte und vom Himmel erbat und wie die Aeufferungen der Aerzte erwarten ließen, ihr bei Leben erhalten werden sollte.

Wie es damals in unserm deutschen Süden zugging, das ist gewiß noch allen unseren gereiften Lesern in treuem Andenken. In Goggheim insbesondere ging es wild und toll her, und die ruhigen und besonnenen Bürger sahen sich erst wieder einigermaßen sicher und geschützt, als nach der Vereitelung der bekannten Putsche von Hecker und Struve die Bundesexekutionstruppen einrückten und die exaltirten Köpfe einschüchterten oder vertrieben. Mit den Hecker'schen Schaaren waren auch eine Menge junger Leute aus dieser Gegend in die Schweiz hinübergeflüchtet, und viele Hofbauern, Oekonomen und andere Gewerbende, deren Betrieb nicht unter den Zeitverhältnissen gelitten hatte, wie zumal die Bierbrauer und Wirthe, hatten Mangel an Arbeitskräften. So war's auch auf dem Freihofe.

Eines Sommertages schleppte sich unser alter Bekannter Salomon Hersch mühsam und müde mit seinem Quersack auf der Schulter die Landstraße entlang, welche über die Hügel nach Goggheim hinunter führte. Die letzten Zeiten waren an dem alten Mann auch nicht ohne tiefe Eindrücke vorüber gegangen; er war stark gealtert,

und das Stocken des Erwerbs, mancherlei Kränkungen und Mißhandlungen, welche ihm wie all seinen Glaubensgenossen widerfahren waren, hatten ihn noch scheuer und hagerer gemacht, als er schon zuvor gewesen. Gerade heute war ihm das Herz schwerer als je, und Hunger und Durst plagten den halb Verschwächeten, welcher schon seit dem frühesten Morgen unterwegs war.

Jetzt näherte er sich dem Walde, und hörte schon die Quelle rauschen, wo er ein Viertelstündchen rasten und eine Brodrinde essen wollte. Als er aber seitwärts von der Straße abbog, sah er auf der Bank an der Quelle schon einen Handwerksburschen, der ihn aufmerksam beobachtete und ihn fest in's Auge faßte, ihn aber beim Näherkommen freundlich grüßte. Der Handwerksbursche schien guter Leute Kind zu sein, denn er hatte einen neuen und gutgefüllten Tornister bei sich, und sein Gesicht verrieth eine für diesen Stand ungewöhnliche Intelligenz, obschon der stechende Blick seiner unruhigen Augen und die Schmalheit und Hagerkeit seiner Züge ihm etwas Raubthierartiges verliehen. Salomon empfand etwas wie ein leises Grauen vor diesem Menschen und doch muthete ihn in dessen Erscheinung etwas Bekanntes an, irgend eine Aehnlichkeit, die ihm auffiel, obschon er nicht zu sagen vermochte, wo er dieses Gesicht oder ein ähnliches schon gesehen habe.

Allein der junge Mann war gesprächig und band schnell eine Unterhaltung mit dem alten Juden an, dem er erzählte, er komme aus Nordamerika, wo er acht Jahre

gearbeitet habe, und sei nun heimgekehrt, um seinem Vater im Gewerbe beizustehen, der in einem Städtchen im Bayrischen eine Bierbrauerei besitze. Allein schon in Rotterdam, woher er komme, habe er von auswandernden Landsleuten erfahren, daß sein Vater jüngst gestorben und verdorben und seine Geschwister weggezogen seien, und er würde sogleich wieder umgekehrt sein, wenn er die nöthigen Mittel gehabt hätte; aber leider sei er in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Rotterdam in einer Herberge um all sein Geld bestohlen worden und habe nun keine andre Wahl, als bei irgend einem Brauer oder Böttcher, wo er Arbeit finde, auf seiner Profession so lange zu arbeiten, bis er sich genug zusammengespart, um noch einen Besuch in der Heimath zu machen und dann für immer nach den Vereinigten Staaten zu gehen.

Diese plausible Erzählung machte den Juden zutraulich, und er erzählte dem Küfergesellen, er komme gerade von Mainz, wohin er seine beiden jüngsten Söhne gebracht, die eben nach Amerika auswanderten, um nicht zu Soldaten gemacht oder zu Freischärlern gepreßt zu werden.

»Da habt Ihr Recht, Alter!« meinte der Handwerksbursche; »hier hüben ist es doch all nichts – nur Druck und Schlechtigkeit allerwegen; man tritt den Armen mit Füßen, und stiehlt ihm sein Recht sogar vor Gericht, wann er es mit einem reichen Schurken zu thun hat. Drüben aber gilt keiner mehr als der Andre; und redliche Arbeit lohnt sich auch. Aber weil wir da gerade von der Arbeit reden, Rüb, – Ihr seid ja wohl aus dieser Gegend, nicht

wahr? – könntet Ihr mir nicht Arbeit auf meiner Profession verschaffen? Es sollt' mir auf ein gut Trinkgeld nicht ankommen, und schaffen kann ich für Dreie! Das lernt man dort drüben über dem Wasser.«

»Mai,« sagte Salomon nachdenklich, »es werd' sich wohl 'was finden für Euch, wann wir kommen nach Goggheim.«

»Goggheim? Ja, auf der Herberge in Walbrück sagte mir der Herbergsvater, in der großen Brauerei bei Goggheim auf einem Hofgut sei ein Küfergesell nöthig!«

»Wo heißt? Auf idem Freihofe vielleicht bei Herrn Hulan?«

»Ja, wenn mir recht ist, nannte der Herbergsvater diese Namen,« versetzte der Bursche treuherzig. »Kennt Ihr den Brauer?«

»Ob ich ihn kenne? Machen wir doch schon Geschäftcher mitsammen seit dreißig Jahren, und der alte Salomon gilt etwas beim Hofabedeger. Nu, wann der werd' brauchen einen Küper, so sollst Du haben die Stelle, mein Sohn, wenn ich vor Dir gut sage. Und nun komm, und laß uns aufbrechen, daß wir noch kommen vor Abend auf den Freihof.«

Beide machten sich auf den Weg, schritten im Waldschatten rüstig fürbaß und hatten genug zu plaudern. Martin Schrank, wie sich der Küper nannte, erzählte dem alten Schlome von Amerika, und wie gut sich dort ein gewandter fleißiger Bursche befinde, und wie ein simpler Arbeiter just so viel Recht habe als der reichste Kaufmann, und wie dort das Land noch so wohlfeil sei und

mit Handel und Wandel ein gewaltig Stück Geld zu verdienen, was dem beklommenen Gemüth des Schlome wohlthat und sein gepreßtes sorgenvolles Vaterherz erleichterte.

Und als der Küfergeselle dann nach seinem präsumtiven Brodherrn Huland sich erkundigte mit dem berechtigten Interesse Eines, der auch wissen will, in was für Hände er kommt, da gab ihm der Jude Auskunft genug über den alten Hofapotheker und wie derselbe zu dem mächtigen Gut gekommen sei, an dem sich der Goltermann verharret und verblutet habe.

»Mai, Ihr werdet haben einen schweren Stand mit dem Mann, denn er ist hart und geizig!« sagte Salomon; »das Gesinde geht bei ihm aus und ein wie in einem Taubenschlag und keiner bleibt länger als er muß; auch hat ihn keiner gerne, und keiner würde rühren eine Hand vor ihm, könnt' er ihn damit retten vom Ertrinken!«

»Schlechte Aussichten!« sagte der Küper; »aber Muß ist ein harter Schluß, und ich muß eben fürlieb nehmen; denn die Arbeit ist rar. Ich hab' mich schon in manchen Narren schicken gelernt. – Aber was ist denn aus dem Andern geworden, dem Goltermann, dem der Freihof früher eignete?« fragte er so obenhin.

»Mai, wie soll ich's wissen?« erwiderte Schlome; »was werd' denn aus die Leut' wann sie verlumpen? Man sieht sie noch eine Weil, und dann wächst Gras über sie. Er hatte zum Glück nicht viele Kinder, der Goltermann; sein Aeltester ist gegangen in die Fremde vor vielen Jahren

und ist nichts mehr von ihm gehört worden, und die anderen zwei Söhne sind verschollen. Die Tochter aber ist gegangen in Dienst zu ein adeligs Fräulein in Mannheim, wo ich ihr hab gesehen vor zehn Jahren, und wo der Alte auch ist gewesen und hat abgeschrieben vor die Doktors und Procurators vom Hofgericht. Das ist alles was ich weiß.«

»Hm, das ist hart für die Kinder,« sagte Schrank so gedankenvoll; »und bei dem Handel zwischen dem Goltermann und dem Apotheker ist es wohl auch nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen? Der Huland hat ihn wohl tüchtig über den Löffel balbiert?«

»Nu, ich, kann's nicht sagen! der Salomon bläst nicht, was ihn nicht brennt. Aber es war Matthäi am letzten, als der Goltermann kam zum Hofabedeger, und da muß' er sich wohl bequemen zu jeder Bedingung,« sagte der Jude ausweichend und gab dem Gespräch eine andre Wendung.

Es dämmerte schon, als die Beiden auf dem Freihof ankamen, und der Jude seinen Schützling dem Hofapotheker vorstellte, der nach genauer Musterung des Aeußern und des Wanderbuchs den Schrank sogleich anstellte und dem Juden ein Trinkgeld versprach, während Schrank ihm einen Thaler in die Hand drückte, als ihm der Jude die Schlafstelle zeigte.

Martin, wie er nun hieß, war ein anstelliger Bursche; schon nach einigen Tagen wußte er im ganzen Hause Bescheid als wär' er darin aufgewachsen, kannte den

Lagerbier-, den Winter-, den Schank-Keller, die Stellfässer, das Faßhaus und den Malzboden wie seine Hosentasche, arbeitete für zwei, ließ sich mit den anderen Gesellen nicht mehr ein, als eben zum Geschäft nöthig war und arbeitete, wie man zu sagen pflegt, noch mehr mit dem Kopf als mit der Hand. Und da er kein Säufer und Grobian war und im Rechnen und Schreiben gewandter wie seine Mitgesellen und nicht am Sonntag und Feierabend fortlief in die Wirthshäuser und überhaupt es vermied, sich in Goggheim herumzutreiben, – so konnte es nicht fehlen, daß der argwöhnische Huland, dessen Blicken nichts entging, vor dem Martin Respekt bekam und er ihn auszeichnete. Der Martin aber that gar nicht, als ob er es merke, und blieb sich immer gleich, war um kein Haar breit freundlicher und gefügiger gegen den Herrn, und um kein Haar stolzer oder vertrauter gegen die Mitgesellen, die ihn zwar nicht liebten, aber insgeheim seine Ueberlegenheit doch fühlten und fürchteten. Und als einmal der Niklas, der Oberbrauer, dem das anstellige Wesen und die viele und überlegte Arbeit des Küfers nicht recht gefielen, Anlaß nahm sich an ihm zu reiben, da sah ihn der Martin mit ein paar Augen an, daß dem Niklas schwül dabei ward und er ihm ein paar Ohrfeigen für sein freches Glotzen anbot, worauf der Martin vor allen Knechten den baumlangen Niklas unterlief, im Nu an den Boden legte und ihm die Halsbinde zusammendrehete, daß ihm Hören und Sehen verging.

»So treiben wir's in Amerika!« sagte er dann zu dem Oberbräu; »die frechtesten Bengel sind gewöhnlich die

feigsten, zumal wann sie kein gutes Gewissen haben; verstehst Du mich? Dießmal hast Du nur gedroht und ich hab' Dir gezeigt, daß ich Dein patziges Maul nicht fürchte. Schlägst Du aber einmal, so mach' Dein Testament, denn ehe Du Dich versähest, würde Dir mein Bandmesser in's Herz fahren. Ich bin ein *freier* Mann, das merke Dir, und euch Anderen gilt es auch. Laßt mir meine Weise, wie ich euch die eurige lasse; aber wer nicht gekratzt sein will, der reize mich nicht! Ich bin euch *dutchmen* allen gewachsen.«

Der Niklas war froh, als der Martin ihn losließ, und als sie sich am Abend im Füllhause trafen, trat Martin dicht zu ihm heran und flüsterte: »Ich rathe Dir, Du Malzratte, laß mich ungerupft, denn ich weiß mehr als Dir lieb ist und kann schweigen, wenn man mich im Frieden läßt.«

Der alte Huland selbst bekam Respekt vor dem hageren Martin, als er dieß hörte, denn gegen den groben Niklas hatte er als Herr selber gelindere Saiten aufziehen müssen, und die Knechte fürchteten sich nun mehr vor dem Küper, als vor dem Oberbräu. Dieser versuchte anfangs den Martin zu verdächtigen; als er aber beim Herrn kein Gehör fand und dieser ihn hart anließ, da er im Stillen schon den Martin zum Oberbräu bestimmt hatte, so drohte Niklas mit seinem Austritt zu Michaelis.

»Dein Ziel ist zu Lienhard,« gab ihm der Hofapotheker zur Antwort; »wer früher kündigt, bricht den Contract! das hast Du gethan. Von heute an gibst Du dem Martin die Kellerschlüssel ab und besorgst nur den Malzboden.«

»Nimmermehr!« brüllte der Oberbräu, »so laß ich nicht abschaffen!«

Der alte Huland zuckte die Achseln. »Du hast mir selbst den Stuhl vor die Thüre gesetzt,« sagte er kalt; »der Buchhalter und der Christoph sind Zeugen. Noch bin ich Herr im Haus, wenn ich Dich auch verwöhnt habe. Gefällt Dir nicht was ich Dich anweise, so geh' vor Amt und belange mich. Ich werde dann ein paar Juden gegen Dich schwören lassen und einige frühere Knechte, und wir wollen dann sehen wer's gewinnt.«

»Oho, dann geh' ich lieber auf der Stelle!« rief der Niklas und wechselte bei allem Poltern die Farbe.

»Das soll ein Wort sein, Niklas! Geh sogleich; der Buchhalter soll dann am Sonnabend mit Dir abrechnen. Bist Dir aber beim Ave-Maria-Läuten noch unter meinem Dache, so laß ich es den Martin wissen, daß Du den Fuchsschwänzer gemacht hast und ihn bei mir hast anschwärzen wollen. Bin begierig, was dann herauskömmt!«

Wuthschäumend und doch gedemüthigt packte Niklas seinen Koffer und ging zur Stunde unter Schimpfen und Fluchen und stieß die gräßlichsten Drohungen gegen seinen Brodherrn aus. Martin aber ward zum Oberbrauer ernannt und den andern Gesellen bedeutet: wem dieß nicht behage, der könne dem Niklas Gesellschaft leisten!

## 12.

Es war um Fastnacht des Jahres eine Zeit wo es die Zeitungsschreiber, die Schenkwirthe und die Bierbrauer

am besten hatten, denn Zeitungenlesen, Biertrinken und Kannegießern waren nun die einzigen Beschäftigungen der Männer, und dazu hatten auch die Aermsten Geld. Darum ging es auch dem alten Huland auf dem Freihof ganz königlich gut, ja vielleicht besser als manchem Könige zu jener Zeit. Seit Martin Oberbrauer war, lieferte die Brauerei ein vortreffliches Bier, das weithin berühmt war und von den Wirthen nah und fern mit eigenen Pferden geholt ward. Er konnte nicht genug brauen, und man holte es beinahe ungegohren. Darum hielt Huland auch große Stücke auf den Martin, obschon er ihn nicht merken ließ, und dieser auch nichts zu bemerken schien, denn er war nach wie vor noch so trocken, wortkarg und finster wie am ersten Tage, und gab selbst seinem Herrn kein Wort mehr als eben nöthig war. Aber sein Geschäft verstand er und auf Ordnung hielt und seine Leute schützte er ohne Ansehen der Person dessen, der ihnen zu nahe treten wollte. Jeden Abend, wenn die letzte Fuhre heimkam, ging er zu dem Hofapotheker auf das Bureau, gab sein Tagebuch und die eingenommenen Gelder ab und ließ sich beides in seine Schreibtafel quittiren. So prompt und geordnet war noch kein Oberbrauer auf dem Freihof gewesen. Huland ließ einmal den Martin durch den Buchhalter ausholen, ob er sich nicht verheirathen und ansiedeln wolle, wozu ihm dann der Herr einen Gewinn-Antheil gegeben hätte, um ihn dauernd an sein Interesse zu fesseln, denn er fürchtete, irgend ein Konkurrent könnte ihm den Martin abfangen. Allein der trockene Oberbräu erklärte rundheraus: er gedenke nicht

in Deutschland zu bleiben, wo es ihm alle Tage schlechter behage, sondern er wolle wieder zurück nach Amerika, sobald er sich ein Stück Geld verdient habe.

Am Montag in der Fastnacht hatte die Bürgerwehr in Goggheim einen großen Ball, welchen der Buchhalter und der Verwalter von der Kunstmühle besuchen wollten, denn sie waren ja beide auch bei den Bürgermusketieren. Niklas aber wollte an diesem Abend ›seine Braut verschenken‹, wie man dort zu sagen pflegt, d. h. er wollte seinen Polterabend feiern und seine Bekannten dabei bewirthen. Er heirathete nämlich ein Mädchen aus Goggheim und wollte sich daselbst als Bier-Zäpfler niederlassen, und hatte zu diesem Ende mit dem alten Huland Friede gemacht und ihm ein kleines Kapital abgeborgt um ein Haus zu kaufen und sein Bannwirth zu werden, d. h. kein anderes Bier zu verzapfen als solches von dem Freihofe. Zu diesem Polterabend hatte er die Knechte und Gesellen aus der Brauerei und auch Martin eingeladen, der jedoch ablehnte, aber wie er sagte den Anderen den Spaß nicht verderben wollte. Nur die beiden Gesellen welche den Sud und die Kühle zu besorgen hatten, mußten dableiben. Die beiden Mägde, von den Knechten überredet, waren aber eingekommen, um neun Uhr, wann der Alte zu Bette gegangen sein würde, zum Fenster in der untern Küche hinauszusteigen und hehlings auch nach Goggheim hineinzugehen, um ein Tänzchen mitzumachen. Um halb zehn Uhr war daher der ganze Freihof grabesstill, bis auf die beiden Hunde an der Kette.

Das Herrenhaus auf dem Freihof, worin der Hofapotheker im oberen Geschoß wohnte, während die Zimmer des Buchhalters und des Verwalters das Bureau und der Speisesaal die Räume des unteren Stockwerks einnahmen, war an das Brauereigebäude so angebaut, daß beide die Form eines lateinischen *T* hatten. Den kurzen Stamm bildete das Herrenhaus, den oberen langen Querflügel das Brauhaus mit Zubehörden. In dem Winkel links vom Herrenhaus, wo beide Gebäude zusammenstießen, war das Braustübchen gerade zwischen Kesselhaus und Kühle so eingerichtet, daß von dem Stübchen aus je ein Fenster in einen dieser Räume hineinreichte um die Leute zu beaufsichtigen. Dicht neben dem Stübchen führte eine Treppe hinauf zu den Malzdörren und Speicherräumen, die sich zum Theil über den Dachboden des Herrenhauses erstreckten. Diese topographischen Einzelheiten bitten wir zu beachten.

Martin war an jenem Abend wie gewöhnlich in dem Braustübchen, ging bald in der Kühle, bald im Sudhause ab und zu und half bald den beiden Leuten, die ihre Tour bis elf Uhr hatten und dann von zwei Anderen abgelöst werden sollten, welche von Niklas Polterabend zurückkehrten, worauf die Abgelösten noch in die Stadt gehen wollten, um ebenfalls noch etwas von dem festlichen Abend zu profitiren. Martin war ganz wie gewöhnlich und nur in Sorgen, ob der Anton und der Franz auch rechtzeitig aus der Stadt kämen und nicht zu sehr ›angerissen‹ wären. Und als diese dann rechtzeitig kamen,

arbeitete er auch mit diesen noch ein Weilchen, reichte ihnen ihren Nachttrunk und befahl ihnen dann bei dem mindesten Anstand ihn ja zu wecken, da er jetzt auf ein Stündchen im Braustübchen schlafen wolle, um hernach gleich wieder zur Hand zu sein. Und in der That war auch Franz kurz nach Mitternacht in's Braustübchen, um sich neue Talgkerzen zu bitten, und mußte Martin wecken, der im Sorgenstuhl lag und schlief. Dieser reichte dem Brauknecht die beiden Kerzen, allein kaum war letzterer wieder draußen auf der Kühle beschäftigt, so sprang Martin auf, streifte die Schuhe ab und eilte flüchtig und lautlos die Treppe hinauf bis in's zweite Stockwerk. Hier stand ein alter Kleiderschrank von schwersten Eichenholzschnitzwerk gerade der Treppe gegenüber, und enthielt die Kleider der Fuhrknechte. Martin öffnete geräuschlos dessen Thüre, schob die Kleider beiseite und ein Brett in der hintern Wand des Postens zurück und öffnete dann mit einem mitgebrachten Schlüssel eine Thüre, welche in eines der Wohnzimmer des Herrenhauses führte, – eine Thüre von welcher vielleicht keiner der Brauknechte eine Ahnung hatte. Nachdem er das Brett der Rückwand wieder in Ordnung gebracht und eine Blendlaterne angezündet, schloß er die Thüre hinter sich, durchschritt das Zimmer und rückte dann an der entgegengesetzten Seite einen Schrank beiseite, welcher eine andre Thüre verbarg und öffnete diese möglichst geräuschlos mit einem Dietrich. Das alles geschah von seiner Seite mit einer Ruhe und Zuversicht, welche auf einen lang vorbereiteten, consequent verfolgten Plan und

auf einen festen kaltblütigen Entschluß deutete, der auch auf das äußerste gerüstet war.

Jetzt stand Martin in der Wohnstube des Hofapothekers und sah beim Schimmer des Nachtlichts, das in einem anstoßenden Alkoven brannte, den Alten schlummernd hinter den Vorhängen seines Bettes liegen. Die Nachtkerze brannte auf dem Nachttisch und daneben lag ein Paar geladener Doppelpistolen mit gespannten Hähnen, die Mündungen der Stube zugekehrt. Einen Moment zauderte Martin; dann aber trat er leise hinzu, erfaßte mit bebenden Händen beide Gewehre und trug sie in das äußerste Zimmer, wo er sie abspannte, kehrte zum Bett zurück und nahm unter dem Kopfkissen leise und vorsichtig ein Tuch hervor, in welches ein Schlüsselbund eingewickelt war. Trotz Martins Vorsicht rührte sich der Greis und sprach im Schläfe. Martin trat hinter die Bettgardinen zurück, aber er reckte die Hand so aus, daß er bei der leisesten Bewegung des Greises ihm nach der Kehle fassen konnte. Als nach einer Weile Hulan's Athemzüge dem Horcher verriethen, daß derselbe wieder schlief, blies Martin das Licht aus und ging mit den Schlüsseln in einen andern Alkoven dicht nebenan, dessen Glathüre dem Bette gerade gegenüber stand, und schloß hier eine Kommode auf, unter deren Deckel eine eiserne Kasse sich befand. Der Deckel dieser Kasse kreischte in den Angeln, als Martin endlich den Schlüssel gefunden und die Kasse erschlossen hatte, und daran erwachte der Hofapotheker und stieß einen dumpfen Schreckensruf aus. Die Finsterniß die ihn umgab,

verwirrte ihn; er tastete nach den Pistolen und fand sie nicht, sondern stieß nur das Nachtlicht um, – er griff nach dem Glockenzug an der Wand und konnte dessen Troddel nicht finden, weil Martin die Schnur zuvor abgeschnitten hatte. In einer wahren Todesangst sprang er empor und wollte aus dem Bett herausstürzen. Da trat ihm Martin aus dem Alkoven entgegen.

»Martin! – um Gotteswillen, was thust Du hier?« ... stammelte er.

»Ruhe, Alter! beim ersten Laut bist Du ein Kind des Todes!«

»Martin! Du ein Dieb?«

»Nein, kein Dieb, sondern nur Einer, der gekommen ist, um zu holen was Du seinem Vater gestohlen hast!« versetzte Martin mit wilder Schadenfreude und stieß den schwachen Greis vor die Brust, daß er auf sein Bett zurückfiel. »Mein Name ist Fritz Goltermann, der Sohn des Mannes, den Du in's Elend gestürzt und von Haus und Hof getrieben hast, – Fritz Goltermann der nun gekommen ist um mit Dir abzurechnen!« ... setzte er mit einem wilden Triumph hinzu, welcher dem Greise das Blut in den Adern erstarren machte. »Rührst Du mir nur eine Hand oder lässest einen Laut hören, so erwürge ich Dich! darum sei ruhig und laß Dich gutwillig binden und knebeln, oder ich thu's mit Gewalt und zünde Dir das Bett unter dem Leibe an!«

»Gnade!« röchelte der Alte athemlos, denn das Knie Martin's drückte ihm auf das Brustbein; »Barmherzigkeit!«

»Narren bauen Häuser und gescheidte Leute kaufen sie,« – dürfen aber nicht lange darin wohnen!« sagte Martin höhrend. »Weißst Du noch, wie Du das meiner Schwester geantwortet hast, als sie Dich kniefällig bat, meinem Vater und ihr noch ein Stübchen als Ausgeding hier auf dem Haus zu lassen? Nun rechnen wir ab – ich hole mir Dein Geld und setze Dir dann den rothen Hahn auf's Dach. Du sollst den Freihof auch nicht mehr haben!«

»Nimm ... mein Geld ... und geh' ... aber ... aber laß ... laß mich los ... laß mich leben!« stöhnte der Alte athemlos.

»Nein, das Geld und das Leben! mein Vater ging hernach in's Wasser vor Elend und Verzweiflung, die Geschwister sind in alle Welt zerstreut. Leonore hat mir Alles geschrieben, und ich habe einen fürchterlichen Schwur gethan, mich und die Meinigen an Dir zu rächen, der Du eine Familie in's Elend gestürzt hast! Jetzt endlich ist die Stunde gekommen, und es juckt mich in den Fingern, Dich zu erwürgen!« Dabei drückte er ihm eine Ecke des Kissens auf Nase und Mund und gab sich den Anschein, als ob er ihn ersticken wollte, aber es mochte ihm nur mehr daran gelegen sein, den Greis Todesangst ausstehen zu lassen.

Mit Einem Mal aber durchlief ein eigenthümliches Zittern und ein krampfhafter Schauer den schwächlichen Körper des Hofapothekers – sein Auge ward gläsern, und der untere Kiefer hing schlaff herab, und er öffnete den

zahnlosen Mund weit, aus dem ein schweres Röcheln hervorpolterte.

Martin sprang erschrocken zurück und murmelte: »Ich glaube, er stirbt wirklich! Ja fürwahr, das Herz steht still, die Angst hat ihn umgebracht!«

Und er zog die Vorhänge am Bette zu, zündete das Nachtlicht wieder an, eilte dann in den andern Alkoven, wo er aus der geöffneten Kasse sämtliches Gold und Papiergeld und Werthpapiere nahm und es in seinen Kleidern unterbrachte, obschon es eine große Summe war, denn der alte Huland hatte erst in den letzten Tagen große Mengen Mehl und Getraides verkauft, und noch einen großen Theil von seinem Vermögen baar daliegen, weil ihm in diesen unruhigen Zeiten keine Bank und kein Staatspapier mehr sicher genug war. Hierauf schloß Martin die Kasse, wickelte die Schlüssel wieder in das Tuch, das er dem Alten unter das Kopfkissen schob, und befühlte mit einem Schauer und Beben den Puls an Handgelenke und Schläfen des Apothekers, aber es war kein Pulsschlag mehr zu verspüren.

Wie von einem bösen Geiste getrieben, kehrte Martin nun auf demselben Wege zurück, wie er gekommen war, und die Willensstärke dieses Menschen war so groß, daß er keine der Vorsichtsmaßregeln versäumte, welche die Möglichkeit einer Entdeckung des Weges, den er nach der Schlafstube des alten Huland genommen, beseitigen konnten. Dann verbarg er seinen Raub an zwei Verstecken, die er sich zuvor schon erlesen, schlich sich die Treppe wieder herunter und trat dann zuerst zu Anton

in's Sudhaus und dann zu Franz in die Kühle mit der Frage: »warst Du nicht vorhin im Braustübchen? mir war im Schlafe, als hört' ich die Thüre gehen. Aber die beiden versicherten den Oberbrauer, daß er geträumt haben müsse, indem sie ihren Posten nicht verlassen hatten, und nun half Martin bald dem Einen bald dem Andern, bis der Tag anbrach und die anderen Dienstboten in übermüthiger Fröhlichkeit und angetrunken aus dem Städtchen zurückkamen.

Das ganze Haus war schon munter und in geregelter Thätigkeit, als es der halbtauben Christine auffiel, wie ungewöhnlich lange der Herr heute schlafe, obschon er doch sonst immer als der erste im Hause munter war. Sie pochte an seiner Thüre, die von innen verschlossen war, erhielt aber keine Antwort. Nach einer Stunde wiederholte sie diese Weckversuche, denn das Frühstück wartete schon längst vergebens. Nun ward sie argwöhnisch und unruhig, und weckte den Buchhalter und Verwalter, die noch ihre Ballstrapazen ausschliessen. Man pochte, erhielt keine Antwort, brach die Thüre ein, die durch viele Riegel verwahrt war, und fand den Herrn des Freihofs im Bette und ohne Spuren eines unnatürlichen Todes.

Diese Entdeckung verursachte zwar einige Bestürzung, aber nur augenblickliche, denn man nahm an, der Alte, den niemand liebte, und dessen Tod niemand Vortheil brachte, sei einem Schlaganfall erlegen. Die Art und Weise, wie er im festverriegelten Zimmer gefunden wurde, ließ ja diese Deutung zu, die auch der obrigkeitliche Todenschauer bestätigte.

Die Herren vom Gericht kamen, legten die Siegel an und nahmen die verschiedenen Verwalter und Dienstleute in Pflicht; auf niemand fiel ein Verdacht, und niemand fand etwas auffallendes darin, daß Martin noch einsylbiger und menschenscheuer war, als zuvor; man schrieb es dem Aerger darüber zu; daß er seine vortheilhafte Stelle möglicherweise verlieren konnte. Der alte Hofapotheker ward mit dem seinem Vermögen entsprechenden Prunke neben seinem Sohne Alex auf dem Goggheimer Friedhof bestattet, aber sein Hingang kümmerte niemanden. Beate war die einzige, die ihn beweinte, denn der Gedanke, daß er ohne Reue in seiner Herzensdürre und Härte hingerafft worden sei, verursachte ihr Grauen, und sie bat Gott um Vergebung für ihn.

Die Volksstimme machte mit dem Verstorbenen kurzen Prozeß: der Teufel hat ihn geholt, hat ihm den Hals zugedreht, hieß es, und als man vernahm, daß in seiner Kasse ein großer Ausfall vorhanden gewesen, und namentlich alles Gold und Papiergeld und mancherlei Anlehenslose und dergleichen gefehlt hatten, suchte man dieß mit der Annahme zu erklären, der alte Geizhals habe dieselben in irgend einem geheimen Versteck aufbewahrt, das nun erst aufgesucht werden müsse, und er werde so lange spuken, bis dieser geheime Schatz aufgefunden sei.

Einige Tage nach der Beerdigung ward das Testament eröffnet, welches der alte Huland hinterlassen hatte. Er bestimmte darin, daß, für den Fall des Ablebens seines siechen Enkels Richard ein Theil seines Vermögens an seine Seitenverwandten fallen, ein anderer Theil, und

insbesondere der Freihof ohne das Mühlgut dem Gogzheimer Hospital zu Theil werden sollte. Das Testament hatte einen formellen Mangel und wäre ungültig gewesen, aber Beate erkannte seine Gültigkeit an, und überließ es den Gerichten, die Erbschaft zu veräußern und in vormundschaftliche Verwaltung zu geben. Es war längst bei ihr fest beschlossen, daß sie an diesem Erbe keinen Antheil haben wolle. Die vormundschaftlichen Behörden stellten sogleich den Betrieb der Brauerei ein und entließen einen Theil des Personals, worunter auch Martin, der sich vereidigen zu lassen weigerte und nun ungehindert von Goggheim abreiste, wo es ihm nicht mehr zu gefallen schien.

13.

Der alte Salomon Hersch allein war der Ansicht, der plötzliche Tod des alten Hofapothekers sei keinem bloßen Zufall zuzuschreiben, sondern der Jude hatte eine unbestimmte Ahnung davon, daß der Oberbrauer Martin nothgedrungen mehr davon wissen möchte oder müßte, als Andere vermutheten. Je länger er diesen Mann angesehen hatte, desto mehr war dem Schlome eine auffallende Familien-Aehnlichkeit mit den Goltermann'schen aufgefallen, und wenn er noch dazu sich erinnerte, wie wunderbar schnelle Martin auf dem ganzen Freihofes sich eingewöhnt und allenthalben so rasch Bescheid gewußt hatte, als ob er schon seit Jahren darin gearbeitet hätte, wenn er ferner des verbitterten und düstern Wesens des Martin und seiner unverholenen Abneigung gegen den

alten Huland gedachte, so kam er mit seinen Muthmaßungen der Wahrheit ziemlich nahe. Er hütete sich aber geflissentlich hiervon zu reden, weil er ja den Burschen auf den Hof gebracht hatte und in keinerlei Ungelegenheiten mit den Behörden kommen wollte; obwohl damals die Polizei und die Rechtspflege im lieben deutschen Vaterlande nicht allzu streng waren und namentlich die Gerichte recht froh schienen, wenn sie nicht allzuviel zu thun hatten.

Allein schon wenige Monate nach Martin's Abreise erhielt der alte Schlome eines Tags einen Brief aus Amerika, den er mit jähem Schreck in die Hand nahm, als er die fremde Handschrift erkannte, denn er fürchtete natürlich nichts Andres, als daß einem seiner Söhne ein Unglück zugestoßen sei und ein Freund oder Bekannter von diesem nun darüber an den Vater berichte, und der alte Schlome hatte seine Kinder sehr lieb, wie sie nur ein armer ehrlicher Jude haben kann, dem der Jahrhunderte alte Druck und die Verfolgung, welche auf seinem Volke liegen, nichts andres gelassen hat als das Glück der Familie und die innigste Anhänglichkeit an die Seinigen. Zitternd erbrach er daher den Brief, allein sein Schreck wich wenigstens zum Theil und verkehrte sich in ein Erstaunen, als er sich mit dem Inhalt desselben bekannt machte. Der Brief kam aus Philadelphia und von Martin Schrank, der sich ihm darin als Fritz Goltermann, den ältesten Sohn des zu Grunde gerichteten ehemaligen Besitzers des Freihofs, zu erkennen gab. Dieser schrieb darin, daß er erst vor Jahr und Tag das unglückliche Ende

seines Vaters und die arglistige Handlungsweise des alten Huland an seinem Vater durch seine Schwester Leonore erfahren, daß er dann bei der Nachricht von den Unruhen in Deutschland sich aufgemacht habe, um sich und seine so schändlich in's Unglück gestürzte Familie an dem alten Hofapotheker zu rächen, und daß es ihm, wie bekannt, durch den alten Schlome gelungen sei, auf den Freihof zukommen und einen Plan auszusinnen und auszuführen, den ihm zwar der Erstickungstod des alten Geizhalses einigermaßen durchkreuzt, daß er dagegen dreiundzwanzigtausend Gulden aus dessen Kasse mitgenommen habe, welche ihm und seinen drei Geschwistern in Amerika ein Auskommen sichern und eine neue Heimath gründen helfen sollten. Dann erzählte er ihm, wie er, mit allen Oertlichkeiten des Hauses vertraut, einen Theil seiner Nächte geopfert habe, um sich einen geheimen Zugang zu der vermeintlich sicher verbarrikadirten Stube des alten Geizhalses zu bereiten, und wie er dreimal vergebens angesetzt habe, um sich an demselben zu rächen, bis ihm endlich jene Nacht im Fasching eine ganz sichere Gelegenheit dazu gegeben.

»Ich habe,« schloß der Brief, »dieß Euch nur schreiben müssen, damit nicht etwa hinterher ein Unschuldiger von Euren Gerichten eingezogen und processirt werde. Ich bin jetzt sicher vor jeder Verfolgung, denn ich trotz dem Versuch Eurer Polizei und Gerichte, mich hier in dem großen weiten Lande aufzufinden, wo ich weder Martin Schrank noch Fritz Goltermann heiße und in meinem neuen Wohnort ein geachteter Mann bin, dem

eure erbärmlichen Gesetze und feilen Gerichte nichts anhaben können. Denn wenn man mich auffände, so werd' ich von *unseren* Gesetzen jedenfalls freigesprochen, und eure elende Wirthschaft drüben hat das Nachsehen, und die Erben des alten Schurken können das Bißchen Geld missen. Von Euch aber, lieber Schlome, den ich als einen braven Kerl kenne, erwarte ich, daß Ihr meinen Brief den Gerichten übergibt, sobald ein Unschuldiger wegen dieser Sache verfolgt werden sollte, denn ich habe nur genommen, was vor Gott unser war, und dem alten Geizhals nur Angst machen wollen, und darum soll kein Anderer für mich leiden. Ihr aber seid mir's schuldig, meinen Wunsch und Auftrag zu erfüllen, denn die Leonore sagt: Ihr wäret des alten Hofapothekers Mittelsmann gewesen, und hättet ihm meinen armen Vater in die Hände geliefert; und ich weiß, Ihr werdet nicht ruhig sterben können und es wird hier hüben in der Fremde an Euren Kindern und Kindeskindern heimgesucht werden, wann Ihr aus falscher Menschenfurcht einen Unschuldigen für mich verderben lasset.«

Der alte Jude war von diesem Briefe auch tief erschüttert.

»Mai,« sprach er zu sich; »wie hat doch recht der weise Rabbi, wann er spricht: ›die Schuld mag liegen, so lang sie will, aber sie fault nicht; sie werd' heimsuchen den, der sie hat gethan, und wär' er gefaßt in Silber und Erz und starkes Eisen. Aber der alte Schlome braucht noch nicht zu reden, denn noch hat kein Hahn gekräht nach

den alten Hofabedeger. Herr meiner Väter, bewahr' uns vor schwerer Schuld!«

Und nachdem er sich die Sache noch einmal reiflich erwogen hatte, ging er zu Frau Beaten, ließ sie den Brief von Fritz Goltermann lesen unter dem Siegel der Verschwiegenheit und eröffnete ihr, daß er ihn gut verwahren wolle, so lange er lebe, um die Absicht des Briefschreibers allfällig zu erfüllen, und daß der Brief nach seinem Tode Beaten zu gleichem Behufe soll übergeben werden. Auch Beate war von dem Inhalt des Schreibens tief erschüttert, zumal ihr Salomon den Kommentar dazu gab, daß der verstorbene Hofapotheker allerdings manche unredliche Mittel angewandt habe, um Goltermann den Freihof vollends abzuschweißen. Sie ward dadurch noch mehr in ihrem Entschluß bestätigt, auf die Hinterlassenschaft ihres Schwiegervaters keine Ansprüche zu machen, und auch den Freihof nicht anzukaufen, wie ihr Anwalt ihr gerathen hatte, welcher von der allgemeinen Ansicht ausging, daß der Verstorbene noch einen Theil seines baaren Geldes irgendwo versteckt haben müsse, den man nicht in fremde Hände kommen lassen sollte.

»Was soll ich alleinstehende Frau mit dem großen Anwesen thun, und wozu auf so lange Zeit hinaus für meinen armen kränklichen Knaben sorgen?« sagte sie zu dem Anwalt. »Wir haben gottlob zu leben ohne das Sündengeld des verblendeten alten Mannes! Lassen Sie das Gut den anderen Erben und Seitenverwandten, die ja theilweise arm sind!«

So ward denn der Freihof einstweilen verpachtet, da die Zeiten zu schlecht und die Zustände zu ungesichert waren, um ein solches Besitzthum nach seinem wahren Werthe zu veräußern, und man über den natürlichen und Testament's-Erben, sich darum zu bekümmern. Aber ehe noch die ganze Verlassenschaft des alten Huland getheilt war, brach jene Revolution vom Frühling 1849 aus, welche einen großen Theil von Süddeutschland zu einem Schauplatz des Bürgerkrieges machte. Auf einige Wochen der Anarchie folgten Monate des Schreckens, wo das Standrecht ein blutiges Rächeramt übte und selbst die ruhigsten Bürger mit eisigem Entsetzen über die Menge seiner Opfer erfüllte und das Land mit fremden Truppen füllte. Auch in Goggheim und dem ganzen Bezirk gab's zu standrechten oder wenigstens zu verhaften, um die Exaltirtesten, die nicht entflohen waren, abzuliefern an die gemischten und Militärgerichte. Zwei Kompagnien preußischer Infanterie lagen in Goggheim nebst dem Stabe eines Bataillons, um die Ruhe aufrecht zu erhalten und die Entwaffnung und andere Maßregeln der Pacification durchzuführen. Ein trüber schwerer Druck lag auf dem Lande, und das gesellige Leben erhielt einen noch tiefern Riß denn zuvor, weil jetzt die politischen Gegensätze um so schroffer hervortraten in dem Hochmuth und der Siegesfreude der Einen und der dumpfe Groll und die Bitterkeit der Anderen sich verstecken mußten.

Selbst eine alleinstehende Frau, wie Beate, blieb von diesen Ereignissen und ihren Folgen nicht verschont.

Man haßte sie einerseits die Tochter eines starren Konstitutionellen und andererseits, weil ihr Anwalt die Druckerei und das Haus des geflüchteten Nachfolgers ihres Vaters wieder in Anspruch nahm und das Nachrichtenblatt wieder zu einem streng-konservativen Organ machte. Auch an materielle Verluste mußte sich Beate gewöhnen, und nie so lebhaft wie in diesen Zeiten fühlte sie das traurige Alleinstehen der Wittwenschaft, das Bedürfniß einer männlichen Stütze. Allerdings hatte es nur von ihr abgehängt, eine solche zu finden; denn an Bewerbern fehlte es ihr nicht: ihr eigener Anwalt, dann der neue Amtsphysikus und der neue Bezirksbeamte und noch verschiedene andere hätten sich gerne ihrer angenommen; aber sie lehnte nach wie vor alle Bewerbungen ab. Ihre Gedanken waren noch immer bei ihrem Jugendfreunde Ludwig, denn sie fühlte sehr, wo sie wieder frei war, erst recht, daß sie ihn noch liebe und vielleicht desto inniger, weil sie sich seinethalben anklagte; und doch fehlte ihr der Muth, Erkundigungen nach ihm anzustellen, weil sie ahnen mochte, die Nachricht, daß er verheirathet sei, könnte ihr einen letzten Trost und eine süße Hoffnung rauben, an welche sie sich vorerst noch anklammerte.

Seit der Pacification hatte sich Beate, um ihre vielfach beschnittenen Einkünfte einigermaßen zu erhöhen, wieder in ihr Gartenhaus zurückgezogen und das zweite Stockwerk in der Apotheke vermietet. Die Einsamkeit des Landhäuschens that ihr wohl, denn in der Stadt war eine Untersuchungs-Kommission niedergesetzt, und

es verging selten ein Tag, wo sie nicht gezwungen gewesen war, Leute aus dem Städtchen oder der Umgegend, die ihr persönlich bekannt waren, gefesselt und unter militärischer Bedeckung vor ihren Fenstern vorüber führen zu sehen. Und sie, mit ihrem milden wunden Herzen konnte nicht umhin, die armen Opfer der politischen Bewegung doch zu bedauern, und der Anblick der preussischen Truppen erfüllte sie wider Willen mit einer gewissen Abneigung, denn die Mehrzahl derselben und zumal der Offiziere, benahm sich doch gar zu schroff gegen die Einwohner und geberdete sich, als ob man in Feindesland läge. Ihr kränkliches Söhnchen dagegen interessieren die fremden Uniformen lebhaft, und da die Fenster des Landhäuschens gerade auf den Weg herabsahen, welchen die Truppen jeden Tag passirten, um zu ihrem Exercierplatz auf dem Wörd oder Anger zu gelangen, so gewährte es dem Kleinen, dessen Dasein ohne dem so freudenarm war, stets großes Vergnügen, wenn er die Preußen unter Trommelschlag vorüberziehen sah, und Mama mußte ihn jedes Mal unter das Fenster tragen oder hinunter an den Gartenzaun, damit er die Vorüberziehenden besser sehen konnte.

Eines Nachmittags aber lief die halbe Bevölkerung des Städtchens – wenigstens die weibliche – aus dem Obertore nach dem Anger hinaus, denn es hieß, die Preußen kämen. Es war um die Zeit, wo die ersten Okkupations-Truppen heimgesandt wurden und die zurückbleibenden ihre Quartiere wechselten; und so sollte auch die in Goggheim gelegene Abtheilung durch andere Truppen

ersetzt werden. Schon sah man draußen auf der Landstraße beim Forsthoftor Bajonnette blinken und Staub aufwirbeln, als das Dienstmädchen in's Zimmer eilte um ihrer Herrin und dem kleinen Richard, der die Soldaten so gerne sah, die Kunde zu bringen, daß dießmal viele Soldaten kämen – auch Husaren und Kanonen dabei. Da sah sich denn Beate genöthigt, mit dem Knaben hinunter zu gehen an den Zaun und in der Rebenlaube den Einzug der Truppen mit anzusehen.

Und nun kamen sie – zuerst die schmucken Husaren mit der eigenthümlichen Kopfbedeckung und dem wallenden Federstutz darauf, mit den hängenden Dolmans und blanken Säbeln, unter schmetternder Musik und wehender Fahne, gar schmuck und lustig anzusehen, so daß der kleine Richard sich vor Freuden kaum zu fassen wußte und laut den bärtigen Reitern auf den kleinen munteren Pferden entgegenjubelte. Dann fuhren mit dumpfem Rollen und Poltern die Kanonen heran, umgeben von den dunklen Männern mit den goldnen Knöpfen auf den Pickelhauben, dann kamen die Munitionswagen mit den Reitern und der Feldschmiede; und Beate und die Magd konnten gar nicht genug antworten, um den eifrigen Fragen Richards zu genügen, welcher um so mehr Muße hatte, sich alles genau zu betrachten, weil hier die Straße, von Weinbergmauern und Gartenhecken begränzt, ziemlich eng und steil gegen das Städtchen hin anstieg und die Reiterei und Artillerie im Schritt sich vorwärts bewegte.

Und jetzt kam Fußvolk – erst ein paar Züge als Vorhut, dann die Offiziere und der Stab des Regiments.

»Mutter, Mutter! sieh nur, noch mehr Reiter!« rief der Knabe lebhaft; »und wer ist denn der da mit dem glänzenden Hute und der schwarzen Tasche? Ist das ein General?«

Der Reiter, welchen Richard gemeint hatte, ritt dicht unter der Laube bei dieser Frage, und blickte lächelnd zu der Laube herauf. Aber plötzlich flog eine Röthe über sein gebräuntes Antlitz und seine Augen blitzten seltsam auf, als er das bleiche Frauenbild gewahr wurde, das den Knaben im Arme hielt, aber ebenfalls ganz jach zusammenschrack, als es diese Augen auf sich geheftet sah. Ja, auch Beatens bleiche Züge überlief es mit dunklem Purpur, und sie erbebte am ganzen Leibe, so daß selbst Richard es fühlte und sich inniger an sie anschmiegte, als er die dunklen Augen des Kriegsmannes mit solch eigentümlichem Ausdruck auf sich und seine Mutter geheftet sah und der Kriegsmann dann militärisch salutirte.

Auch dem Dienstmädchen war die auffallende Bewegung der beiden Leute nicht entgangen, und als sie sah, daß ihre Frau wie träumend und wehmüthig mit feuchten und doch gleichsam nichts gewahrenden Augen auf die vorbeiziehenden Soldaten hinunter starrte und keine der Fragen des Knaben mehr beantwortete, so wagte sie endlich die Frage:

»Haben Sie denn den Offizier gekannt, Madame, der vorhin heraufgrüßte?«

»Nein – ja!« – stammelte Beate; »das heißt: er sah einem Manne auffallend ähnlich, der einst hier gelebt hat und mit mir aufgewachsen ist! Aber er kann's kaum gewesen sein!«

»Und doch hat er Sie ebenfalls angesehen, wie wenn er Sie konnte?« sagte das Mädchen; als es aber bemerkte, daß der Frau das Weinen nahe war vor tiefer Aufregung und Gemüthsbewegung, begnügte es sich hinzuzusetzen: »Ich bin nur begierig, was für eine Einquartierung *wir* bekommen werden!«

»Einquartierung?« wiederholte Beate mechanisch, »wer sagt das?«

»Ei, die Leute sagen's und der alte Knoll, der Rathsdienner, hat ja heute Nachmittag den Zettel gebracht, worauf gedruckt steht, daß wir einen oder zwei Mann über Nacht bekommen werden. Haben Sie denn das Papier nicht gelesen?«

»Nein,« entgegnete Beate zerstreut; »aber dann wollen wir hinaufgehen und das Gaststübchen herrichten.«

Es lag ihr daran, ihre Aufregung zu verbergen, denn es war ihr zu Muthe, als sollten die vorbeiziehenden Soldaten allesammt ihre mühsam verhaltenen Thränen bemerken, obschon sie in den dunklen Schatten der Laube zurückgetreten war.

Und der Grund ihrer Aufregung war kein anderer, als daß sie in dem Bataillonsarzt, der sie vorhin begrüßt hatte, Ludwig Walter erkannt haben wollte, ja, daß sie überzeugt war, er sei es gewesen und habe auch sie erkannt! Dieses Zusammentreffen unter solchen Umständen war

so eigenthümlich und überraschend, daß es mit Einem Male ihr ganzes sonst so ruhiges und gelassenes Wesen in seinem Innersten aufgewühlt hatte. Er hat mich erkannt, wird er kommen? und wie werd' ich ihm begegnen können? tönte es in ihr; wie wag' ich es, ihm wieder unter die Augen zu treten? wird er mich noch achten, nachdem ich ihn verrathen, wird er mir nicht unversöhnlich grollen, sowohl um meiner selbst als um meines Vaters willen? wird er mir überhaupt glauben? . . .

Wie in einem Traum befangen, ging sie im Hause umher und wußte nicht, was sie that, so daß sie dem Dienstmädchen ganz wie ausgewechselt vorkam. Das Gaststübchen war noch nicht fertig, als der Quartiersmann mit seinem Billet einrückte. Es war ein Feldwebel, ein hübscher Mann mit einem intelligenten Gesicht und guten Manieren.

»Ach, lassen Sie das, Madamchen! entschuldigen Sie vielmehr, daß ich Ihnen solche Unruhe in's Haus bringe,« sagte er freundlich und sehr höflich, als Beate sich entschuldigen wollte, weil das Stübchen noch nicht hergerichtet sei. »Das Stübchen ist ja allerliebste und ein Paradies gegen meine seitherigen Quartiere. Und mein Wort darauf! ich bleibe am liebsten hier bei Ihnen für die Dauer unseres ganzen Aufenthalts; aber Sie sind ja Wittwe, wie ich aus dem Quartierbillet sehe, und so werd' ich Ihnen nur so lange zur Last fallen, bis die seitherige Garnison abgezogen.«

»Sie bleiben hier?« fragte Beate mit einiger Lebhaftigkeit und dachte an einen ganz andern.

»Zu dienen, Madame!« versetzte der Feldwebel; »unser Landwehrebataillon löst die Linientruppe ab, die wieder nach Hause marschirt. Und der ganze Stab des Bataillons bleibt hier in dieser Stadt.«

»Auch der General, der die Mama begrüßt hat?« fragte von seinem Tischchen aus Richard, der kein Auge von dem Kriegsmann verwendete.

»Welcher General, mein Kind? wir haben keinen General bei uns, sondern nur einen Major,« sagte der Feldwebel freundlich und strich dem Knaben den Kopf. Beate war verlegen, aber das Dienstmädchen antwortete:

»Richard meint den Offizier auf dem Grauschimmel mit der schwarzen Tasche und dem gestickten Kragen.«

»Ah, den Arzt, unsern Dr. Meding! – Ja, mein Söhnchen, der bleibt auch hier!« versetzte der Feldwebel. »Sie kennen also den Doktor, Madame?«

»Meding? – O nein, ich höre seinen Namen zum ersten Male,« sagte Beate erglühend und mit einer gewissen Wehmuth, denn es that ihr Leid, daß sie geirrt haben sollte. – »Und doch!«

»Und doch soll der Doktor, wie ich höre, aus dieser Gegend gebürtig sein!« sagte der Feldwebel; »und er hat offenbar viele Bekannte hier, denn als wir vorhin auf dem Markte aus einander gingen, sah ich wie er mehreren Herren vom Civil die Hand reichte, die sichtlich überrascht waren, ihn so wieder zu sehen. Aber nun erlauben Sie mir, daß ich mich auf mein Stübchen zurückziehe,

und verzeihen Sie die Störung. Mein Betragen füllt Ihnen vielleicht auf,« setzte er hinzu, »allein als mich vorhin der liebe Kleine dort anredete, da ward mir's so eigen um's Herz, denn – sehen Sie! – ich habe daheim auch einen Knaben und eine Frau, und da überkommt Einen denn unwillkürlich so ein eigen Empfinden, so etwas wie Heimgefühl, und mir war zu Muthe, als trät' ich in mein eigen Haus, das auch vor der Stadt liegt. Also nichts für ungut!«

Beaten rührte die tiefe Bewegung, welche den Mann überkam, den die Dienstpflicht von Familie und Haus und Hof hinweggerufen hatte, und der Feldwebel mußte erfahren, daß er wirklich nie ein besseres Quartier während des ganzen ›Feldzugs‹ gehabt hatte, als bei der jungen Apothekers-Wittwe. Was nur in ihren Kräften stand, bot Beate auf, um es ihrem Quartiersmann recht behaglich zu machen; und sie forderte ihn auf, es dahin zu bringen, daß er für die Dauer seines Aufenthalts bei ihr sein Quartier behalten durfte.

Und Ludwig Walter? War er wirklich identisch mit dem Dr. Meding? hör' ich manche meiner holden Leserinnen fragen. – Allerdings; der jetzige Bataillonsarzt Meding und der frühere Badergeselle Ludwig Walter waren eine und dieselbe Person. Das erfuhr auch Beate bald genug, denn es war schnell im Städtchen ruchbar geworden, und der Doktor hatte stets ein freundliches Wort oder einen Gegengruß für die Begrüßung eines alten Schulfreundes oder Kameraden, obwohl er sonst sehr zurückgezogen und beinahe menschenscheu lebte. Er hatte in

verschiedenen Häusern Besuche gemacht, um Leuten zu danken, welche seiner armen Mutter einst freundlich begegnet waren; – nur Beaten hatte er nicht aufgesucht. Er grollte ihr also wohl noch, oder trug aus irgend einem andern Grunde Bedenken, sich ihr zu nähern. Dieß ging ihr nahe, und ihr Mädchen und der kleine Richard, in dessen armem, verkrümmtem, schwächlichem Körper ein reger Verstand und ein seltenes Wahrnehmungs-Vermögen wohnten, bemerkten wohl, daß sie noch blasser ward als sonst und daß sie oft verweinte Augen zeigte. Namentlich Morgens, wenn sie aus ihrem Schlafzimmerchen herauskam, verriethen die gerötheten Lider und die heißen Augen der jungen Wittwe, daß sie einen großen Theil der schlummerlosen Nacht hindurch Grübeleien über vergangene Geschichten und gegenwärtiges Leid nachgehängt hatte. Und doch hörte sie ab und an von ihren Freundinnen, daß der Bataillonsarzt da und dort sich nach ihr und ihren Verhältnissen erkundigt und von ihr stets mit großer Achtung gesprochen habe. Aber wenn es ihm damit ernst war, warum verschmähte er es dennoch, seine Jugendgespielin zu besuchen und sich mit ihr der alten Zeiten zu erinnern?

Und wie man kein Leid, welches Herz oder Seele drückt, ganz in sich verschließen und verbergen kann, sondern sich ein mitfühlendes Gemüth suchen muß, dem man es mittheile, so erging es auch Beaten mit dieser Angelegenheit. Eines Tags, als Pauline Rosen, die Gattin des jungen Bürgermeisters, ihre liebste Jugendgespielin und vertrauteste Freundin, bei ihr zum Besuche war und die

Frauen sich allein sahen, weil das Dienstmädchen den armen gelähmten Richard in seinem Rollstühlchen spazieren fuhr, sagte Pauline, nach verschiedenen Bemerkungen über Beatens sichtliche Blässe und abgehärmttes Aussehen.

»Liebe Beate! gesteh' nur, an Deinem Zustande ist theilweise die Empfindlichkeit schuld, welche Du über Dr. Meding's scheinbare Theilnahmslosigkeit fühlst? – Nein, leugne nicht, meine Liebe, denn Dein Erröthen und Deine Verlegenheit haben Dich schon verrathen!«

»Und wenn dem so wäre, hätte ich nicht einigen Grund dazu?« entgegnete Beate. »Ist es artig und, ich möchte beinahe sagen: ist es dankbar von ihm, mich so ganz zu ignoriren?«

»Nenne ihn nicht undankbar, liebe Beate! – Er beschäftigt sich vielleicht just ebenso viel mit Dir, wie Du mit ihm!«

»Und woher weißt Du das? wie willst Du *mir* beweisen, daß ich . . . «

»Ach laß es gut sein, liebe Freundin!« fiel ihr Pauline lächelnd und mit einer zärtlichen Umarmung in's Wort; »es gibt dafür ein untrügliches Zeichen, das bei Euch beiden zutrifft!«

»Nun? und dieß wäre?« fragte Beate gespannt.

»Der Umstand, daß Du gar nie seiner erwähnst oder wenigstens vor mir niemals seinen Namen nanntest, während das ganze Städtchen nur von ihm und seinem merkwürdigen Schicksal spricht, ist mir ein bedeutsamer

Fingerzeig, daß Du Dich für ihn in hohem Grade interessirst, und daß es gerade nur die Innigkeit dieser Theilnahme ist, welche Dir den Mund verschließt,« gab Pauline zur Antwort. »Und sieh', just so macht es auch Ludwig. Niemand von unserm Bekanntenkreise hört ihn Deiner erwähnen, und nur unverbürgt weiß man, daß er sich auf Umwegen nach Dir und Deinen Verhältnissen erkundigt hat. Und nennt eine von uns, Deinen Freundinnen, zufällig einmal in einem Casino-Kränzchen oder auf einer Sonntagsparthie Deinen Namen, so verstummt der Doktor und äußert kein Wort, und schaut beiseite, und doch kann man sich dann nicht bergen, daß er nur Theilnahmslosigkeit heuchelt, um sich nicht zu verrathen!«

Noch versuchte Beate, auch vor ihrer Freundin Komödie zu spielen, und sagte: »Was ihr klugen Leute nicht alles muthmaßt und deutelt! Wie kann Er, ein verheiratheter Mann, sich für mich interessiren, da er mir und meinem Vater doch zürnen muß?«

»Possen!« erwiderte Pauline; »Ludwig ist *nicht* verheirathet und war es auch nie. Vielmehr hat mein Mann, der ja um eure Jugendneigung weiß und damals als Aktuar beim Amtsgerichte mit angehört hat, was sein Richter Deinem Alex wegen jenes Pakets sagte, aus Meding's eigenem Munde gehört, daß er sich schon vor Jahren gelobt habe, nicht zu heirathen und den Frauen zu mißtrauen, weil er in seiner ersten Jugendliebe getäuscht worden sei.«

»O Gott, Pauline! ist dieß wirklich wahr?« rief Beate mit unaufhaltsam hervorbrechenden Thränen. »Hält er mich wirklich für falsch?«

»Nicht so ganz,« entgegnete Pauline; »er scheint die ganze Schuld zunächst in Deinem Vater zu suchen und Dich nur einer allzu großen Nachgiebigkeit gegen dessen Willen anzuklagen. Aber wie soll denn dieses unselige Mißverständniß gelöst werden, liebe Beate,« fuhr die theilnehmende Freundin lebhaft fort, »wenn ihr beide euch immer fern bleibt und euch gegenseitig keine Gelegenheit zur Verständigung gebt? Ist es nicht genug an den Leiden, welche die vergangenen Jahre auf euer beider Leben gelegt haben? soll auch noch die Zukunft zwei Menschen bleibend unglücklich werden sehen?«

Da brach denn das Eis, und weinend an den Hals der Freundin sinkend, gestand nun Beate dieser alles, was ihr Gemüth bewegte, wie sie seit Alex's Tode den Gedanken an Ludwig nicht mehr aus dem Herzen reißen könne und wie sie seit langer, langer Zeit sich gesehnt nur ein Lebenszeichen von ihm zu erhalten, um ihm schreiben zu können, um ihm Abbitte zu thun und Erläuterungen zu geben; und wie sie nun, da er ihr räumlich so nahe sei und sie offenbar auf den ersten Blick wieder erkannt habe, des Muths entbehre, ihm sich zu nähern, da er sie so geflissentlich meide und mißachte.

»Das läßt sich ja ändern, meine Liebe!« rief Pauline, der es jetzt ein wahres Herzensanliegen war, die Vermittlerin zwischen den beiden abzugeben; »*Du mußt den Anfang machen*, Beate, denn ihm erlaubt es ein gewisses

männliches Selbstgefühl nicht, Dir allzu weit entgegen zukommen. Ich habe nie einen einfachern, rechtschaffern aber auch unabhängiger Mann gesehen, als den Doktor, – nie einen Mann von strengeren Grundsätzen. Du bist wohlhabend, er ist arm oder vielmehr nur auf sein Amt angewiesen; er hat sich keines Vergehens gegen Dich schuldig gemacht, und sein einziger Fehler in Deines Vaters Augen war ja nur seine Armuth oder der Makel seiner Geburt. Da kann er doch unmöglich den ersten Schritt thun, ohne seinen eigenen Grundsätzen ungetreu zu werden, und Männer von seinem Schlage, die alles aus sich selber geworden sind, legen in solchen Dingen einen strengern Maßstab an sich selbst als Andere, und vergeben sich nichts an ihrem Selbstgefühl. Ach, Du solltest ihn näher kennen, um so recht zu fühlen, welch' ein *ganzer* Mann er ist, – gediegen und würdig in allen Stücken, aber auch von einer Energie, wie man sie nur selten findet!«

»Oh meine theure Pauline, glaub' mir, ich kenne ihn!« sagte Beate; »das eben ist ja mit ein Grund meines Leides, daß ich fühlen muß, wie unendlich hoch er an Charakter, Geist und Bildung über mir steht, und wie unwürdig ich seiner bin! Aber ich will ja gern all meinen Gefühlen für ihn Schweigen gebieten, wenn er mir nur wenigstens den Trost gönnen will, ihm beweisen zu dürfen, daß ich nicht so gering und niedrig dachte, als er glaubt, und daß ich seiner Verzeihung nicht ganz unwerth bin!«

»Ich hoffe dazu soll noch Rath werden,« sagte Pauline. »Du weißst vielleicht noch nicht, was für seltsame Gerüchte über seine Vergangenheit in Umlauf sind, – wie er schon weite Reisen gemacht habe, um sich die Mittel zum Studiren zu verdienen u. dergl. m. Nun neckten wir ihn neulich in unserem Kränzchen damit, und er mußte uns versprechen, daß er uns gelegentlich einmal seine Lebensgeschichte erzähle, und dann sollst Du mit dabei sein, und es wird sich wohl ein Anlaß bieten, euch beide einander wieder nahe zu bringen.«

Und mit dieser Aussicht, an welcher Beate sich wieder aufrichten und von der sie Wochenlang zehren konnte, verließ die Freundin sie und versprach, Alles aufzubieten, um diese beiden Menschen, welche einander so würdig waren, gegenseitig auszusöhnen.

#### 14.

Einige Abende später hatte Pauline Rosen einen kleinen Kreis von Bekannten bei sich versammelt, dessen männliche Mitglieder größtentheils aus ehemaligen Schul- und Jugendgenossen Ludwig Walter's bestanden. Unter den Frauen war auch Beate in ihrer gewohnten anspruchslosen Erscheinung. Es hatte sie Mühe gekostet, sich den Entschluß abzurufen, ihrem Jugendfreunde hier zu begegnen; aber sie fühlte die Nothwendigkeit, ihm auf neutralem Boden und mit einem offenen Schritte entgegenzukommen, denn auf ihrer Seite lag ja nicht nur

der *Schein* des Unrechts, sondern auch ein gut Theil Unrecht selber. Aber dennoch bedrückte eine seltsame Bangigkeit und Unruhe ihr Gemüth, und zweifelnd fragte er sich: wie wird er mir begegnen?

Darüber sollte sie nicht lange im Ungewissen bleiben, denn Dr. Meding war einer der ersten Gäste, welche erschienen. Er war etwas betreten und wechselte die Farbe, als er ihrer ansichtig ward, hatte aber bald die Fassung wieder gewonnen und begrüßte sie freundlich und artig, erkundigte sich nach ihrem Befinden und drückte ihr in allgemeinen Phrasen, hinter denen sich offenbar ein aufquellendes wärmeres Gefühl verstecken wollte, sein Beileid über den Verlust ihres Gatten und ihres Vaters und über die Krankheit ihres Kindes aus.

Beate war verwirrt und verlegen; aber doch beherrschte sie der Eine überwältigende Gedanke: es muß klar werden zwischen uns beiden; und sie sagte daher: »Ich habe längst schon, obwohl vergebens, Ihren Besuch erwartet, Herr Doktor. Bei unserer ersten Begegnung glaubte ich, Sie allerdings wieder zu erkennen; – als Sie jedoch nicht kamen und ich jenen fremden Namen hörte, den Sie nun führen, da wollt' ich mich überreden, eine zufällige Aehnlichkeit könnte mich getäuscht haben, und so sah ich mich außer Standes, eine Botschaft an Sie zu bestellen, welche schon Jahrelang als eine drückende Pflicht auf meiner Seele liegt, und zu deren Erledigung Sie mir auch vorher nie Gelegenheit gegeben haben.«

»Wie so, Madame?« fragte der Doktor, ebenfalls etwas betreten; »was für eine Botschaft meinen Sie?«

»Eine Bitte meines seligen Vaters, den noch in der Todesstunde das Bewußtsein einer Schuld gegen Sie drückte,« gab sie bewegt zur Antwort. »Er machte sich bittere Vorwürfe darüber, daß er Ihnen gewisse Papiere und Familien-Urkunden nach dem Tode Ihrer guten Mutter vorenthalten habe. Er behändigte sie mir, um Sie Ihnen zuzuschicken, und Sie haben dieselben hoffentlich erhalten, obschon ich nie eine Empfangs-Bescheinigung von Ihnen dafür empfang.«

Meding erglühte und blickte Beate fragend an.

»Die Papiere kamen von Ihnen?« sagte er. »Das konnt' ich nicht ahnen. Eine männliche Hand hatte die Adresse geschrieben; das Papier enthielt keine Zeile von Ihnen und war mit dem Petschaft der Apotheke gesiegelt – wie konnte ich daher etwas anderes annehmen, als daß diese Papiere mir durch Herrn Alexander Huland zugesandt wurden? und darin lag etwas, das mich – ich kann es nicht leugnen – verletzte, denn es klang wie Hohn! Sie müssen dieß selbst fühlen, falls Sie den Inhalt jener Papiere kannten!«

Nun war es an Beaten, die Farbe zu wechseln und die Blicke zu senken; aber nur für einen Moment. Dann schaute sie ihn treu und ehrlich wie vor alten Zeiten und mit einer unsäglichen Wehmuth an und entgegnete: »Ich habe die Siegel nicht gelöst, welche mein Vater darum gelegt hatte, ich weiß also nicht was in dem Paket war, obschon mein seliger Vater mir Andeutungen darüber gab. Aber die Briefe habe ich alle gelesen, welche Sie an Ihre theure Mutter geschrieben haben, und deren

Inhalt sie mir vorenthalten hatte. Hätte die gute Dorothee mir auch nur einen einzigen davon gezeigt, so wäre ... so wäre manches anders geworden ... und es wäre manches Leid vermieden worden.«

Auch Meding erröthete und schaute eine Weile stumm aus dem Fenster; dann sagte er: »Aber warum schrieben Sie mir nicht wenigstens einige erläuternde Zeilen zu jener Sendung, damit ich erfuhr, wem ich diese wichtigen Papiere verdanke?«

Beate erwiderte seinen begierigen Blick mild und ruhig und sagte: »Sie vergessen, daß damals mein Gatte noch lebte; es war nicht Zimpferlichkeit, die mich davon abhielt – es war das Bewußtsein einer Pflicht, deren Erfüllung mich Selbstüberwindung genug kostete. Allein mein Mann hatte mich bereits im Verdacht einer geheimen Anhänglichkeit an Sie, und niemals würde ich mich bei klarer Besinnung unterstanden haben, ohne sein Vorwissen und seine Billigung an einen fremden Mann zu schreiben!«

»Oh! war ich Ihnen denn so *fremd*? ... «

»Sie mußten es mir sein, Herr Doktor,« gab Beate Meding fest und entschieden zur Antwort; »ich konnte dem Gatten, welchen man mir aufgezwungen, keine volle Liebe, kein ganzes Herz zubringen; aber ich gelobte mir vor dem Altar, keine meiner Pflichten gegen ihn zu verletzen, und ... « Sie brach ab und zerdrückte eine Thräne.

»Aber warum schrieb denn Ihr Herr Vater nicht, der doch damals noch am Leben war?« forschte Meding weiter.

»Er war sehr krank und ertheilte mir den Auftrag, allein ich konnte es nicht über mich gewinnen, demselben zu genügen – ich habe es nie verstanden, mit meinen Grundsätzen zu feilschen,« erwiderte sie. »Ich sagte ihm dieß auch, und er mag es gefühlt haben, denn er sprach mit mir niemals wieder davon; er überließ sich der Hoffnung, Sie würden an ihn schreiben, ihm Vorwürfe machen und ihm so Gelegenheit geben, Ihnen Abbitte zu thun. Und wie gern ich auch eine Vermittlung zwischen Ihnen und meinem Vater übernommen hätte, so war es mir doch unmöglich, denn mein Gatte war nicht immer in einem Zustand . . . in einer Stimmung, wo er vorurtheilsfrei genug gedacht hätte, um mir einen Briefwechsel mit Ihnen zu erlauben . . .« setzte sie erglühend und mit überquellenden Augen hinzu und wandte sich schämig ab.

Meding nickte bedeutsam mit dem Kopfe und schwieg eine Weile, aber sein Auge haftete auf der bleichen Frau mit einem eigenthümlichen Ausdruck, der nicht verkennen ließ, welch eine tiefe Wirkung diese Mittheilungen auf ihn gemacht hatten. Und beide erkannten es als eine Wohlthat an, daß Pauline sie nun aufsuchte und in die allgemeine Unterhaltung zu verwickeln suchte.

Meding hatte kaum noch Zeit, zu äußern: »Das eben ist der Fluch der Unnatur unserer erkünstelten heutigen geselligen Zustände, daß die Etikette und die zugespitztesten Schicklichkeits-Begriffe gerade da dem freien Zug

der Gemüther entgegentreten, wo ungeschminkte Wahrheit und Gehorsam gegen das Gebot der Natur die höchste Pflicht wären!« Dann kehrte er sich, wiewohl merklich verdüstert, der übrigen Gesellschaft zu, deren Unterhaltung bald jenem Ziele zustrebte, welches Pauline ihrer Freundin schon damals bei ihrem Besuche angedeutet hatte.

»Sie haben uns versprochen, uns einen Einblick in Ihre Lebensgeschichte zu gönnen, lieber Doktor!« sagte Pauline nach einigen vorbereitenden Hindeutungen zu ihm. »Es wird so vielerlei von Ihren Schicksalen erzählt, die ganz außerordentlich gewesen sein müssen, so daß wir gerne erfahren möchten, was eigentlich daran sei. Schon der Umstand, daß Sie jetzt einen andern Namen führen, als ehemals, ist ja . . . «

»Auffallend genug – nicht wahr?« ergänzte Meding. »Nun ja, ich weiß es wohl. Aber Ihre Erwartungen dürften getäuscht werden, denn mein Leben bietet gar wenig Außerordentliches dar. Ich spreche auch nicht gern von mir selbst, denn es ist sehr schwer, seine eigenen Verhältnisse in Kürze treu und objektiv zu schildern, und unwillkürlich stutzt derjenige, welcher von sich selbst vor Anderen reden muß, die Thatsachen mehr oder weniger nach seinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen zu.«

»Das fürchten wir von Dir nicht,« erwiderte Rosen; »Du hast ja ein Ziel errungen, lieber Freund, das hoch über Deinem Ausgangspunkt stand. Die Thatsachen sprechen am gewichtigsten für Dich; Du brauchst nichts zu beschönigen oder zu dekorieren!«

»Jenun, wenn ich den Wunsch so lieber Freunde erfülle,« erwiderte Meding endlich auf die Bitte der Andern, welche sich sämmtlich der Hausfrau angeschlossen hatten, – »so thue ich es namentlich aus speziellen persönlichen Gründen,« setzte er mit einem bedeutsamen Blick auf Beaten hinzu, »und dann, um zu zeigen, daß ich eigentlich ein Anrecht auf den Namen habe, den ich nunmehr und nicht aus Eitelkeit führe. Also hören Sie! – Meine Mutter, welche hier auf der Papiermühle gleichsam erzogen worden war, kam in ihren besten Jugendjahren in die Residenz, um dort die Kochkunst und andere weibliche Fertigkeiten zu erlernen, welche ihr später ein besseres Auskommen sichern sollten, denn sie war eine Schulmeisterstochter und that sich auf diesen Stand etwas zu gut. Der alte Papierer hatte die Waise während der Kriegszeiten zu sich genommen, da sie eine weitläufige Verwandte seiner Frau war und ohne seine Hülfe ihrer heimathlichen Gemeinde zur Last gefallen wäre. In der Residenz lernte sie einen jungen Mann kennen, der damals als Handlungsdienner dort servirte, und aus der Bekanntschaft entsprang eine Liebschaft, die mit der Verführung meiner Mutter endete. Während sie mich unter dem Herzen trug, ward mein Vater plötzlich nach Westphalen in seine Heimath zurückberufen, und die Liebenden getrennt. Es war die alte gewöhnliche Geschichte, wie sie tausend- und aber tausendmal vorkommt: aus den Augen, aus dem Sinn; und wenn mein Vater auch anfangs Geld genug sandte, um für die schwere Zeit zu sorgen, die meiner Mutter bevorstand, so schien er doch

nicht mehr geneigt oder im Stande zu sein, das Eheversprechen zu halten, welches er Dorotheen gegeben hatte, und sie gab einem Kinde das Leben, welchem gleich mit seiner Geburt ein Makel aufgedrückt ward.

»Dieß alles habe ich erst in reiferen Jahren erfahren, da meine theure Mutter in ihrer schlichten Weise und treuen Liebe zu zart fühlte, um mir damit in der Jugend meine Gedanken und Empfindungen zu vergiften. Vielleicht hätte sie mir noch vor ihrem Tode hierüber Mittheilungen gemacht, weil ich damals in einem Alter war, hierüber unbefangen zu denken und zu urtheilen; allein ich erschien erst an ihrem Krankenlager, als sie bereits die Sprache verloren hatte, und sie nahm das Geheimniß, welches ihre Seele belastete, mit unter die Erde. Ich war in dem Wahne aufgewachsen, der echte Sohn eines armen Handwerkers zu sein, der meine Mutter um ihrer kleinen Mitgift willen geheirathet und mit welchem sie sich nur verbunden hatte, um mir, ihrem Sohne, einen legitimen Vater zu geben, denn der Schuhmacher Walter hatte mich bei Antritt seiner Ehe feierlich adoptirt. Allein mein Pflegvater starb schon als ich noch ein Knabe war, und hinterließ meine Mutter in solcher Armuth und Hülfslosigkeit, daß sie wieder Dienste suchen mußte, die sie, durch einen glücklichen Zufall, bei dem verstorbenen Rathsherrn Heinrich Nagler hier fand. Dieser nahm mich mit in sein Haus auf, und bestärkte meine theure Mutter in dem Vorsatz, mir eine so gute Erziehung zu geben, als sie nur unter gegebenen Verhältnissen zu erlangen war.

Von frühe auf wußte mir meine gute Mutter zugleich jenen Ehrgeiz einzupflanzen, mich aus dem geringen Stande zu erheben, in welchem ich uns beide sah, und mich immer bei regem beieifertem Streben nach einem höhern Ziele zu erhalten. Als ich das entsprechende Alter erreicht hatte, um einen Beruf zu wählen, und man mir denjenigen eines Barbiers und Wundarztes vorschlug, bestärkte mich in der Wahl desselben nur die Aeußerung, daß schon mancher berühmte und geschickte Arzt aus der Barbierstube hervorgegangen sei. Arzt zu werden oder wenigstens auf einer höheren Lehranstalt mich in meinem Fach zur höchstmöglichen Geschicklichkeit auszubilden, das war daher seit der ersten Woche meiner Lehrzeit das Ziel meines rastlosen Strebens. Diesem Plan zu Liebe nahm ich später, als ich in die Fremde ging, eine Stelle als Kammerdiener bei einem Prinzen an, der damals die Hochschule bezog, und benützte diese Gelegenheit, um ebenfalls Vorlesungen zu besuchen. Herr Nagler sah darin eine Erniedrigung von meiner Seite, und ließ mir durch meine Mutter Unterstützung anbieten, die ich jedoch ablehnte, denn mein Ehrgeiz suchte ein anderes, höher fliegendes Ziel, als dasjenige, welches er mir bereiten wollte; und zu der Eigenliebe und Selbstsucht meines Strebens gehörte auch der Wunsch, keinem Andern etwas zu verdanken als meiner guten Mutter und mir selbst. Ich wollte aus eigenen Mitteln ein selbstgemachter Mann werden. Zu diesem Behuf gab ich auch später meine Kammerdiener-Stelle auf und nahm Condition bei einem angesehenen und vielbeschäftigten Wundarzt in

Wien, wo ich zugleich Spitäler besuchen und Vorlesungen hören konnte. Aber mitten in meine schönsten Hoffnungen und Illusionen hinein fiel der Tod meiner Mutter, die in meinen Armen starb, fielen andere Verhältnisse, welche mich tief darniederbeugten und mir Illusionen raubten, welche seither auch einen Sporn für mich abgegeben hatten. Der Tod meiner Mutter durchkreuzte die meisten meiner Pläne, und mit schwerem Herzen reiste ich von hier nach Wien zurück, noch unschlüssig wegen der Zukunft und in allen meinen Plänen irre gemacht. Da bescheerte mir der Zufall auf der Donaureise einen Reisegefährten in einem jungen galizischen Juden, der so eben aus Amerika zurückkam, wo er eine Reihe der merkwürdigsten Schicksale erlebt und unter Anderem auch mehrere Jahre als Walfischfänger die Südsee befahren hatte. Während dieser Heuer als Matrose auf einem nordamerikanischen Schiffe hatte er sich dann eine Summe Geldes erspart und damit einen Handel begonnen, der ihn wohlhabend gemacht hatte. Seinen Mittheilungen hatte ich entnommen, daß solche Walfischfahrer meist auch Wundärzte mit an Bord nehmen, ja daß in gewissen Häfen sogar eine gesetzliche Bestimmung die Rheder dazu anhalte. Dieß war mir ein maßgebender Wink, wie ich mir die Mittel verschaffen konnte, meine Studien fortzusetzen; ich theilte diese Idee meinem Reisegefährten mit, und er billigte sie nicht nur, sondern er gab mir auch bereitwillig Adressen, Empfehlungen, Mittheilungen aller Art und rieth mir die Ausführung meines Planes zu beschleunigen.

»Meine damalige Stimmung war eine solch verbitterte und enttäuschte, daß mir ein solcher Entschluß weit leichter ward, als ich ihn unter anderen Umständen genommen hätte. Es drängte mich, einen Welttheil zwischen mich und die Heimath zu legen und Schicksalen entgegen zu gehen, die mich aus der gewöhnten Lebensweise herausrissen. Und so war ich denn wenige Wochen nach dem Tode meiner Mutter wirklich im Stande, in Hull als Schiffswundarzt gegen eine mäßige Heuer auf einem Walfischfahrer angestellt zu werden, der auf eine vierjährige Jagd im stillen Ozean auslief. – Was kann es Sie interessiren, meine verehrten Freundinnen und Freunde, zu erfahren, was mir in beinahe zwei Jahren begegnete, während deren ich auf jenem Schiffe die Südsee durchkreuzte, und ohne einen Hafen zu sehen, nur unter einem ziemlich rohen und wilden Schiffsvolke den Kampf mit den Naturgewalten und mit dem Ungemach der antarktischen Polarwelt focht! Dieses Leben war arm an äußeren Begebenheiten und Erlebnissen; selbst der Gewinn, den ich mir von einer solchen langen Muße für meine Studien versprochen hatte, war gering, aber in Einer Hinsicht war diese Fahrt doch befruchtend: sie stumpfte einen gewissen Schmerz ab, den ich im Busen trug, stählte die Energie meines Charakters und stellte mich auf mich selbst. Ich ward ein ganz anderer Mensch, von einer unbeugsamen Zähigkeit des Willens und des Wirkens; und an inneren Erfahrungen reicher, gelobte ich mir, wieder zu meinem früheren Vorsatz zurückzukehren, sobald meine Heuer abgelaufen sei. Und hiezu ward

bald Rath. Ein mehrtägiger Sturm, den wir südwestlich vom Kap Horn zu bestehen hatten, verursachte unserm Schiffe so starke Beschädigungen, daß wir nur durch ein Wunder dem Schiffbruch entgingen, und alle Mühe hatten, mit dem Fahrzeuge noch die Falklandsinseln zu erreichen. Unser Fang war nicht ungünstig gewesen, unsere Fässer zu drei Viertheilen gefüllt; das Schiff ward nothdürftig ausgebessert, und der Kapitän, der es nicht mehr für seetüchtig genug hielt, um die Winterstürme des südlichen Stillen Ozeans auszuhalten, machte sich auf die Heimfahrt. Aber noch ehe wir die heiße Zone erreicht hatten, zeigten neue Beschädigungen, daß wir nicht in ununterbrochener Fahrt bis England gelangen könnten, und wir mußten in den Hafen von Rio de Janeiro einlaufen, unsere Ladung ausladen und das Schiff in die Docks geben zur Ausbesserung. Ich meinerseits sah darin einen höchst erwünschten Zwischenfall und die unerwartete Erfüllung des längst gehegten Wunsches, mir einmal die Wunderwelt der Tropen besichtigen zu dürfen. Ich verbrachte vier unvergeßliche Wochen in Rio in einem Kreis von deutschen Landsleuten, welche alles aufboten, um mir den Aufenthalt möglichst angenehm und genußreich zu machen, und die mich endlich sogar bewegen wollten, mich als Arzt in Rio niederzulassen. Allein wie günstig auch die Aussichten waren, die sich mir dort boten, ich konnte mich bei reiferer Erwägung doch nicht entschließen, um ihretwillen jenes höhere Ziel meines Ehrgeizes aufzugeben, das ich mir von jeher gestellt

hatte und durch welches ich mir gewissermaßen eine höhere Kaste erkaufen wollte. Es war ein Drang in mir, der mich unaufhaltsam vorwärts trieb, gleich als sollte ich eine gesellschaftliche Stellung wieder erringen, die ich nur unbewußt und unverschuldet verloren habe. Bei unserer Ankunft in Hull bezog ich nicht nur den größten Theil meiner mehr als zweijährigen Löhnung, sondern auch noch eine namhafte Summe als meinen Gewinnanteil. Ich hatte dadurch die Mittel, noch einige Jahre meine Studien fortzusetzen und meinen Zweck zu erreichen. Nachdem ich mich noch einige Wochen in London aufgehalten, reiste ich nach Deutschland zurück, aber nicht in die Heimath, sondern nach einer kleinen mitteldeutschen Universität, wo ich mich immatrikuliren ließ und nun mit erneuertem Eifer auf meine Studien warf.

»Ich hatte absichtlich nicht die Universität meines Vaterlands aufgesucht. Ich sagte mir nämlich: für einen Menschen, der sich aus eigenen Kräften emporarbeiten will, ist die Fremde günstiger. Niemand kennt meine Vergangenheit; ich gelte nur für das was ich bin oder was ich zu sein scheine. Kein Vorurtheil heftet sich wie Blei an meine Sohlen, kein Nepotismus hebt mich – selbst ist der Mann. Und ich habe diese Wahl nie bereut; ich habe Freunde und Gönner gefunden, die in mir nicht den ehemaligen Badergesellen sahen, sondern einen Mann, dem es ernst war mit seinem Ringen nach Wissenschaft und Wahrheit, und so gelang es mir schon nach einigen Semestern, durch meine guten Zeugnisse unterstützt, die Stelle eines Assistenzarztes am Klinikum zu erhalten,

was meine Bestrebungen ungemein förderte. Ich unterzog mich einer Prüfung und dachte darauf, mich in jener Universitätsstadt niederzulassen und mein Glück als Dozent zu versuchen. Hiezu aber war eine Auswanderung nach Preußen nöthig, und auch mit diesem Gedanken hatte ich mich bald befreundet, wie schwer er mir vielleicht unter anderen Verhältnissen geworden wäre. Hielt mich ja doch keines unserer lieben menschlich-warmen Bande mehr an die Heimath. Ich hatte keine nahen Verwandten mehr und auch keine intimeren Freundschafts-Beziehungen; ich war zu lange schon vom heimischen Boden losgerissen, als daß das Abreißen der paar Wurzelfasern, mit denen mein Herz noch an demselben hing, mich sonderlich hätte schmerzen können! Ich schrieb daher an die Ortsbehörde meiner Heimath und Gemeinde um das Erbe meiner Mutter, um deren hinterlassene Papiere und um die nöthigen Urkunden behufs meiner Auswanderung. Nach Verlauf einiger Wochen erhielt ich alles, wiewohl aus verschiedener Hand. Als ich jedoch die von meiner seligen Mutter hinterlassenen Papiere musterte, fand ich unter denselben die Lösung des Geheimnisses, das mir bisher über meiner Abkunft geschwehrt hatte, und das Motiv, welches meine gute Mutter von jeher veranlaßt hatte, meinen Ehrgeiz nach Eringung eines höhern Zieles zu stacheln. Mein leiblicher Vater war noch am Leben und ein wohlhabender und angesehener Mann, der Besitzer einer namhaften Fabrik. An ihn verwies mich meine Mutter in einem Briefe, den sie vor Jahren in einer Todesahnung für mich, den fernen

Sohn, aufgesetzt hatte. An ihn verwiesen mich die letzten Briefe, welche mein Vater vor noch längerer Zeit an meine Mutter geschrieben. Ich vertagte die Pläne bezüglich meiner Niederlassung in der Universitätsstadt und reiste in die Provinz, wo mein Vater lebte, dessen Wohnort und Adresse ich leicht ermittelte. Ich war mittlerweile zum Mann herangereift, der energisch genug war, sich sein Recht nicht verkümmern zu lassen; aber eingedenk der Gesetze jenes Landes wollte ich von diesem Manne, der mich beinahe ein Menschenalter lang vergessen und verlassen hatte, nur seinen *Namen*, nur eine Anerkennung meines Rechts, dagegen kein Erbe. Ich trat eines Tags ganz unvermuthet vor ihn und gab mich zu erkennen. Er erschrak, er staunte, er schien unschlüssig. Wäre ich vielleicht noch der unbekannte arme Badergeselle gewesen, so würde er mich abgewiesen haben. Aber so wie die Sachen standen, brauchte er sich nicht an mir zu schämen; ich machte ihm sogleich den Standpunkt klar und ließ ihn nicht zu einem Schwanken kommen. Er war Wittwer, Vater einer einzigen Tochter, welche bereits verheirathet war; nichts hinderte ihn daher, meinem Verlangen nachzukommen. Er adoptirte mich also auf eine rechtskräftige Weise, und zog mich in seinen Familienkreis; er mußte es ja seinen Verwandten und Freunden plausibel zu machen, daß ich der Sohn eines Freundes sei, dem er dieß einst versprochen hatte. Er drang in mich, meinen Aufenthalt in seiner Heimath zu nehmen, und ich willigte ein. Aber nach einiger Zeit fanden wir Beide, daß

wir einander doch eigentlich nicht mehr so nahe kommen konnten, wie es unsere natürlichen Beziehungen nöthig gemacht hatten. Er bot mir eine Summe Geldes an, um mich auf Reisen für meinen Beruf auszubilden, und ich besuchte wieder Wien, Berlin, Paris, London, erstand nach der Heimkehr meine zweite Prüfung, ließ mich als Arzt in einer Provinzialhauptstadt nieder, und war im besten Zuge, mir eine geachtete und lohnende Stellung zu erwerben, als die Mobilmachung erfolgte und ich die Aufforderung erhielt, meiner Landwehrpflicht zu genügen und mit meinem Bataillon nach dem Süden abzumarschiren. Hier half kein Widerstreben, so sehr ich mich auch abgeneigt fühlte, in solcher Weise wieder in der alten Heimath zu erscheinen; aber die Pflicht war unerbittlich, und so, meine Verehrtesten, hat mich mehr Pflicht als Neigung wieder hieher nach Goggheim geführt, das ich unter allen Städten dieses Landes am liebsten vermieden hätte, obschon ich nicht leugnen kann, daß sich für mich an diesen Ort, wo ich die glücklichsten Jahre meiner Kindheit verlebt habe, auch liebliche und anmuthende Erinnerungen in Fülle knüpfen. Und dieß ist alles, was ich von mir zu sagen habe.«

Das Gespräch wandte sich nun verschiedenen Einzelheiten in Meding's Lebensschicksalen: seinem Seeleben, seinem Aufenthalte in Rio u. dergl. m. zu, und er mußte der Reihe nach den Anwesenden Rede stehen. Nur Beate allein hatte kein Wort für ihn; sie allein saß gedankenvoll da und verarbeitete in sich das Gehörte, und wenn

sie auch dem Gehalt des weitem Gesprächs mit Interesse folgte, so war doch unverkennbar, daß sie über die früheren Mittheilungen und deren Zusammenhang und Bezüge zu ihrem Vater und zu ihr selbst brütete. Nur als Meding, als der erste in der Gesellschaft, sich zum Aufbruch anschickte, weil ihn eine Dienstpflicht rief, und er unter andern auch Beaten die Hand reichte, erwachte sie aus der Versunkenheit und sagte zu ihm:

»Ich hoffe, nun ist das Eis gebrochen, und Sie schenken mir dieser Tage ein Stündchen Ihrer Muße. Ich habe Ihnen noch so manches mitzuthemen, und möchte auch von Ihrer ärztlichen Kunst einen Rath für meinen armen Richard, der an der englischen Krankheit leidet.«

»Ich werde mir erlauben, Sie zu besuchen, weil Sie es wünschen,« entgegnete Meding; »aber fürchten Sie die spitzen Zungen der Klatschwestern nicht, wenn man mich bei Ihnen aus- und eingehen sieht?«

»Nein; ich fürchtete überhaupt nur Eines, Herr Doktor, – nämlich von Ihnen verkannt zu werden,« gab sie mit unsicherer Stimme zur Antwort; »aber Sie sind zu ehrenhaft und gerecht, mich ungehört zu verdammen!«

Meding erwiderte nur durch einen sanften Blick und Händedruck und ging.

Als aber auch die anderen Gäste fort waren, konnte Beate sich nicht mehr halten, sondern warf sich stürmisch an Paulinens Nacken und rief: »Hast Du nicht aus seinen Worten herausgehört, daß nur ich ihn in die weite Welt hinausgetrieben habe? – O, er kann mich nicht mehr

lieben! Alle jene Jahre der Qual und des Ringens, alle jene Enttäuschungen und vereitelten Hoffnungen müssen zwischen ihn und mich treten!«

»Beruhige Dich, meine Liebe!« erwiderte Pauline; »oft verkettet das Leid die Menschenseelen inniger mit einander als die Freude. Warten wir ab, was für eine sänftigende Wirkung und Anziehungskraft euer häufigerer persönlicher Verkehr mit einander üben muß!«

15.

Vierzehn Tage vergingen, ohne daß Meding Wort hielt. Aber Beate hörte, daß er seither auch in den übrigen Familien nicht mehr erschienen war, sondern meist zu Hause blieb und nur in der Abenddämmerung spazieren ging, und überhaupt wieder menschenscheu ward, wie er sich selbst geschildert hatte. Endlich kam er dann doch eines Mittags um die Stunde der ceremoniösen Besuche, und mit sichtlicher Befangenheit betrat er das kleine freundliche Wohnzimmer der Wittve, die er an ihrem lieb gewordenen Piano traf. Die Unterhaltung stockte merklich; keines von beiden wollte sich zu jeden Banalitäten bequemen, womit man sich über solche Verlegenheiten hinweg hilft; keinem von beiden wollten aber auch die Worte auf die Zunge treten, welche sich kaum zurückdrängen ließen und die vielleicht den Angelpunkt dieses Berichts bildeten. Oft sträubt sich unsre Zunge gerade gegen dasjenige am meisten, was gesagt werden muß.

Aber Meding's Auge musterte das Zimmer, musterte Beatens einfache Erscheinung in dem schlichten schwarzen Hauskleide, denn sie hatte seit dem Tode ihres Gatten die Trauer nicht mehr abgelegt. Er konnte sich den anheimelnden Eindruck nicht verschweigen, welchen dieses behagliche wohnliche Zimmer mit seiner einfachen Eleganz, seinen paar hübschen Möbeln, etlichen Oelgemälden, dem Piano, dem wohlgefüllten Büchergestell, worauf nur klassische Werke und in mehren Sprachen standen, auf ihn machte. Beate erschien ihm jetzt weit bedeutender als ehemals; sie hielt mit Vortheil den Vergleich mit Weltdamen aus, die er früher gesehen und kennen gelernt hatte. Ueber ihrer persönlichen Erscheinung, von welcher allerdings der Schmelz und die Frische der Jugend abgestreift waren, lag ein Reiz des Traulichen, Heimischen, Natürlichen, dem er sich nicht entziehen konnte; ihr schönes Auge mit seinem milden sanften Strahl von Intelligenz verklärte die bleichen Züge, und ihr ganzes Wesen verrieth ein eigenthümliches Etwas, das er beinahe jungfräulich hätte nennen mögen. Das dunkle, bis hoch hinauf geschlossene Kleid mit dem einfachen blendend-weißen Kragen hob die edlen Formen der geschmeidigen schlanken Gestalt so vortheilhaft hervor, – das reiche, üppige, dunkelblonde Haar, wovon eine breite Flechte über der Stirne quer um den Kopf gelegt war, umrahmte so lieblich das zarte Oval des Gesichts, und die einfache wirthliche Schürze mit dem Schlüsselbund am Gürtel ließ sie so hausfräulich erscheinen, daß sich Meding den ergreifenden Eindruck, den Beate auf ihn

machte, nicht verhehlen konnte. Dieses Frauenbild paßte so ganz in den hübschen gefälligen Rahmen dieses Zimmers, dieses bescheidenen Landhäuschens, dessen Lage so poetisch und ansprechend gewählt war, und er konnte sich nicht enthalten, seiner Bewunderung derselben Worte zu geben, um wenigstens etwas zu sagen.

Und mittlerweile war auch Beate damit beschäftigt gewesen, ihn genauer in's Auge zu fassen. Als sie ihn im Geiste mit dem ›Badergesellen‹ Ludwig verglich, wie er damals in den unscheinbaren alten Kleidern und mit dem Ausdrücke geistiger und seelischer Depression in seinem Wesen, und mit jener linkischen Scheu des nur halbfertigen und seiner Bedeutungslosigkeit bewußten Jünglings an das Sterbelager seiner Mutter geeilt war, – als sie in die dunklen gedanken- und geistvollen Augen blickte und jene tiefen Linien betrachtete, welche Studien, Nachdenken und tiefgehende innere Erlebnisse dem Menschenantlitz aufprägten, und als sie trotzdem diese Klarheit und Ruhe auf seiner Stirne, diese Selbstbeherrschung und stille anspruchslose Sicherheit in seinem Benehmen beobachtete, – da mußte sie sich nothgedrungen gestehen, daß sie die gegenwärtige und wirkliche Erscheinung des theuren Mannes, die ihr durch eine unverkennbare Bedeutung imponirte, damals auch nicht einmal zu ahnen gewagt hatte.

So eben wollte die Unterhaltung eine ungezwungene Wendung einnehmen, als das Dienstmädchen den kleinen Richard hereintrug und an sein niedriges Tischchen

am Fenster setzte. Der Blick Meding's wandte sich sogleich mit dem Interesse des Arztes zu dem siebenjährigen Knaben, dessen dicke verkrümmte Hände und Füße, dessen gewölbter Rücken und jammervolle schwächliche Gestalt kaum einem vierjährigen Kinde anzugehören schienen.

»Sehen Sie, das ist *mein* Benjamin!« flüsterte Beate dem Arzte zu, und ihre Augen quollen unwillkürlich über, denn sie las instinktmäßig in seinen Zügen das Urtheil des Heilkundigen über die geringe Lebensdauer, welche dem Knaben offenbar beschieden war.

Meding aber plauderte und spielte mit dem Knaben, ergriff seine Hände, erhob ihm den schwachen wackelnden Kopf und nahm ihn auf seine Arme, um ihn genauer zu betrachten. Und der intelligente Blick des Knaben, dessen rasche Fassungskraft und Frühreife selbst in den wenigen Fragen und Antworten, welche er mit Meding wechselte, sich nicht verbargen, machte den Kontrast zwischen diesem gebrochenen Körper und dem entwickelten Verstande noch um so schmerzlicher, so daß selbst Meding sich einer tiefen Bewegung nicht erwehren konnte, als er den Knaben wieder an sein Tischchen setzte und in die gepolsterte Lehne seines Stühlchens betete.

Es war Meding willkommen, daß ein weiblicher Besuch in diesem Augenblick das *Tête-à-tête* unterbrach, das so peinlich zu werden versprach, und er empfahl sich. Beate begleitete ihn bis zur Treppe.

»Was sagen Sie zu seinem Zustande? wird er mir erhalten bleiben?« fragte sie mit bebender Stimme.

»Bei Gott ist kein Ding unmöglich; Er wird Ihnen diesen Trost nicht rauben;« versetzte Meding tröstend; »Ihre liebevolle Pflege kann sein Dasein noch lange fristen, und die spätere Entwicklung vielleicht noch eine Genesung herbeiführen.«

»Und die ärztliche Kunst?« fragte sie mit athemloser Angst.

»Kann Ihre Bemühung zum mindesten wesentlich unterstützen!« gab er zur Antwort; »Sie müssen nur den Glauben nicht verlieren.«

Beate verstand ihn nur allzugut – das Mutterherz wollte ihr nahezu zerspringen. Also auch dieses Opfer stand ihr noch bevor? Auch diesen Schmerz legte die Vorsehung ihr auf? Doch zurück in die tiefste Falte der eigenen Brust mit diesen Gedanken. Die Frau Amtsrevisorin, die so eben zum Besuch da war, durfte nichts von Beatens Schmerz sehen, dem sie ganz andere Motive unterlegt und den sie sicher mit Meding's Anwesenheit in Verbindung gebracht haben würde.

Und was mochte in Meding's Seele vorgehen, als er nach dem Anger hinaus eilte, und dort in der Einsamkeit unruhig auf und ab schritt und seinen chaotischen Gedanken nachhing? Dieß allein schwebte ihm als ein Gebot der Pflicht vor, daß er Beaten fortan meiden müsse, wann er sich nicht dem Vorwurf aussetzen wollte, ein Vermögenjäger zu sein. Er mußte sie noch mehr meiden als früher, seit er den Knaben selbst gesehen und das

Wahrzeichen seiner nahen Auflösung auf seiner Stirne gelesen hatte! Er war arm, Beate reich – das war eine Kluft, die vor seinem Ehrgeföhle keine Neigung von ihrer Seite allein auszufüllen vermochte.

Allein kaum drei Tage vergingen, da ward Meding spät Abends noch in Frau Huland's Landhaus gerufen. Feldwebel Berner, der dort einquartirt war, hatte den Schenkel gebrochen. Er hatte am Abend, als er von einer Meldung beim Kommandanten auf dem Schlosse zurückkehrte, einen kleinen Feldweg eingeschlagen, der durch die Weinberge herunter nach seinem Quartier führte, war auf dem bereiften abschüssigen Pfade ausgegleitet und über eine Mauer hinunter auf ein Getäfel gestürzt, wo ihn dann auf sein Wimmern erst nach einigen Stunden einige Vorübergehende gefunden und in Frau Huland's Haus getragen hatten, von dem er nur noch wenige Hundert Schritte entfernt war.

Der Zustand des Verwundeten verbot dessen alsbaldigen Transport nach dem Spital auf dem Schlosse, und da sich Beate ganz ausdrücklich dafür verwandte und die beeifertste Pflege versprach, so wußte Doktor Meding es beim Kommandanten dahin zu bringen, daß der Kranke in seinem Quartier bleiben durfte. Ob er es wirklich ungerne gethan? ob nicht auch ihn ein stilles Sehnen nach jenem Häuschen hinzog und er der dargebotenen Gelegenheit eines häufigen Widersehens Beatens *nicht* auswich, obschon er es sich doch gelobt hatte? wer weiß das, und uns frommt es nicht, dieß näher zu untersuchen. Wie häufig ergreifen nicht die Beharrlichsten und

Grundsatz-Festesten von uns mit einer Art Ueberglauben eine solche Gelegenheit, in dem Kampf zwischen Pflicht und Neigung der letztern zu folgen, sobald ein äußerer Anlaß hiezu diesem Verfahren gewissermaßen eine providentielle Weihe gibt!

So verging denn kein Tag, we sich Ludwig und Beate nicht begegneten an dem Schmerzenslager des Feldwebels, bis dessen Gattin aus der fernen Provinz Sachsen herbeigeeilt war, um ihren Hermann selbst zu verpflegen. Und das begeisterte dankbare Lob, wovon der Mund des Verwundeten für Beatens Güte und Freundlichkeit und Aufopferung überströmte, so oft er seinem Arzt allein gegenüber stand, fiel wie heiße Tropfen in Meding's Seele, und schürte noch die Gluth, welche dort zurückgehalten und verheimlicht für sie brannte.

»Oh, das ist eine Frau, wie ein Engel!« sagte der Feldwebel; »wer suchte hinter den still bleichen Zügen diese hingebende Herzensgüte, diese uneigennützigte Dienstfertigkeit, dieses erfinderische Wohlwollen? Eine andre Frau von ihrem Stand und Vermögen würde sich geniren, so Tag für Tag zu jeder Stunde zu dem Kranken zu kommen, sich nach seinen Bedürfnissen zu erkundigen, ihm vorzulesen, um ihm die grausame Langeweile zu vertreiben! Eine Andre würde glauben, sich und ihrer Stellung und ihrem Rufe etwas zu vergeben! Sie aber thut, was ihr das Herz anweist, ganz unbekümmert um den Schein, welchen es vor Anderen auf sie werfen könnte! O, sie ist ein leibhafter Engel Gottes!«

Und in Ludwigs Seele rief es laut: Ja, das ist sie! das rühmen ja auch die anderen Leute von ihr, welche sie näher kennen, namentlich ihre Armen! – Und dennoch sah er, als sähe er nicht, und handelte, als fühlte er nicht! – O thörichter Stolz der Menschennatur, welcher sich hinter das Phantom von Ehre verbirgt, um nicht dem Argwohn ausgesetzt zu sein, daß man andre Leidenschaften hege!

Es soll jedoch niemand seinem Schicksale entgehen! – Als Meding eines Morgens die Staffeln hinanstieg, welche zu dem Landhäuschen emporführten und an der Hausthüre klingelte, bat ihn das dieselbe öffnende Dienstmädchen mit verstörtem Gesicht, er möchte doch nach Besorgung seines Patienten auf einen Augenblick bei Madame vorsprechen, welche selbst unwohl und in Verzweiflung sei über die Erkrankung Richards. Und als Meding in das Zimmer des Feldwebels trat, da bat ihn Frau Berner ebenfalls dringend, zu der Hausfrau hinüber zu gehen, da sich der Kleine so schlecht befinde, und in der Nacht einen heftigen Blutsturz gehabt habe.

Meding erschrak gewaltig, denn er wußte ja, was bei solchen Kranken derartige Anfälle zu bedeuten haben, und er beeilte sich, dem Rufe der tiefgebeugten Mutter Folge zu leisten. Er fand sie in ihrem Schlafzimmer neben dem Bettchen Richard's, der in heftigem Fieber bewußtlos dalag, ganz heruntergekommen durch den schweren Blutverlust.

»Helfen Sie, falls Sie können, Herr Doktor!« bat sie ihn nach der ersten Begrüßung und drückte ihm beschwörend die Hand; »hülflos und verkrüppelt wie er ist, war

mein Richard doch meine einzige Freude, mein einziger Trost! Das Leben hat mir nichts von Liebe und Freude geboten, als diese Befriedigung des Mutterherzens! Soll nun auch diese mir genommen werden? O retten Sie, helfen Sie!«

Meding versuchte sie zu trösten, ließ sich den Hergang erzählen und fand dann bald, daß hier wenig Hoffnung zur Rettung vorhanden war. Der arme Knabe hatte ohnedem schon an Lungenschwindsucht gelitten, und eine heftige Erkältung am vorigen Abend hatte den Hustenreiz gesteigert und die Erschütterung davon einige Gefäße der tuberkulösen Lunge zerrissen. Meding verordnete einige Heilmittel und ging dann, von dem stummen Jammer der armen Mutter fast selbst zu Boden gedrückt, mit dem Versprechen, am Abend wieder zu kommen.

Aber in der Gesellschaft wie in der Einsamkeit tönte es unaufhörlich widerhallend und wie ein Vorwurf in seiner Seele nach: »Das Leben hat mir nichts von Liebe und Freude geboten!« und er erinnerte sich dessen, was Rosen und seine Frau ihm von Beatens Ehestand und Alex's Ende und insbesondere von jener Mißhandlung erzählt hatten, welche sie einst um seinetwillen, wegen der hinterlassenen Papiere der alten Dorothee, die Beate an ihn abgeschickt, hatte erdulden müssen. Er vergegenwärtigte sich dann die Erscheinung von Beatens Vater, das ganze Wesen des starren, geraden, aber im Kampf mit widrigen Geschicken verhärteten selbstsüchtigen Mannes; er

stellte sich den Einfluß eines solchen Vaters auf das einzige mutterlose Kind vor, das sogar beinahe ohne Umgang mit Altersgenossen aufgewachsen war; er erinnerte sich an den Kontrast, welcher damals zwischen ihm, dem armen Badergesellen und Sohn einer mittellosen Dienerin, und Beaten als der Tochter eines wohlhabenden und seiner vortheilhaften Lage wie seines Einflusses bewußten Mannes, stattgefunden. Er entsann sich der Andeutungen, welche damals die Magd ihm über den Vorschub gegeben, den der alte Nagler den Bewerbungen des jungen Apothekers leistete; er fragte sich: was hätte ich Beaten damals zu bieten vermocht, und wie mußte *sie*, von ihrem Standpunkte aus, auf mich unwillkürlich herabsehen? Und siehe da, er betraf sich allmählig auf ganz anderen Gedanken, die Beaten entschuldigten und ihn selbst belasteten. Seine damalige heimliche Abreise und sein ganzes Trutzen und Schmollen kam ihm nun ebenfalls so knabenhaft und unvermittelt vor, wie es Anderen hatte erscheinen müssen; und mit der Beschämung darüber erfaßte ihn eine wirkliche Reue.

Und wenn Ludwig nun die junge Wittwe sich vergegenwärtigte, wie sie jetzt war, wie er sie wieder kennen gelernt und wie die Anderen sie geschildert hatten, – wenn er diesen stillen, schlichten, ergebungsvollen Wandel, diese Anspruchslosigkeit des Gebahrens bei einer solchen Genüge und Unabhängigkeit, eine solche

Einfachheit der Erscheinung und stille Wohlthätigkeit, eine solch werkhätige christliche Nächstenliebe betrachtete, wie Beate sie gegenüber dem landfremden Quartiersmanne an den Tag gelegt hatte, wann er ferner Beatens mütterliche Liebe für den kranken verkrüppelten Richard und ihre versöhnliche Stimmung und Pietät gegen ihren Vater und gegen Alex in's Auge faßte, die nie auch nur mit einer Andeutung der jahrelangen Leiden gedachte, welche diese unselige erzwungene Ehe über sie verhängt hatten, – dann fühlte er in seinem Innern eine solch hohe Verehrung für diese Frau, daß er sich anklagte, ihrer ganz unwürdig zu sein! – Wann Beate nicht aus solch sittlichem und geistig gediegenem Stoff gewesen wäre, was würde wohl unter solchen Verhältnissen aus ihr geworden sein? fragte er sich. Was würden andere Frauen, auf gleiche Weise um ihr Lebensglück betrogen, aufgesucht und ergriffen haben, um den nagenden Wurm der Unbefriedigung in ihrem Innern zu übertäuben, zumal ihnen Reichthum, Unabhängigkeit und jene, von aller Verantwortung entbundene gesellige Stellung der Wittwe zu Gebote standen? Wie würden Andere in geräuschvollem Wohlleben, Kleiderpracht, Koketterie oder in Huldigungen aller Art, die sie ausgesucht hätten, Entschädigung gesucht haben? während Beate nur in der ergebungsvollen Pflichttreue, in beschaulicher Stille, werkhätiger Frömmigkeit und geistiger und sittlicher Fortbildung und vor Allem in der Erziehung ihres Kindes den Frieden ihrer Seele und den Ersatz für vergangene Leiden gesucht hatte. Und dann, um gerecht zu sein, mußte damals, zur

Zeit von Dorotheens Tode, nicht Beate vermöge ihres in der Residenz erworbenen höhern Bildungsgrads und des daraus hervorgegangenen Selbstgefühls in dem angehenden Chirurgen einen Menschen sehen, der ihr eigentlich nicht ebenbürtig war? Konnte er ihr verbieten, daß sie Vergleichen angestellt hatte zwischen ihm und sich, wie zwischen Alex und ihm?

Der frühe Winterabend dunkelte, als Meding wieder durch des Städtchens finstere Gassen dem Gartenhause vor dem Oberthore zuschritt. Sein Gemüth war noch nicht ruhig geworden, aber es war erfüllt von einem unaussprechlichen Gefühl der Hochachtung und Bewunderung für Beaten, von einer unsäglichen Sympathie für ihren Schmerz. Er fand sie anscheinend ruhig, thränenlos und stille, aber er wußte ja, daß der höchste Schmerz keine Thränen mehr findet! Er wagte sie kaum anzusehen, kaum zu reden, um nicht die eigene tief innerliche Erschütterung zu errathen, welche nur der männliche Stolz noch zurückzudämpfen vermochte. Er untersuchte den Puls, und mit dem Hörrohr den Herz- und Lungenschlag des kleinen Richard, und Beate sah ihm stumm und mit glühenden Augen zu. Ihre Hände lagen schlaff in ihrem Schoose gefaltet, ihr Köpfchen war heruntergeneigt wie eine geknickte Blume – ihre ganze Erscheinung hatte etwas tief Ergreifendes.

Als Meding mit seiner Untersuchung zu Ende war, stand sie auf, schwankte zu ihm herüber und ergriff seine Hand.

»Sagen Sie mir die volle Wahrheit, Doktor!« flüsterte sie; »nicht wahr, es ist keine Rettung mehr möglich? Gott heischt auch dieses Opfer von mir als eine Sühne für die Sünden seiner Eltern und Voreltern?«

»Reden Sie nicht so, Beate!« erwiderte er, ohne zu wissen, welch vertraulichen Namen er ihr gebe; »Gott ist barmherzig; er nimmt das arme Kind noch in den Jahren der Unschuld zu sich, ehe die Schmerzen und Kümmernisse des Lebens es verbittert haben! Dem kleinen Dulder wird auf diese Weise eine Reihe künftiger Leiden erspart, die ihm bevorstanden! Trösten Sie sich: was Gott thut, ist ja wohlgethan, und der Himmel lenkt alle Schmerzen zu unserem Besten.«

»Ja, das mag alles wahr sein, Ludwig!« rief sie jetzt und die verhaltenen Thränen stürzten mit Einem Male wild hervor; »aber es schmerzt doch namenlos, das Einzige zu verlieren, woran unser Herz hing, und was uns wahrhaft liebte!« Und in ihrer Verzweiflung legte sie Hände und Haupt unbewußt auf Meding's Schulter. »Herr, hilf! Herr gib mir Fassung und Kraft! Es ist das Liebste, was Du mir vollends entziehst!«

Und die Kraft schien die arme Mutter zu verlassen – ihre Kniee wankten und ohne Ludwigs schützende Arme wäre sie zu Boden gesunken. Er aber trug sie zum Lehnstuhle, bettete sie hinein und verschwendete alle Liebe und Sorge an sie, deren er nur fähig war. Sie kam wieder zu sich, und sah, daß er vor ihr kniete und ihre Hand an seinen Mund drückte und mit Küssen bedeckte und mit Thränen.

»Ludwig,« flüsterte sie, »was soll das sein?«

»Verzeihung, Beate! ich konnte nicht anders,« entgegnete er. »Ich habe Ihnen unbewußt oft wehe gethan und in meiner Bitterkeit Ihnen gegrollt; darum legt mir die Vorsehung jetzt die Pflicht auf, in dieser schweren Stunde als Freund Ihnen zur Seite zu stehen; allein ehe ich dieß kann, muß ich mein Unrecht abbüßen! O lassen Sie mich so knien, Beate!«

»Nein, stehen Sie auf, Ludwig! an mir wäre es, so vor Ihnen zu knien, denn ich habe Ihnen die Jahre des geistigen Elends zu vergelten, die Sie durchlebt auf dem Schiffe und in der Fremde! Vergeben Sie mir meinen Stolz und meine Untreue, Ludwig, – verzeihen Sie mir um dieses armen Kindes willen, das gleichsam alle unsere Sünden trägt! ... Sehen Sie, wenn die Hand des Herrn Einem so den letzten Trost entzieht, dann vergißt selbst eine schüchterne Frau, was sie dem Herkommen und dem Anstand schuldig ist, und darum wollen Sie keine Unweiblichkeit in dem Geständniß sehen, daß das was ich erduldet, nachdem ich Ihre Briefe an die selige Mutter gelesen hatte, daß jener furchtbare Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, den ich auskämpfen mußte, um einen Gatten, den ich nicht liebte, selbst die Treue des *Herzens* zu erhalten, *auch* eine Buße war! Erachten Sie *mein* Unrecht für gesühnt, wie es mir Gott durch seinen Beistand, durch Religion und Mutterliebe sühnen half, und vergeben Sie auch Anderen, welche zwischen uns traten! Glauben Sie meinem ernstern Geständniß in dieser ernstern Stunde, angesichts dieses sterbenden Kindes

mit welchem meine höchste Erdenfreude mir entflieht: ich habe Sie inniger geliebt, da ich Sie verloren hatte, als ich Sie je in glücklichem Besitze geliebt haben würde!«

»Und ich, Beate, auch ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben!« entgegnete Meding. »Hier, an diesem Sterbebette, wo alles Irdische so werthlos erscheint, darf ich es ja wohl gestehen, ohne einen Frevel zu begehen oder eine Sünde wider den Geist: ich liebe Dich jetzt inniger als je, obschon hoffnungsloser!« Und er senkte von neuem sein Haupt auf ihre Hände und küßte diese.

»Hoffnungsloser?« wiederholte sie bebend und doch erwartungsvoll; »wie so denn?«

»Wegen unserer verschiedenen Lage. Laß uns abbrechen! Es widerstrebt mir, hier in dieser Nähe eines Sterbenden an die irdische Zukunft zu denken!«

»Ja, Du kannst so reden, der starke Mann, der sich allein genug ist!« erwiderte sie; »aber was soll aus mir werden, wann ich meinen Richard verloren habe? was kann mir das Leben dann noch bieten, wann selbst Du mir die letzte Stütze, die letzte Hoffnung entziehst? Was kümmert es mich, was die Leute denken und sagen könnten, daß ich in einem solchen Augenblicke so rede! aber wer von denen, die deßhalb einen Stein auf mich werfen würden, hat je gefühlt wie ich, was es heißt: an dem Todsbette des einzigen Kindes den einzigen ältesten Freund unserer Jugend wieder gefunden zu haben und dann sogleich wieder mit seinem Verlust bedroht zu werden? – O Ludwig, gedenke der Vergangenheit, gedenke Deiner Mutter!

wird *sie* Dir je vergeben, wann Du mich durch Dein verkehrtes Zart- und Ehrgefühl vollends zu Boden trittst und dem größten Elende preisgibst? . . . «

»Beate! was höre ich? . . . «

»Ja, Du hörst eine Sprache, die ungewohnt und selten sein mag; aber die darum doch nicht minder die Sprache der Wahrheit ist! Soll unser ganzes Erdenglück noch einmal einer schnöden, unnatürlichen, conventionellen Ansicht zum Opfer fallen? oder hast Du aufgehört mich zu lieben?«

»Beate, wenn Du in mein Herz blicken könntest! . . . Du bist zu edel, zu erhaben, zu gut für mich! Aber nun laß uns davon abbrechen, komm an mein Herz, geprüfte, gereifte, theure Dulderin! nimm mich hin wie ich bin, ob auch Deiner unwürdig! . . . «

Sie waren kein vergnügtes jubelndes Liebespaar, sondern durch Schmerz vereinigt und geläutert, hatten sie sich wieder gefunden an einem Sterbebett, wo vielleicht nicht viele Ehen in ähnlicher Weise geschlossen werden. Auf Ludwigs Schooße von den Armen seiner Mutter umschlungen, starb der kleine Richard in jener Nacht, und so fiel die Schranke, welche nach Beatens Ansicht vielleicht zum Theil Ludwig von ihr abgehalten hatte. Sie hat zwar später nur Wenigen gestanden, wie und wo sie sich mit Ludwig verlobt habe, aber sie hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß ohne Ludwig's tröstliche Nähe und stützenden Arm sie nach ihrer innigen Ueberzeugung über Richard's Tode unfehlbar den Verstand verloren, und daß ihr Vermögen keinen Werth für sie gehabt hätte, wann

Ludwig es nicht getheilt haben würde, dem sie eine Vergütung für vergangenes Leid schuldig sei, um ihres Vaters Vergehen zu sühnen.

Das Verlöbniß der beiden ward erst einige Monate nach Richard's Tode öffentlich gemacht, als Meding seine Entlassung nahm und wieder in sein Vaterland einwanderte. Er mußte sich einer ärztlichen Prüfung unterwerfen, die er natürlich mit Glanz bestand und setzte sich nun als praktischer Arzt in Goggheim, wo er bereits so viele Freunde und Bekannte gewonnen hatte. Seit seiner Verheirathung hat er dem Provisor einen Antheil an dem Ertrag der Apotheke gegeben und hilft dieselbe leiten. Ebenso führt er auch die Buchdruckerei und das Amts-Anzeigeblatt fort, nicht aus Habsucht, sondern weil er einen deutlichen Wink der Vorsehung darin sieht, diese beiden Etablissements für seine Familie zu erhalten. Und er hat eine zahlreiche Familie: mehrere bildschöne, gesunde, muntere Knaben und Mädchen beleben die weiten Räume des umgebauten ›Feuerzeugs‹, welche Ludwig und Beate bewohnen, und die glücklichen Gatten sehen an dem schönen segensreichen Erfolg beider Etablissements, daß kein Erbfluch auf denselben ruht, wenn gleich die Mittel, um beide in Eine Hand zu vereinigen, nicht sehr lauter waren und an dem Gelde des alten Huland mancher Seufzer der Armuth kleben mag. Was der alte Meister Nagler so fein und pfiffig angelegt hatte und was der alte Hofapotheker so schlaubeuten gewähnt, die Vereinigung der beiden einträglichen Geschäfte und namhaften Vermögen, das ist nun

einem ganz Andern und dessen Kindern zu gut gekommen, von dem aber auch gerühmt werden kann, daß er dieses Glück verdient, da er mit seiner guten Frau wetteifert, Menschenwohl zu fördern und fremdes Leid zu mildern, so daß nie ein Armer oder Bedrängter mehr ungetröstet hinweggeht aus dem ›Wilden-Mann‹ oder dem ›Feuerzeug‹.